

Journal

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Das gute Leben – philosophisch-feministische Perspektiven

Gutes Leben als Kontinuum für Menschen jedweden Geschlechts – Utopie oder Ziel?

Utopien als Werkzeuge für Bildung in der Krise – kritisches Denken durch neue Wege in der Lehre

Das „gute“ Leben leben: biographische Kontingenz im Alltag von Frauen türkischer Heiratsmigranten

Krise feministischer Positionen in Zeiten der Pandemie: ‚gutes Leben‘ – Herrschen gegen die ‚Natur‘

Von prekären und „guten“ Arbeits- und Lebensverhältnissen. Politiken der Ent_Prekarisierung

Situationistische Interventionen und ziviler Ungehorsam. Feministische Kämpfe

Das ‚Gute Leben für Alle‘ durch Waldbesetzungen? Klimakrise und Utopie

Im Zeitalter des Postfeminismus? Subversion, Neoliberalismus, Digitalisierung

Transgendered, castrated, effeminate? Gender and Ambiguity in Cross-Cultural Perspective

Wissenschaftler*innen als Sorgende Angehörige: Befunde, Desiderata und Bedarfe an Hochschulen



Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 49

Koordinations- und Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
Tel.: (0201) 183 6134
Fax: (0201) 183 2118
journal@netzwerk-fgf.nrw.de

Redaktion
Dr. Jenny Bünnig, Dr. Beate Kortendiek, Dr. Uta C. Schmidt

Essen, Dezember 2021

ISSN 1617-2493
<https://doi.org/10.17185/dupublico/75190>



Inhalt

Editorial	5
Neue Netzwerkprofessor_innen stellen sich vor	
Prof. Dr. med. Arzu Oezcelik	6
Forschung, Vernetzung und Aktivitäten	
10 Jahre ZEUGS – 10 Jahre kritische Geschlechterforschung	7
Mittelbauworkshop Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW 2021	8
Das Netzwerk gegen Machtmissbrauch – www.netzwerk-mawi.de	9
Arbeitsgruppe Frauen in der Geschichte der Philosophie beim Kongress der DGphil	9
#MeToo in Science – Podcast-Serie und interaktive Karte	10
She Figures 2021 erschienen	10
Genderteildominationen an der Universität Siegen – erfolgreiche Ausschreibung von Mitteln aus dem Professorinnenprogramm III	11
Podcast Whose Rights, Which Rights?	11
Personalien	
Dr. Anike Krämer mit Studienpreis ausgezeichnet	12
Prof. Marie-Theres Wacker entwickelt Rundgänge zu jüdischer Geschichte	12
Jennifer Niegel bei der European Conference on Gender Equality in Higher Education	12
Netzwerk FGF NRW mit Ulla Hendrix im Beirat der European Platform of Women Scientists vertreten	13
Nachruf auf Prof. Dr. Claudine Hermann von der European Platform of Women Scientists	14
Projekte stellen sich vor	
Exzellenz entdecken und kommunizieren: Sensibilisierung und Kompetenzentwicklung zum Thema Exzellenz und Gender für Postdocs und Akteure der Hochschulkommunikation	15
Kampagne gegen sexuelle Belästigung der Universität Bonn – Klare Worte finden, sexuelle Belästigung stoppen!	16
Neues Angebot für Wissenschaftlerinnen an der Universität Bonn: #UnsichtbarWarGestern – Wissenschaft erfolgreich kommunizieren	17
Jahrestagung 2021	
Malina Klueß, Lining Rinke, Jeremia Herrmann	
Krise und Utopie. Geschlechterperspektiven auf ein „gutes Leben“ (nicht nur) in der Pandemie	18
Friederike Kuster	
Das gute Leben – philosophisch-feministische Perspektiven	23
Christel Baltes-Löhr	
Gutes Leben als Kontinuum für Menschen jedweden Geschlechts – eine Utopie oder notwendiges Ziel?	28

Marieke Fröhlich, Eva Maria Hinterhuber Utopien als Werkzeuge für Bildung in der Krise – kritisches Denken und Mut zur Veränderung durch neue Wege in der Lehre	38
Nergis Demirtas, Ariane Schleicher Das „gute“ Leben leben: biographische Kontingenz im Alltag von Frauen türkischer Heiratsmigranten in schwierigen Zeiten	41
Sabine Hofmeister, Tanja Mölders Die Krise feministischer Positionen in Zeiten der Pandemie: zwischen Sorgen für das ‚gute Leben‘ und Herrschen gegen die ‚Natur‘	48
Christine Wimbauer, Mona Motakef Von prekären und „guten“ Arbeits- und Lebensverhältnissen – Politiken der Ent_Prekarisierung in pandemischen Zeiten	54
Constanze Stutz Über „... spöttische situationistische Interventionen und groben zivilen Ungehorsam“ (N. Fraser). Feministische Kämpfe um Reproduktion zwischen Aufstand und Streik	57
Annette Vanagas Das ‚Gute Leben für Alle‘ durch Waldbesetzungen? Bedürfnisse erkunden zwischen Klimakrise und commonistischer Utopie	60
 Beiträge	
Fabienne André Im Zeitalter des Postfeminismus? Feministische Bewegungen zwischen Subversion, Neoliberalismus und Digitalisierung	69
Patricia Plummer, Syed Kazim Ali Kazmi "Transgendered, castrated, effeminate"? Gender and Ambiguity in Cross-Cultural Perspective	74
Inken Lind Wissenschaftler*innen als Sorgende Angehörige: Befunde, Desiderata und Bedarfe an Hochschulen	80
 Tagungsberichte	
Oxana Eremin, Annalisa Mattei Corona und Krise – Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung	87
Uta C. Schmidt Preisverleihungsfeier der Stiftung Aufmüpfige Frauen	90
 Veröffentlichungen	
Buchbesprechungen	
Jenny Bünnig rezensiert K. Lee Chichester/Brigitte Sölch (Hrsg.), (2021): Kunsthistorikerinnen 1910–1980. Theorien, Methoden, Kritiken	95
Renate Nestvogel rezensiert Henry Kam Kah, Bea Lundt (Hrsg.), (2020): Polygamous Ways of Life Past and Present in Africa and in Europe. Polygame Lebensweisen in Vergangenheit und Gegenwart in Afrika und Europa	98
Neuerscheinungen	100

Editorial

Liebe Leser:innen,

mit der aktuellen Ausgabe unseres Journals Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW halten Sie ein prall gefülltes Heft in der Hand. Es lässt Sie teilhaben an spannenden gesellschaftspolitischen Debatten und Reflexionsprozessen, in denen die Geschlechterforschung ihren Status als kritische Wissenschaft verhandelt.

Im November fand unsere Jahrestagung als Hybridveranstaltung im Glaspavillon der Universität Duisburg-Essen statt. Das Thema lautete: „Krise und Utopie. Geschlechterperspektiven auf ein ‚gutes Leben‘ (nicht nur) in der Pandemie“. Wir freuen uns, dass alle Referentinnen ihre Vorträge zum Abdruck in diesem Journal zur Verfügung gestellt haben, sodass auch diejenigen, die weder analog noch virtuell an der Tagung teilnehmen konnten, die Gelegenheit haben, sich dem Thema aus unterschiedlichen Disziplinen und Perspektiven anzunähern.

Die Philosophin Friederike Kuster spannt den Bogen auf mit der Frage nach dem Glück, das als subjektive Empfindung heutzutage individuellen Selbstauskünften überlassen bleibt, während das gute Leben im Sinne einer objektiv bestimmbaren Lebensform weiterhin ein wichtiges, wenngleich problematisches, Feld der Philosophie bleibt. Christel Baltés-Löhr entwickelt in ihrem Beitrag ein gutes Leben als Kontinuum für Menschen jedweden Geschlechts. Eva Maria Hinterhuber und Marieke Fröhlich leiten Studierende an, Autor_innen ihrer Zukunft zu sein – trotz oder sogar inspiriert durch die multiplen Krisen der Gegenwart. Nergis Demirtas und Ariane Schleicher stellen Paarbeziehungen vor, die bisher eher selten in den Blick geraten, und erinnern: „Heimat ist nicht da, wo du geboren bist, sondern da, wo du satt wirst.“ Für Tanja Mölders und Sabine Hofmeister als Vertreterinnen der Nachhaltigkeitswissenschaften sind die Parallelen zwischen Geschlechter- und Naturverhältnissen – als aufeinander verweisende herrschaftsförmige Strukturverhältnisse – relevant. Christine Wimbauer und Mona Motakef fordern umfassende Politiken der Ent_Prekarisierung. Für Constanze Stutz formiert sich das politische (feministische) Subjekt in gemeinsam und solidarisch geführten Auseinandersetzungen. Und Annette Vanagas problematisiert die Waldbesetzung als neue Form des politischen Protestes.

Dieses Heft enthält zudem drei weitere, höchst bedeutsame und lesenswerte Beiträge. Fabienne André leitet sicher durch den Postfeminismus und zeigt, in welchen Spannungsverhältnissen sich Feminist:innen heute bewegen. Patricia Plummer und Syed Kazim Ali Kazmi greifen die Faszination für Hijras auf und problematisieren die Tendenz, Hijras als Transgender und damit als Zeichen der ‚Modernität‘ zu feiern. Sie reflektieren in cross-cultured-Perspektiven Geschlechterkonstruktionen samt den ihnen innewohnenden Ambiguitäten. Inken Lind bearbeitet ein Desiderat in der Hochschulforschung – Wissenschaftlerinnen als sorgende Angehörige. Sie reflektiert in ihrem Beitrag die Bedarfe im Hinblick auf die Vereinbarkeit von Pflege- und Sorgeverantwortung mit einer wissenschaftlichen Tätigkeit.

Darüber hinaus informieren Projektvorstellungen, kurze Nachrichten, aktuelle Publikationen, Tagungsberichte und Rezensionen über Bewegungen in der Frauen- und Geschlechterforschung.

Wir grüßen alle, die das Netzwerk in so vielfältiger Weise unterstützen und uns durch weitere Pandemiezeiten begleitet haben. Ein besonderes Dankeschön gilt denjenigen, die zum Gelingen dieses Journals beigetragen haben!

Ihnen allen wünschen wir eine anregende Lektüre und alles Gute für 2022.

*Ihre
Katja Sabisch und Beate Kortendiek
Dezember 2021*

Neue Netzwerkprofessor_innen stellen sich vor

Prof. Dr. med. Arzu Oezcelik

Professorin für Viszerale Transplantation unter Berücksichtigung genderspezifischer Aspekte an der Universität Duisburg-Essen



Foto: Dave Kittel.

Prof. Dr. med. Arzu Oezcelik ist als W2-Professorin für Viszerale Transplantation und stellvertretende Direktorin in der Klinik für Allgemein-, Viszeral- und Transplantationschirurgie des Universitätsklinikums Essen tätig und leitet die Viszerale Transplantation. Ihr klinischer Tätigkeitsbereich umfasst die komplette Chirurgie mit Spezialisierung auf die HPB-Chirurgie und die Transplantationschirurgie. Besonders viel Erfahrung und Interesse hat sie im Bereich der Leberlebendtransplantation bei Erwachsenen und Kindern.

Forschungsansätze zur Optimierung der Lebendspende bei Erwachsenen stehen dabei im Fokus. Zusätzlich hat sie ein großes Interesse an der KI in der Chirurgie und leitet seit zwei Jahren innerhalb der Klinik für Allgemein-, Viszeral- und Transplantationschirurgie die Arbeitsgruppe „KI in der Chirurgie“.

Als weiteren Schwerpunkt beschäftigt sie sich mit genderspezifischen Aspekten in der Medizin, insbesondere in der Transplantationsmedizin, und hat seit 2021 durch die Universität Duisburg-Essen eine Zusatzdenomination für genderspezifische Aspekte in der viszerale Transplantation erhalten. Neben ihrer klinischen und wissenschaftlichen Tätigkeit ist sie in verschiedenen Kommissionen der Medizinischen Fakultät aktiv tätig, u. a. als stellvertretende Gleichstellungsbeauftragte.

Arbeitsschwerpunkte

- Lebertransplantation und Leberlebendtransplantation
- HPB-Chirurgie
- Therapie des Hepatozellulären und Cholangiozellulären Karzinoms
- Leitung der interdisziplinären Lebertransplantationskonferenz

Forschungsschwerpunkte

- Lebertransplantation, insbesondere Leberlebendtransplantation
- Rolle von frailty in der Lebertransplantation
- Einsatz von Künstlicher Intelligenz in der Chirurgie
- Genderspezifische Unterschiede in der Transplantationsmedizin

Veröffentlichungen (aktuelle Auswahl)

- Karadag HI, Andacoglu O, Papadakis M, Paul A, Oezcelik A, Malamutmann E. (2021). Invasive Fungal Infections After Liver Transplantation: A Retrospective Matched Controlled Risk Analysis. *Ann Transplant* 2021 Aug 6;26:e930117. doi:10.12659/AOT.930117.
- Klein CG, Malamutmann E., Latuske J, Tagay S, Dörr N, Teufel M, Paul A, Oezcelik A. (2021). Frailty as a Predictive Factor for Survival after Liver Transplantation, Especially for Patients with MELD ≤ 15 – A Prospective study. *Langenbecks Arch Surg.* 2021 Apr 13. doi:10.1007/s00423-021-02109-9.
- Alim A, Dayangac M, Erdogan Y, Yuzer Y, Tokat Y, Oezcelik A. (2021). Living Donor Liver Transplantation: The Optimal Curative Treatment for Hepatocellular Carcinoma Even Beyond Milan Criteria. *Cancer Control.* 2021 Jan-Dec;28:10732748211011960. doi:10.1177/10732748211011960.
- Malamutmann E, Frenzen A, Karadag HI, Emre A, Klein CG, Paul A, Oezcelik A. (2021). Inner Abdominal Fat and Psoas Muscle as Predictive Factors for the Outcome After Liver Transplant. *ExpClinTransplant.* 2021 Jan 11. doi:10.6002/ect.2020.0265.

- Jaradat D, Bagias G, Lorf T, Tokat Y, Obed A, Oezcelik A. (2021). Liver transplantation for combined hepatocellular-cholangiocarcinoma: Outcomes and prognostic factors for mortality. A multicenter analysis. Clin Transplant. 2021 Feb;35(2):e14094. doi:10.1111/ctr.14094. Epub 2021 Jan 15.
- Koitka S, Kroll L, Malamutmann E, Oezcelik A, Nensa F. (2021). Fully automated body composition analysis in routine CT imaging using 3D semantic segmentation convolutional neural networks. Eur Radiol. 2021 Apr;31(4):1795–1804. doi:10.1007/s00330-020-07147-3.
- Alim A, Dayangac M, Erdogan Y, Malamutmann E, Yuzer Y, Tokat Y, Oezcelik A. (2021). Splenic artery Transposition for Arterial Reconstruction in Living Donor Liver Transplantation. Transplant Proc Jan-Feb 2021;53(1):36–41. doi:10.1016/j.transproceed.2020.02.155.
- Alim A, Malamutmann E, Dayangac M, Erdogan Y, Gokakin AK, Tokat Y, Oezcelik A. (2019). Comorbidity Index as a Selection Tool for Living Donor Liver Transplantation in Elderly Patients Transplant Proc. 2019 Dec;51(10):3315–3319. doi:10.1016/j.transproceed.2019.07.030.

Kontakt und Information

Prof. Dr. med. Arzu Oezcelik
Klinik für Allgemein-, Viszeral-
Transplantationschirurgie
Universitätsklinikum Essen
Hufelandstraße 55
45147 Essen
arzu.oezcelik@uk-essen.de

Forschung, Vernetzung und Aktivitäten

10 Jahre ZEUGS – 10 Jahre kritische Geschlechterforschung

Das Zentrum für Europäische Geschlechterstudien (ZEUGS) an der Universität Münster feiert im Dezember 2021 sein 10-jähriges Jubiläum. Seit 2011 bringt das ZEUGS feministische Wissenschaftler*innen und kritische Geschlechterforscher*innen am Fachbereich 6 Erziehungswissenschaft und Sozialwissenschaften der Universität Münster und darüber hinaus in den interdisziplinären Austausch. Das ZEUGS schließt mit seinen interdisziplinären Kooperationen noch immer bestehende Desiderate moderner universitärer Forschung und Lehre und optimiert dadurch nicht nur die Forschungserkenntnisse, sondern auch die Ausbildung der Studierenden durch Bündelung der Ressourcen und Kompetenzen im Bereich der Geschlechterstudien und der feministischen Sozial- und Politikwissenschaft.

Gerade in Bezug auf die Erforschung der Geschlechterverhältnisse in demokratischen wie auch autoritären Regimen ist eine interdisziplinäre Ausrichtung für den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn zentral. Denn Geschlecht stellt eine Kategorie dar, die die gesellschaftliche Ordnung in übergreifender Weise durchdringt. Daher zielt das ZEUGS auf die Förderung, Vertiefung und Intensivierung des interdisziplinären Dialogs einerseits und der Kooperation zu geschlechterbezogenen Themenstellungen in Forschung und Lehre an der Universität Münster andererseits. Nur so kann den durch die fortlaufende Neuausarbeitung der Geschlechterverhältnisse entstehenden gesellschaftspolitischen und wissenschaftlichen Herausforderungen begegnet werden. Das ZEUGS befördert die Koordination und Durchführung von interdisziplinären Forschungsprojekten von Forschenden an der Universität Münster sowohl innerhalb des Fachbereichs 6 als auch darüber hinaus. Es dient so als Forum der theoretischen und empirischen Grundlagenforschung zur Entstehung und Entwicklung der Geschlechterverhältnisse im Allgemeinen sowie der Analyse demokratischer Geschlechterverhältnisse im Kontext europäischer Integration im Besonderen. Außerdem gehören der gezielte Auf- und Ausbau nationaler und internationaler Forschungs Kooperationen zum ZEUGS-Schwerpunkt der Europäischen Geschlechterforschung. Darüber hinaus wirkt das ZEUGS als Instrument aktiver Frauenförderung, die zu den zentralen Aufgabenbereichen zählt. Auf Universitätsebene erweitert sich die Vernetzungsaktivität des ZEUGS über eine Zusammenarbeit mit dem Forschungsnetzwerk Gender am Mittelbau der WWU; auf Landesebene kooperiert es mit dem Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW und auf Bundesebene mit der Fachgesellschaft Geschlechterstudien.

Am ZEUGS wurde von 2013 bis 2015 das Forschungsprojekt „Geschlechterverhältnisse in autoritären und hybriden Regimen“ erfolgreich durchgeführt. Förderung erhielt das ZEUGS-Projekt im Rahmen des Landesprogramms für geschlechtergerechte Hochschulen/Programmstrang Genderforschungsförderung durch das Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes NRW. Erkenntnisse des Forschungsprojektes wurden unter anderem 2018 im Rahmen des Buches „Civil Society and Gender

Relations in Authoritarian and Hybrid Regimes: New Theoretical Approaches and Empirical Case Studies“, herausgegeben von Gabriele Wilde, Annette Zimmer, Katharina Obuch und Isabelle-Christine Panreck, im Barbara Budrich Verlag, Opladen veröffentlicht. Das aktuelle Forschungsprojekt am ZEUGS „Re-Defining the Public – Öffentlichkeit als vergeschlechtlichtes Machtdispositiv“ befasst sich mit der Analyse des Wandels von Öffentlichkeit als eine konfliktträchtige diskursive Handlungspraxis. Auch hieraus, sowie auch aus weiteren Forschungsoperationen am ZEUGS, sind zahlreiche Publikationen hervorgegangen. Aktuelle Erkenntnisse etwa zum „Angriff auf die Demokratie. Die Macht des Autoritären und die Gefährdung demokratischer Geschlechterverhältnisse“ (2018) oder zu den „Folgen der Europäischen Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik für demokratische Geschlechterverhältnisse“ (2014) werden fortlaufend in der ZEUGS-Working Papers-Reihe veröffentlicht.

Kontakt und Information

Zentrum für Europäische
Geschlechterstudien
Westfälische Wilhelms-
Universität Münster
Scharnhorststraße 100
48151 Münster
zeugs@uni-muenster.de
[https://www.uni-muenster.de/
ZEUGS](https://www.uni-muenster.de/ZEUGS)

Neben zahlreichen Publikationen werden die Forschungsprojekte auch von interdisziplinären Ringvorlesungen begleitet, welche umfassende Themenstellungen behandeln. Diese reichen von „Zum Verhältnis von Frauen und Arbeit“ (2012) über „Widerständige Praktiken im öffentlichen Raum“ (2017) bis hin zu „Riskante Künstler*innen. Gefährdungen und Potenziale in der Kreativwirtschaft“ (2021).

Mit diesem analytisch-kritischen Blick auf die Verfassung gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse und ihrer Verfestigung in Form institutioneller Machtordnungen wird es am ZEUGS auch in Zukunft weiterhin heißen: Global denken. Interdisziplinär forschen. Gender studieren. (*Gabriele Wilde, Henrike Bloemen, Mareike Gebhardt*)

Mittelbauworkshop Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW 2021

Am 23. Juli 2021 hat der Mittelbauworkshop des Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW in Form einer Forschungswerkstatt stattgefunden. Unter dem Titel „Kein Geschlecht oder viele – Vol. II“ war es ein Anliegen, Geschlechterforscher_innen aus verschiedenen Fachdisziplinen ins Gespräch zu bringen und einen impulsgebenden Austausch zu Geschlecht – Gender – Queer zu initiieren.

Die Grundlage bildeten die Inputs und mitgebrachten Fragestellungen von sechs Referent_innen, die ihre aktuellen Forschungsprojekte vor- und zur Diskussion stellten. In zwei Kleingruppen mit jeweils etwa zehn Teilnehmer_innen gaben die Referent_innen einen Einblick in den Stand ihrer Forschungsprojekte. Daraus entwickelten sich wertschätzende und anregende Auseinandersetzungen rund um die sehr unterschiedlichen Gegenstände. So konnte mit Laura Hennig darüber gesprochen werden, wie Kinder in Forschungsvorhaben aktiv werden können und welche Möglichkeiten zur Einbindung von Gender und Queer im Kontext von Kindertagesstätten, bestehen. Mit Jeremia Herrmann konnte anhand von Interviewausschnitten darüber diskutiert werden, inwiefern Affekte und Emotionen für Väter in den Praxen von Stillen und Geburt offenkundig werden. Gisela Zurek eröffnete einen Einblick in ihre Forschungsskizze zu Täterinnen sexualisierter Gewalt, worauf die Teilnehmer_innen sich unter anderem zum (strategischen) Umgang mit der Kategorie Geschlecht im Forschungsprozess und deren Praxisrelevanz austauschten. Maria Becker stellte ihr Forschungsvorhaben zur politischen Partizipation von Menschen mit Fluchterfahrungen vor und diskutierte mit den Teilnehmenden Möglichkeiten geschlechterrelevanter Aspekte. Ein Austausch über Polybeziehungen und deren Umgang mit Care-Arbeit im Rahmen der Corona-Pandemie konnte mit Ivy Kuhfeldt geführt werden. Oxana Eremin stellte ihr Projekt „Kitchen Stories. Kitchen Politics“ vor, in dem sie aus historischer Perspektive die Küche als einen Ort (un)beweglicher Geschlechterarrangements untersucht und ins Verhältnis zu aktuellen Praktiken setzt.

Insgesamt wurde die Veranstaltung von den Teilnehmer_innen als ein sehr gelungenes Format wahrgenommen, das insbesondere durch die Interdisziplinarität bestach, die es ermöglichte, die Blickwinkel anderer Disziplinen und aus der Praxis zu erfahren. Zugleich wurde die offene und leichte Diskussionskultur hervorgehoben, die eine intensive Teilnahme für alle Beteiligten erfahrbar machte. Auch wenn die ein oder andere zusätzliche Stimme der Veranstaltung gutgetan hätte, wünschten sich die Teilnehmer_innen eine Wiederholung des Formats, sobald es in Präsenz wieder möglich ist.

Kontakt und Information

Jeremia Herrmann
Koordinations- und
Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und
Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
jeremia.herrmann@uni-due.de

Das Netzwerk gegen Machtmissbrauch – www.netzwerk-mawi.de

Machtmissbrauch ist ein gesellschaftliches Phänomen, von dem die Wissenschaft nicht ausgenommen ist. Mit dem 2019 in Deutschland in Kraft getretenen DFG-Kodex gilt Machtmissbrauch auch als wissenschaftliches Fehlverhalten. Zwar wird nach wie vor das idealisierte Bild gezeichnet, in Forschung und Lehre sowie wissenschaftlicher Zusammenarbeit gehe es rein sachlich zu und es zähle nur die Leistung. Machtmissbrauch ist jedoch auch in der Wissenschaft in verschiedenen Formen verbreitet.



**Netzwerk gegen
Machtmissbrauch in
der Wissenschaft**

Machtmissbrauch, gefördert durch Abhängigkeitsbeziehungen und eine Kultur der Angst, ist immer noch ein Tabuthema in der Wissenschaft. Mit seiner Arbeit will das Netzwerk das Bewusstsein für die systemimmanente Problematik schärfen und dadurch inklusive und offene Strukturen als Voraussetzung für wissenschaftliche Kreativität und Wissenschaftsfreiheit fördern.

Das Netzwerk wurde gegründet von Wissenschaftler:innen verschiedener Fachrichtungen aus universitären wie außeruniversitären Forschungseinrichtungen, die sich auf unterschiedliche Art und Weise mit dem Thema Machtmissbrauch im Wissenschaftssystem auseinandergesetzt haben und ein breiteres Bewusstsein für das Thema schaffen wollen. Personen, die sich von Machtmissbrauch innerhalb der Wissenschaft betroffen sehen, wollen wir eine erste unabhängige Ansprechstelle sein. Es versteht sich darüber hinaus als Ansprechpartner für Ombudspersonen, die mit Fällen von Machtmissbrauch konfrontiert sind, und für Institutionen, die Machtmissbrauch präventiv begegnen wollen. Darüber hinaus wollen wir den Diskurs zum Thema Machtmissbrauch in der Wissenschaft aus der Wissenschaft in die breite Öffentlichkeit tragen und politischen Entscheidungsträger:innen neue Perspektiven auf das Thema eröffnen.

Aktive Mitstreiter:innen sind herzlich willkommen, sich mit uns im Netzwerk zu engagieren. Gerne vernetzen wir uns auch mit thematisch verwandten Organisationen, Netzwerken, Gruppen und Initiativen.

Kontakt und Information

www.netzwerk-mawi.de
kontakt@netzwerk-mawi.de

Arbeitsgruppe Frauen in der Geschichte der Philosophie beim Kongress der DGPhil



2017 wurde die AG Frauen in der Geschichte der Philosophie von Prof.in Dr.in Ruth Hagengruber als Teil der DGPhil gegründet. Auf dem Kongress der DGPhil vom 05. bis zum 09. September 2021 war es die erste Arbeitsgruppe, die ihre eigene Sektion innerhalb der größten nationalen philosophischen Gesellschaft vorstellte. Vier international renommierte Wissenschaftlerinnen stellten ihre Arbeiten auf dem Gebiet Frauen in der Geschichte der Philosophie vor. Rege Diskussionen zeigten: Die Erforschung von Frauen in der Geschichte der Philosophie ist heute international etabliert und hat sich in den letzten 30 Jahren zu einem wichtigen Bereich der

kritischen Philosophiegeschichtsforschung entwickelt. Die Erforschung der philosophischen Beiträge und Ideen von Frauen findet weltweit wachsendes Interesse. Auch im deutschsprachigen Raum hat die Forschung auf diesem Gebiet erheblichen Umfang erreicht, wird von einer Anzahl von ForscherInnen in vielen Projekten durchgeführt und von immer mehr engagierten PhilosophInnen realisiert. Von den zahlreichen Philosophinnen der Antike, zu Elisabeth von Böhmen und Émilie du Châtelet bis in die Gegenwart: Die Vorträge machten die herausragenden Leistungen von Frauen in der Geschichte der Philosophie sichtbar. Doch ein Blick auf die etablierten zu erforschenden Autoren und auf die Curricula verrät, dass in der Erforschung und Lehre der mannigfachen originellen und tiefgehenden Beiträge von Frauen in der Geschichte der Philosophie auch noch ein weiter Weg zu gehen ist. Die AG will diesen Weg gemeinsam ebnen und beschreiten.

Unterstützt durch das Center for the History of Women Philosophers and Scientists (HWPS) soll die AG eine Plattform des Austausches und der Information zu Frauen in der Geschichte der Philosophie werden. Es geht darum, Forscherinnen und Forscher, die an dem Gebiet Frauen in der Geschichte der Philosophie interessiert sind, sowie ihre Projekte miteinander zu vernetzen. Weitere Informationen sind auf der zugeordneten Projektwebseite und auf der AG-Webseite bei der DGPhil zu finden:

🌐 <https://historyofwomenphilosophers.org/dgphil-ag-frauen-in-der-geschichte-der-philosophie/>

Kontakt und Information

Dr. Clara Carus
clara.carus@uni-paderborn.de

Das Vernetzungsprojekt steht allen deutschsprachigen ForscherInnen zur Verfügung. Ziel ist es, eine gemeinsame und möglichst umfangreiche Plattform für das Forschungs- und Lehrgebiet Frauen in der Geschichte der Philosophie entstehen zu lassen. Eingeschlossen sind hier auch jene Denkerinnen, die sich in den Randgebieten der Philosophie und Wissenschaften betätigten, wie z. B. Frauen in der Medizin (Hildegard von Bingen, Dorothee Erxleben u. v. a.), Frauen in der Mathematik- (Maria Gaetana Agnesi, Laura Bassi, Marie-Sophie Germain u. v. a.), Logik- und Physikgeschichte. Die Plattform richtet sich explizit an alle, die an dem Forschungs- und Lehrgebiet interessiert sind, und nicht ausschließlich an ForscherInnen, die sich bereits als ExpertInnen dafür verstehen.

#MeToo in Science – Podcast-Serie und interaktive Karte

Kontakt und Information

Dr. Beate von Miquel
Ruhr-Universität Bochum
Marie Jahoda Center for
International Gender Studies
Universitätsstraße 150
44801 Bochum
Tel.: (0234) 32-21730
beate.vonmiquel@rub.de

Anlässlich des internationalen Tages zur Beseitigung von Gewalt gegen Frauen und Mädchen hat das Marie Jahoda Center for International Gender Studies (MaJaC) am 25.11.2021 eine Podcast-Serie und eine interaktive Karte mit Best-Practice-Modellen aus deutschen Hochschulen veröffentlicht. Sie dokumentieren die zweiteilige Tagung „#MeToo in Science“, die das MaJaC gemeinsam mit dem Genderzentrum und der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Paderborn am 17.06./01.07.2021 online ausgerichtet hat. Das MaJaC plant, die Podcast-Serie zu erweitern.

Weitere Informationen finden sich unter: [🔗 https://mariejahodacenter.rub.de/series/metoo-in-science/](https://mariejahodacenter.rub.de/series/metoo-in-science/)

She Figures 2021 erschienen

Die „She Figures – Gender in Research and Innovation – Statistics and Indicators“, herausgegeben von der Europäischen Kommission, geben alle drei Jahre einen Überblick über Geschlechterverhältnisse in der Wissenschaft im Europäischen Forschungsraum (EU plus assoziierte Mitglieder). Jetzt ist die aktuelle Ausgabe zugänglich mit Daten für die Jahre 2018/2019.

Die She Figures stellen ein umfangreiches Datenmaterial zur Verfügung, das den gesamten Qualifikationsverlauf, horizontale und vertikale Segregation und den Arbeitsmarkt abbildet. Die Hälfte der Promotionen in Europa werden von Frauen abgelegt, mit fächerspezifischen Unterschieden und niedrigeren Anteilen insbesondere in Informatik und Ingenieurwissenschaften. Während also ein Pool an weiblichen Talenten vorhanden sind, sind europaweit lediglich ein Drittel der Forscher*innen Frauen, mit großen Unterschieden zwischen Ländern und zwischen den Sektoren Hochschule, Forschungseinrichtungen und Industrieforschung. Lediglich ein Viertel (26,2 %) der höchsten Professuren („full professors“, in Deutschland W3/C4-Professuren) sind europaweit mit Frauen besetzt. Deutschland lag im Vergleichsjahr (2018) mit 20,5 % deutlich unter dem EU-Durchschnitt. Daten zu den Beschäftigungsbedingungen zeigen, dass Frauen im Hochschulbereich häufiger als Männer mit Teilzeitverträgen und kurzer Befristungszeit beschäftigt sind.

Um Informationen über institutionellen Wandel zu erhalten, wurde eine Webanalyse durchgeführt. Diese ergab, dass in den meisten Ländern mehr als die Hälfte der Hochschulen und Forschungseinrichtungen gleichstellungspolitische Maßnahmen erwähnen. In Deutschland und acht weiteren Ländern sind es sogar über 80 Prozent der Institutionen. Weitere Daten beschäftigen sich mit internationaler Mobilität, Gremien und Hochschulleitungen, Forschungsförderung und Forschungoutput (Patente und Publikationen).

Die She Figures fassen zum einen Daten aus verschiedenen Datenbanken von Eurostat und aus Surveys zusammen. Zum anderen bereiten die „Statistical Correspondents“ Daten, die bisher nicht europaweit erhoben werden, aus nationalen Datenquellen für diese Datenzusammenstellung auf. Dies betrifft insbesondere die Daten zum wissenschaftlichen Personal an Hochschulen nach Karrierestufen, Gremien und Hochschulleitungen und Forschungsförderung. Schließlich führte das Konsortium Webanalysen und bibliometrische Analysen gezielt für die She Figures durch.

Erstmals für die aktuelle Ausgabe 2021 stellen „Policy Briefs“ die quantitativen Daten der She Figures in einen politischen Kontext. Unabhängige Expert*innen beschäftigen sich in diesen Analysen u. a. mit institutioneller Kultur, Geschlechterdimensionen in Forschung, Innovation und Ausbildung, gleichstellungspolitischen Maßnahmen oder Intersektionalität. Ein Handbuch zur Methodik und den Indikatoren sowie Übersichten für alle Ländern vervollständigen die She Figures 2021.

Zugang zu allen Angeboten der She Figures über: [🔗 https://ec.europa.eu/assets/rtd/shefigures2021/](https://ec.europa.eu/assets/rtd/shefigures2021/)

Kontakt und Information

Dr. Andrea Löther
CEWS und Delegierte in der
Gruppe „Statistical Correspondents“ für Deutschland
andrea.loether@gesis.org

Genderteildennominationen an der Universität Siegen – erfolgreiche Ausschreibung von Mitteln aus dem Professorinnenprogramm III

Um die Gender Studies an der Universität Siegen zu stärken, beschlossen Gleichstellungskommission und Rektorat 2019, Mittel aus dem Professorinnenprogramm III zur Förderung von Gender(teil)denominationen im Hause auszuscheiden. Bewerben konnten sich Professor*innen mit einem Forschungsschwerpunkt in den Gender Studies und Interesse daran, diesen in Kooperation mit dem Institut für Gender Studies Siegen (Gestu_S) auszubauen. Je eine Ausschreibungsrunde fand in den Jahren 2020 und 2021 statt, vier Professor*innen erhielten eine Förderung. Im Zuge des Verfahrens nahmen drei Professorinnen eine neue Genderteildennomination an:

- Juniorprofessorin Dr. Anika Gomille: Rechtssoziologie und Legal Gender Studies
 - Prof.in Dr. Dagmar Hoffmann: Professur für Medien und Kommunikation/Gender Media Studies
 - Juniorprofessorin Dr. Dörte Negal: Sozialwissenschaftliche Kriminologie und Legal Gender Studies
- Eine Förderung erhielt außerdem Prof. Dr. Florian Heesch (Populäre Musik und Gender Studies) für den Ausbau seines Forschungsprofils und das Forschungsvorhaben „Feministische Perspektiven auf Digitalisierung und Musikproduktion“. JP'in Dr. Anika Gomille und JP'in Dr. Dörte Negal wollen gemeinsam den inter fakultären Forschungsschwerpunkt der Legal Gender Studies zwischen Sozialer Arbeit und Recht an der Universität Siegen aufbauen und etablieren.

Kontakt und Information

Dr.in Elisabeth Heinrich
Gleichstellungsbeauftragte
Universität Siegen
Adolf-Reichwein-Straße 2
57076 Siegen
gleichstellungsbeauftragte@
uni-siegen.de

Podcast Whose Rights, Which Rights?

Eine Kooperation der Forschungsgruppe Global Contestations of Gender and Women Right's des Zentrums für interdisziplinäre Forschung (ZiF) und des Campusradios Hertz 87.9 der Universität Bielefeld. Eine wachsende Anzahl von Protestbewegungen in der ganzen Welt zeigt in der letzten Zeit, dass Frauen- und Genderrechte keine Selbstverständlichkeit sind, sondern stark umkämpft werden. Das zeigt sich vor allem in den (erneuten) Debatten um Abtreibungsrecht, Ehe für alle, frühe Sexualerziehung oder in der Anfeindung von Feministinnen und Gender Studies – von verschiedenen Seiten als „Gender-Ideologie“ kritisiert. Der Podcast „Whose Rights, Which Rights?“ thematisiert diese Konflikte um Gender, Gleichberechtigung und die Durchsetzung von Rechtsansprüchen.

Die Redakteurinnen Mira Riegauf und Katharina ÜBling nehmen diese Herausforderungen unter die Lupe und diskutieren mit Expertinnen und Experten der Forschungsgruppe, wie und warum Frauen- und Genderrechte weltweit angegriffen werden.

Hören Sie sich die Episoden an unter:

🌐 [https://www.uni-bielefeld.de/\(de\)/ZiF/FG/2020Gender/Podcasts/](https://www.uni-bielefeld.de/(de)/ZiF/FG/2020Gender/Podcasts/)

Kontakt und Information

global-contestations@
uni-bielefeld.de

Personalia

Dr. Anike Krämer mit Studienpreis ausgezeichnet



Foto: David Auserhofer

Dr. Anike Krämer, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies der Universität Paderborn und Mitglied im Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, hat für ihre Dissertation den zweiten Preis in der Sektion Sozialwissenschaften des Deutschen Studienpreises 2021 gewonnen. Die Auszeichnung der Körber-Stiftung würdigt ihre Doktorarbeit mit dem Titel „Inter* als Zäsur und Chance – zum Erleben von Eltern intergeschlechtlicher Kinder“ aufgrund der besonders hohen gesellschaftlichen Relevanz. Von 2015 bis 2020 hat sich Krämer intensiv mit der Thematik auseinandergesetzt und dazu an der Ruhr-Universität Bochum im Fachgebiet Sozialwissenschaft bei Prof. Dr. Katja Sabisch promoviert.

sonders hohen gesellschaftlichen Relevanz. Von 2015 bis 2020 hat sich Krämer intensiv mit der Thematik auseinandergesetzt und dazu an der Ruhr-Universität Bochum im Fachgebiet Sozialwissenschaft bei Prof. Dr. Katja Sabisch promoviert.

Kontakt und Information

Dr. Anike Krämer
Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies
Universität Paderborn
Warburger Straße 100
33098 Paderborn
anike.kraemer@upb.de

Prof. Marie-Theres Wacker entwickelt Rundgänge zu jüdischer Geschichte

Marie-Theres Wacker, bis 2018 Professorin an der Kath.-Theologischen Fakultät in Münster (und Mitglied des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW), entwickelt mit ihrem Verein zur Förderung des Jüdischen Friedhofs Münster digitale Rundgänge auf den Spuren der jüdischen Geschichte in Münster (mit augmented reality). Dafür hat der Verein namhafte Fördergelder aus dem Ministerium für Heimat, Kommunales, Bau und Gleichstellung NRW eingeworben. Das Projekt soll bis Ende 2023 abgeschlossen sein. Die Rundgänge vermitteln historische Längsschnitte der drei jüdischen Gemeinden (Mittelalter, 1810–1942 und die Zeit nach der Shoah) und zeichnen die Ambivalenz zwischen Beheimatung und bleibender Fremdheit bzw. zwischen Integrationsbemühungen und brutaler Ablehnung nach. Geplant sind auch genderspezifische Akzente.



Prof. Dr. Marie-Theres Wacker (links) und Ministerin Ina Scharrenbach bei der Unterzeichnung des Förderbescheids am 14. April 2021 auf dem Jüdischen Friedhof Münster.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Marie-Theres Wacker
wacker.mth@uni-muenster.de

Jennifer Niegel bei der European Conference on Gender Equality in Higher Education

Vom 15. bis zum 17.09.2021 fand an der Universidad Politécnica de Madrid die 11th European Conference on Gender Equality in Higher Education (GEHE) in einem digitalen Format statt – nachdem sie aufgrund der Pandemie um ein Jahr verschoben wurde. Inhaltlich wurde die Konferenz umrahmt von der Opening Lecture von Hamar Heijstra (University of Iceland) und ihrem Vortrag zu „Academic career

making in a gendered environment: Men as the norm, women as the deviant and feminists as double deviants“ und der Closing Lecture von Marcela Linkova, chair of the ERAC Standing Working Group on Gender in Research and Innovation mit dem Titel „Building feminist futures in European research: major shifts, continued contestations, new challenges“.

In einem Round Table (Gender equality policies in research and innovation) und 47 Parallelsessions diskutierten über 380 Teilnehmerinnen und Teilnehmer über zentrale Themen der Hochschul-

und Geschlechterforschung sowie -politik. Der Schwerpunkt dieser Konferenz lag insbesondere in den Parallelsessions im MINT/STEM-Bereich und den Entwicklungen in Bezug auf COVID.

Jennifer Niegel von der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks FGF referierte über die Untersuchungen im Rahmen des Gender-Reports 2019. In ihrem Vortrag „Is there a Gender Pay Gap on the Professorial Level?“ fokussierte sie sich auf die Ergebnisse der Schwerpunktstudie zum Gender Pay Gap in der Wissenschaft und insbesondere auf die Ergebnisse einer Online-Befragung unter den nordrhein-westfälischen Professorinnen und Professoren zu dieser Thematik. Auch weitere Mitglieder des Netzwerks FGF NRW hatten die Möglichkeit, ihre Forschungsergebnisse bei dieser Konferenz einem breiten Publikum vorzustellen.



Kontakt und Information

Jennifer Niegel
Koordinations- und
Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und
Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
jennifer.niegel@uni-due.de

Netzwerk FGF NRW mit Ulla Hendrix im Beirat der European Platform of Women Scientists vertreten



Foto: Bettina Steinacker

Die Europäische Plattform für Wissenschaftlerinnen EPWS hat seit Juni dieses Jahres einen neuen Vorstand (Executive Committee) und einen neuen Beirat (Board of Administration). Das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW wurde erstmalig in den zwölfköpfigen international und interdisziplinär besetzten Beirat gewählt. Das Netzwerk, langjähriges Mitglied der Plattform, wird vertreten durch Ulla Hendrix, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Koordinations- und Forschungsstelle. Der Beirat

wählte aus seiner Mitte den neuen Vorstand: Dr. Lucia Martinelli (Associazione Donne e Scienza, Italien) folgt als Präsidentin auf die im Juli 2021 verstorbene Prof. Claudine Hermann (siehe Nachruf). Neue Vizepräsidentin ist Prof. Colette Guillopé (*femmes et mathématiques*, Frankreich), als Schatzmeisterin wurde Dr. Maren A. Jochimsen (Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften, Deutschland) gewählt.

Die European Platform of Women Scientists EPWS ist ein internationaler Dachverband für Vereinigungen von Wissenschaftlerinnen sowie Organisationen, die sich für Chancengerechtigkeit und die Integration der Geschlechterdimension in Wissenschaft und Forschung einsetzen. Die Plattform mit Sitz in Brüssel gibt Wissenschaftlerinnen aller Disziplinen und in allen Phasen ihrer Laufbahn eine Stimme in der europäischen Forschungspolitik. Mitglieder sind sowohl disziplinäre als auch interdisziplinäre Netzwerke sowie Einzelpersonen; Organisationen können als Fördermitglieder beitreten. Aus dem ehrenamtlich arbeitenden Vorstand und Beirat heraus können Themen gesetzt und forschungspolitische Initiativen gestartet werden. Im Rahmen der jährlichen Generalversammlung werden Konferenztage zu aktuellen Themen der europäischen Forschungspolitik veranstaltet, außerdem stellen EPWS-Mitgliedsorganisationen ihre Arbeit vor. Darüber hinaus werden eigene Publikationen herausgegeben, darunter Interviews mit Wissenschaftlerinnen und EU-Wissenschaftspolitikerinnen. Alle Dokumente sowie weitere Informationen sind über die EPWS-Webseite abrufbar.

Kontakt und Information

Ulla Hendrix
Koordinations- und
Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und
Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
ulla.hendrix@uni-due.de
EPWS: <https://epws.org>

Executive Committee: <https://epws.org/executive-committee>

Board of Administration:
<https://epws.org/board-of-administration>

Mitglied werden: <https://epws.org/become-a-member>

Nachruf auf Prof. Dr. Claudine Hermann von der European Platform of Women Scientists



Prof. Dr. Claudine Hermann.

Mehr als 25 Jahre setzte sich Claudine Hermann, Physikerin und erste Professorin an der École Polytechnique in Paris, für die Förderung von Wissenschaftlerinnen und die Heranführung von Mädchen an MINT-Disziplinen ein. Sie war Mitglied der Expert*innengruppe zur Erstellung des ETAN-Berichts „Science policies in the European Union: Promoting excellence through mainstreaming gender equality“ (2000). Als Mitglied der Helsinki-Gruppe für Frauen und Wissenschaft (1999–2006) unterstützte sie die Vorbereitung von Gesetzesvorschlägen und politischen Initiativen zur Förderung der Gleichstellung der Geschlechter sowie zur Integration der Geschlechterdimension in Wissenschaft und Forschung auf EU-Ebene. Die Mitbegründerin und erste Präsidentin der französischen Vereinigung *Femmes & Sciences* war Mitglied des ersten Board of Administration der European Platform of Women Scientists EPWS (siehe Text „EPWS: Netzwerk im Beirat vertreten“).

Die Plattform wurde 2005 vom Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung CEWS/Universität Bonn mit Hilfe einer EU-Förderung in Brüssel gegründet. Hermann unterstützte deren Aufbau zu einer internationalen Institution und setzte nach dem Ende der EU-Förderphase im Oktober 2009 ihr Engagement fort: Sie war zwölf Jahre Mitglied des EPWS Executive Committee, zunächst als Vizepräsidentin (2009–2017) und später als Präsidentin (2017–2021). Ihr besonderes Augenmerk galt der Vernetzung der Mitgliedsorganisationen der Plattform und dem Ziel, die Beiträge von Wissenschaftlerinnen auf EU-Ebene stärker sichtbar zu machen. Die Rubriken „Mitglied des Monats“ und „Wissenschaftlerin des Monats“ auf der EPWS-Website gehen auf ihre Initiative zurück. Die daraus entstandenen Veröffentlichungen (<https://epws.org/interview-of-the-month/>; <https://epws.org/woman-scientist-interview-of-the-month/>) tragen dazu bei, das Profil der EPWS-Mitgliedsverbände zu schärfen und das Potenzial, das mit zielgerichteter Vernetzung verbunden ist, neuen Generationen von Wissenschaftlerinnen zugänglich zu machen. Hermann vernetzte die Plattform mit einflussreichen Institutionen der Wissenschaftspolitik, u. a. über zehn Benchmarking-Berichte für das französische Wissenschaftsministerium und andere erfolgreiche Fundraising-Aktivitäten. In Anerkennung ihrer Verdienste um die Förderung der Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung und als Würdigung ihres unermüdlichen Engagements für die Plattform in den vergangenen 16 Jahren wurde Claudine Hermann im Juni zur EPWS-Ehrenpräsidentin 2021 gewählt. Am 17. Juli 2021 verstarb Claudine Hermann in der Nähe von Paris. Ihr tatkräftiger Einsatz und ihre freundschaftliche Verbundenheit werden in Zukunft fehlen.

<https://epws.org/prof-claudine-hermann-epws-honorary-president-2021/>

Kontakt und Information

Dr. Maren A. Jochimsen
Universität Duisburg-Essen
Essener Kolleg für
Geschlechterforschung (EKfG)
Universitätsstraße 12
45117 Essen
maren.a.jochimsen@uni-due.de

Projekte stellen sich vor

Exzellenz entdecken und kommunizieren: Sensibilisierung und Kompetenzentwicklung zum Thema Exzellenz und Gender für Postdocs und Akteure der Hochschulkommunikation

Ein Forschungs- und Umsetzungsprojekt an der Universität Duisburg-Essen

Das Wissenschaftssystem zeichnet sich durch ein Paradox aus: Frauen und Männer werden in Bezug auf erbrachte Leistungen und zugeschriebene Leistungsfähigkeit unterschiedlich wahrgenommen und bewertet. Ein männlicher Bias ist kaum zu leugnen, blickt man darauf, wer in der öffentlichen Berichterstattung zu gesellschaftspolitischen Fragen, kulturellen Themen oder Krisen vorträgt und als Expert*in adressiert wird. Zugleich gilt die Norm der Geschlechtergleichstellung im Feld der Wissenschaft als unstrittig: Niemand soll aufgrund der biologischen Geschlechterkategorie diskriminiert werden. Anstrengungen, der aktuell weiter vorherrschenden Ungleichheit entschieden und offensiv entgegenzuwirken, laufen jedoch oftmals ins Leere, wie die Debatte um Quotierungen zeigt. Argumentiert wird hier entlang des Exzellenzdiskurses, in dem Geschlechtergleichstellung als vermeintlich unvereinbar mit der Norm der Bestenauswahl – dem Imperativ der „Exzellenz“ – dargestellt wird. Dies ist eine zentrale Erkenntnis unseres Forschungsprojektes zum Gleichstellungswissen und -handeln von Professor*innen, dessen Ergebnisse 2020 erschienen sind (vgl. Klammer, Altenstädter, Petrova-Stoyanov & Wegrzyn 2020). Eine weitere Erkenntnis dieses Projekts ist, dass keine*r der interviewten Professor*innen – bis auf eine Ausnahme – den Begriff „Exzellenz“ oder was „die Besten“ auszeichnen soll, definiert, hinterfragt oder kommentiert hat. Es sind jene ebenso schillernden wie mehrdeutigen Begriffe, die im praktischen Handeln konkretisiert werden müssen. Implizit werden sie mit „Männlichkeit“ assoziiert, wie die psychologische Stereotypenforschung herausgearbeitet hat (Eckes 2010: 179). Die Schwammigkeit der Begriffe, ihr Verhältnis zu Männlichkeit und damit dem Ideal einer Person, die sich 24 Stunden pro Tag ausschließlich dem Erkenntnisgewinn widmet, sind allerdings selten explizit Thema, weder im wissenschaftlichen Alltag noch in der Öffentlichkeit. Weitere Kategorien, die eine Ungleichheit der Chancen befördern, sind soziale Herkunft, Ethnizität und Ability, d. h. ein als ‚fähig/befähigt‘ gelesener Körper und Geist ohne Beeinträchtigungen. Der männliche Bias in der Wahrnehmung von wissenschaftlicher Kompetenz ist, wie zahlreiche Forschungsarbeiten darlegen konnten, ein Grund dafür, dass Frauen bereits früh in ihrer Karriere als PostDoc oft nur unzureichend sichtbar (gemacht) werden und sie somit auch seltener als ihre männlichen Kollegen als Innovatorinnen in das Blickfeld der Öffentlichkeit gelangen.

Hier setzt unser neues Projekt Exenko an, das sowohl auf den Begriff der Leistung und Exzellenz fokussiert und neben Wissenschaftler*innen auch eine bislang in der Hochschul- und Geschlechterforschung sowie Gleichstellungspraxis kaum berücksichtigte Akteur*innengruppe¹ in den Mittelpunkt stellt, nämlich Akteur*innen der Hochschulkommunikation wie z. B. Mitarbeitende in den Pressestellen oder Referent*innen für Kommunikation in den verschiedenen Rektoratsstabstellen.

Das Projekt „Exzellenz entdecken und kommunizieren: Sensibilisierung und Kompetenzentwicklung zum Thema Exzellenz und Gender für Postdocs und Akteure der Hochschulkommunikation“ oder kurz: „Exenko“ zielt darauf ab, gemeinsam mit drei Personengruppen – Postdocs/Juniorprofessor*innen, etablierte Wissenschaftler*innen mit Professur auf Lebenszeit und Verantwortliche für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit – an vier Hochschulen in Nordrhein-Westfalen² das eigene und gesellschaftliche Leistungs-, Exzellenz- und Innovationsverständnis zu reflektieren. Es steht in Frage: Wem werden auf welche Weise forschend-innovatorische Fähigkeiten zugesprochen? Wie werden wissenschaftliche Leistungen in die Öffentlichkeit gebracht und dort verhandelt? Was müssen Frauen in Wissenschaft, Forschung und Innovation bereits früh in ihrer Karriere tun, um als Wissenschaftlerinnen und Innovatorinnen sichtbar zu werden? Akteur*innen der Hochschulkommunikation als zentrale Kommunikator*innen von Wissenschaft sollen in die Lage versetzt werden, ihren eigenen Leistungs- und Exzellenzbegriff im Hinblick auf die (bisherige) Sichtbarmachung von Wissenschaftlerinnen zu reflektieren und gemeinsam mit Wissenschaftler*innen Ansätze zu formulieren, wie deren Sichtbarkeit und Anerkennung erhöht werden können.

Auf der Basis einer *Interviewstudie* sollen zunächst die Perspektiven der drei Akteur*innengruppen zum Exzellenz-, Innovations- und Leistungsbegriff, zu Karrierestrategien und Strategien der Positionierung in

¹ Eine Recherche in der GESIS-Datenbank StaRQ hat gezeigt, dass diese Akteur*innengruppe bislang noch nicht in der Entwicklung von Gleichstellungsmaßnahmen adressiert wurde. Welchen Beitrag sie in der Sichtbarmachung der Exzellenz und Leistungen von Frauen haben, ist bislang eine Leerstelle sowohl in der Forschung als auch der Gleichstellungspraxis.

² Hochschule Ruhr West, RWTH Aachen, Universität Duisburg-Essen und Universität zu Köln

der Öffentlichkeit sowie Wissenschaftskommunikation ausgelotet werden. Auf der Basis dieser Erkenntnisse werden sogenannte *Dialogveranstaltungen* mit den drei genannten Gruppen durchgeführt. Ziel ist es, einen Austausch der Perspektiven und Expertisen im Bereich der Karrierestrategien bzw. Sichtbarmachung von Forschung partizipativ zu entwickeln. Die Ergebnisse der Dialogveranstaltungen bilden die Grundlage für *Sensibilisierungstrainings* für weibliche PostDocs auf der einen Seite und Akteur*innen der Hochschulkommunikation auf der anderen.

Das Projekt ist eine Kooperation des Instituts für Soziologie und des Essener Kollegs für Geschlechterforschung (EKfG) an der Universität Duisburg-Essen. Es wird unter dem Förderkennzeichen 01FP21023 im Rahmen der Förderlinie „Innovative Frauen im Fokus“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) gefördert. Das Projektteam setzt sich zusammen aus Prof. Dr. Ute Klammer (Projektleitung), Dr. Maren Jochimsen (Geschäftsführerin EKfG) sowie Lara Altenstädter und Eva Wegrzyn als Projektmitarbeiterinnen. Das Projekt startete am 01.11.2021 und hat eine Laufzeit von 36 Monaten (Projektende: 31.10.2024).

Literatur

- Eckes, Thomas (2010): Geschlechterstereotype. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 178–189.
- Klammer, Ute; Altenstädter, Lara; Petrova-Stoyanov, Ralitsa & Wegrzyn, Eva (2020): Gleichstellungspolitik an Hochschulen. Was wissen und wie handeln Professorinnen und Professoren? Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. Open source: <https://shop.budrich-academic.de/produkt/gleichstellungspolitik-an-hochschulen/>

Kontakt und Information

Eva Wegrzyn
Tel.: (0201) 183 3933
eva.wegrzyn@uni-due.de

Lara Altenstädter
lara.altenstaedter@uni-due.de

Kampagne gegen sexuelle Belästigung der Universität Bonn – Klare Worte finden, sexuelle Belästigung stoppen!

Die Universität Bonn ist bestrebt, all ihren Mitgliedern und Angehörigen eine gleichberechtigte, diskriminierungsfreie, respekt- und vertrauensvolle Zusammenarbeit zu ermöglichen, und setzt sich daher für einen wirksamen Schutz vor sexueller Belästigung, sexualisierter Diskriminierung und Gewalt ein. Um diesem Statement Nachdruck und Sichtbarkeit zu verleihen, hat das Gleichstellungsbüro eine umfangreiche Kampagne gegen sexuelle Belästigung ins Leben gerufen, die auf das Thema aufmerksam macht und auf Beratungsstellen und Ansprechpersonen hinweist.

Gestartet ist diese Kampagne 2018 zunächst mit einer Poster- und Flyeraktion. Die in auffälligen Neon-Farben gestalteten Plakate mit schwarzer Schraffur präsentieren Sprüche wie: „Soll ich Dir unter die Arme greifen?“ oder „Kann ich Dir zur Hand gehen?“. Sie machen darauf aufmerksam, dass sexuelle Belästigung unterschiedliche Formen haben kann und im ersten Moment oft nicht klar erkennbar ist, wenn sie beispielsweise in zweideutigen, anzüglichen Bemerkungen mitschwingt oder die Motivation einer Annäherung sich nicht sofort einordnen lässt. Die dazugehörigen Minifyler führen relevante Anlaufstellen der Universität sowie erste Handlungsempfehlungen auf. Darüber hinaus wurden knallgelbe Aufkleber erstellt, die ebenfalls auf das Beratungsangebot des Gleichstellungsbüros aufmerksam machen. Das neueste Medium der Reihe stellt ein Videoclip dar, den es auf der Homepage des Gleichstellungsbüros zu sehen gibt. Die Kampagne wurde von der Universität zu Köln und dem Universitätsklinikum Köln aufgegriffen und um eigene Motive erweitert. Alle Produkte der Kampagne tragen das zentrale Key Visual: „Klare Worte finden, sexuelle Belästigung stoppen!“, das für einen raschen Wiedererkennungswert sorgt.

Weitere Informationen zur Kampagne: <https://www.gleichstellung.uni-bonn.de/de/beratungsangebote/klare-worte-finden-sexuelle-belaestigung-stoppen>

Kontakt und Information

Sandra Hanke
Gleichstellungsbüro der
Universität Bonn
Gleichstellungsbeauftragte
Tel.: (0228) 73 7490
hanke@zgb.uni-bonn.de

Neues Angebot für Wissenschaftlerinnen an der Universität Bonn: #UnsichtbarWarGestern – Wissenschaft erfolgreich kommunizieren

Nicht nur in der Fachcommunity, sondern auch in der gesamtgesellschaftlichen Öffentlichkeit ist das Interesse an kommunizierter Wissenschaft in den letzten Jahren deutlich gestiegen. Podcasts, Videos und Twitterpostings erweitern mittlerweile klassische Medienformate.

Die Aktualität des Themas wurde nicht zuletzt durch die International Summer School „Communicating Science“ 2021 unterstrichen, deren Teilnehmer*innen ein Impulspapier zusammengestellt haben, das neben einer stärkeren Finanzierung von Wissenschaftskommunikation auch eine bessere Ausbildung von Wissenschaftler*innen auf diesem Feld fordert.

Insbesondere für Wissenschaftskarrieren von Frauen wird mediale Sichtbarkeit zunehmend wichtig, denn immer noch fließt ihre fachliche Expertise weniger in Diskussionen globaler Entwicklungen, politischer Ereignisse oder wissenschaftlicher Erkenntnisse ein. Ein souveräner Auftritt vor der Kamera und ein gutes Social-Media-Profil können die Chancen erhöhen, rezipiert und zitiert zu werden. Infolgedessen können Frauen, die eine größere mediale Präsenz erreichen, wiederum anderen Wissenschaftlerinnen als Role Model dienen.

Um Nachwuchswissenschaftlerinnen mit den Regeln guter Wissenschaftskommunikation noch besser vertraut und für den Auftritt in Medien und Öffentlichkeit fit zu machen, hat das Gleichstellungsbüro der Universität Bonn ein mehrstufiges Workshop-Programm gestartet, das Grundlagen der Wissenschaftskommunikation sowie Presse- und Öffentlichkeitsarbeit vermittelt, auf eine souveräne Kommunikation mit Medienvertreter*innen vorbereitet und den kompetenten Umgang mit Wissenschaftskommunikation auf unterschiedlichen Social-Media-Kanälen trainiert.

Weitere Informationen zum Programm erhalten Sie unter dem folgenden Link: <https://www.gleichstellung.uni-bonn.de/de/foerderung/unsichtbarwargestern-2013-wissenschaft-erfolgreich-kommunizieren>

Kontakt und Information

Dr. Martina Pottek
Gleichstellungsbüro der
Universität Bonn
Stellvertretende Gleich-
stellungsbeauftragte
Tel.: (0228) 73 6575
pottek@zgb.uni-bonn.de

Jahrestagung 2021



Alle Fotos der Jahrestagung in diesem Heft: Bettina Steinacker.

Blick in die Veranstaltung.

Malina Klueß, Lining Rinke, Jeremia Herrmann

Krise und Utopie. Geschlechterperspektiven auf ein „gutes Leben“ (nicht nur) in der Pandemie

Bericht zur hybriden Jahrestagung des Netzwerks FGF NRW, am 05. November 2021, im Glaspavillon der Universität Duisburg-Essen und digital an heimischen Computern

Die Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW markierte auf drei Ebenen einen Schritt ins Unbekannte. Erstens ist es seit Beginn der Pandemie die erste vom Netzwerk organisierte Veranstaltung mit erheblichen Präsenzanteilen. Menschen konnten sich im physischen Raum begegnen, worauf sie lange hatten verzichten müssen. Zweitens wurde zum ersten Mal ein hybrides Format angeboten: Während etwas mehr als die Hälfte der Teilnehmer_innen und fast alle der Referent_innen vor Ort in Essen die Tagung besuchten, konnten andere Teilnehmer_innen auch digital teilnehmen. Dieses Format barg Chancen und Herausforderungen, insbesondere auf technischer Ebene. Und drittens wurde nicht zuletzt inhaltlich ein Fokus auf das Unbekannte in Form von Utopien gelegt. Diesem Angebot, Neues zu denken, zu betrachten, zu diskutieren und (wieder) zu erleben, kamen die etwa 140 (80 vor Ort und 60 digital) Teilnehmer_innen nach, indem sie anhand von ganz unterschiedlichen Vorträgen Krisen und Utopien miteinander ins Gespräch haben kommen lassen.



Prof. Dr. Katja Sabisch.

Begrüßung und Einführung

Prof. Dr. Katja Sabisch (RUB), Sprecherin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW, begrüßte das Publikum im Glaspavillon am Campus Essen der Universität Duisburg-Essen und vor den Bildschirmen direkt mit einer persönlichen Botschaft: Als Wissenschaftlerin, Feministin, Aktivistin, Mutter und Tochter eines pflegebedürftigen Vaters fiel ihr sehr viel zur gegenwärtigen Krise ein und weniger zu zukünftigen Utopien. Sie verdeutlichte mithilfe der Begriffsdefinition von Krise



Mona Motakef war für ihren Vortrag online zugeschaltet.



Beate Kortendiek führte in den Tagungsablauf ein.



Diana Lengersdorf als Moderatorin der Sektion „Fantasie und Utopie“.



Blick ins Plenum.

als „zugespitzte Ausnahmesituation“, dass die „Care-Krise“ und die ungerechte Verteilung unbezahlter Arbeit gar keine Krise in dem Sinne sei, sondern ein Dauerzustand. Unterschiedliche Begriffseinheiten fordern einen intersektionalen Standpunkt, in dem gefragt wird, für „wen welche Krisen wie relevant, oder besser: wie gefährlich sind“, und demzufolge müssten Krisen und Utopien aus unterschiedlichen Perspektiven herrschaftskritisch betrachtet werden. Und zudem müssten wir uns in feministischer Absicht fragen, wie „Fantasie und Utopie, Sorge und Welt und nicht zuletzt Krisen und Interventionen unser Leben bestimmen“.

Anschließend sprach Dr. Beate Kortendiek, Koordinatorin der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW, ein paar einführende Worte und erklärte, warum die Einladung zum Thema Gutes Leben, Krise und Utopie ein Stillleben im Stile des 17. Jahrhunderts zeigt: Es symbolisiert „Pralles, Köstliches, Lesbares ebenso wie Verderbliches und Bedrohliches“ und fasse so Themen der Krise und Utopie in einem Bild zusammen. Dies diene zur Überleitung, um auf die Kunst-Installation aus Arbeiten der Student_innen des Studiengangs „Gender and Diversity“ der Hochschule Rhein-Waal aufmerksam zu machen. Im Mittelpunkt ihrer Arbeiten stehen eigens konzipierte Utopien, doch dazu später mehr.

Krankheitsbedingte Absagen, strikte Anweisungen für die Pausen, maskentragende Teilnehmer_innen und die digitalen Zuschauer_innen im virtuellen Raum zeigten, dass wir uns weiterhin in pandemischen Zeiten befanden, aber dass insbesondere der Austausch und das Miteinander vor Ort ausdrücklich zum „Guten Leben“ dazugehören.

Fantasie und Utopie

Prof. Dr. Diana Lengersdorf von der Universität Bielefeld führte als Moderatorin in den ersten Teil *Fantasie und Utopie* ein. Sie richtete den Blick auf das Gute im Leben und stellte die Frage in den Raum, welche Rolle diese Perspektive in der Wissenschaft einnehmen kann. Sie sprach sich dafür aus, wissenschaftlich-

utopische Räume zu öffnen und auch zu betreten. So könne Wissenschaft ihrer Rolle gerecht werden, auch gesellschaftlich Themen zu setzen.

Als thematische Einführung in die Jahrestagung referierte Prof. Dr. Friederike Kuster (Bergische Universität Wuppertal) in ihrem Impuls-Vortrag zum Thema *Das gute Leben: philosophisch-feministische Perspektiven*. Kuster zeigte, dass die Antwort auf die Frage nach dem guten Leben nur sehr schwer zu finden ist, sie ist in der Moderne grundlegend privatisiert. Daraus ergibt sich das Verständnis von Selbstbestimmung als einer Errungenschaft, die dem Individuum zugleich einräumt, aber auch zugemutet wird. In Anschluss an Aristoteles und Hannah Arendt versuchte Kuster, den durch die Pandemie gemeinsam erlebten Verlust von Öffentlichkeit als Basis politischer Erscheinungsräume samt seiner Effekte einzuschätzen. Sie sah einen Verlust des affektiven Miteinanders, da die ‚Berührungen‘ im Raum durch die leibliche Anwesenheit anderer Körper weggefallen seien. Dabei bezog sie sich weniger auf Berührungen im haptischen Sinne, sondern stärker auf Elemente wie Co-Präsenz in geteilten Räumen. Abschließend diskutiert Kuster, inwiefern in einem virtuellen Raum das Dazwischen der Körperlichkeiten aufgefangen werden kann.

Prof. Dr. Christel Balthes-Löhr von der Universität Luxemburg stellte in ihrem Vortrag *Gutes Leben als Kontinuum für Menschen jedweden Geschlechts – eine Utopie oder notwendiges Ziel* ihre Ausarbeitungen und Gedanken zum Konzept des Kontinuums vor und vertrat zugleich die utopisch-normative Position, auf eine lebensweltliche Umsetzung hinzuwirken. Mit dem Konzept des Kontinuums plädierte sie nicht nur für ein Jenseits der geschlechtlichen Binarität, sondern sprach sich auch für ein gutes Leben aus, das auf Freiräumen ohne geschlechtliche Kategorisierungen und Unantastbarkeit für Menschen jedwedes Geschlechts beruhe. Die Diskussion zum Vortrag bezog sich im Wesentlichen auf zwei Aspekte: Zum einen wurde die Frage aufgeworfen, wie denn das Kontinuum machtkritisch nutzbar gemacht werden kann, insbesondere da wir uns ja in einer Gesellschaft bewegen, die aktuell grundlegend auf Geschlechterbinarität aufbaut. Balthes-Löhr verwies darauf, dass Machtkritik innerhalb der Binarität gar nicht möglich sei und so ein Kontinuum hier einen Anknüpfungspunkt biete. Zum anderen wurde auf Kritik an modernen Individualisierungsprozessen verwiesen und die Frage gestellt, wie Individualisierung zugelassen werden könne, ohne neoliberale Logiken aufzugreifen. Hier ermutigte Balthes-Löhr dazu, sich auf Ähnlichkeiten zu fokussieren und dabei Differenzen zu denken.

Den ersten Teil schlossen Prof. Dr. Eva Maria Hinterhuber und Marieke Fröhlich von der Hochschule Rhein-Waal ab. Ihr Vortrag trug den Titel *Auf der Suche nach utopischen Inseln der Gegenwart: Neue Wege in der Lehre in Zeiten der Krise*. Sie nahmen damit Bezug auf ihre Lehrveranstaltung „Gender Mainstreaming and Antidiscrimination“ im Studiengang Gender and Diversity an der Hochschule Rhein-Waal im Wintersemester 2020/21. Die Schaffung eines interaktiven digitalen Raums eröffnete die Möglichkeit zu utopischen Gedankenexperimenten, indem Student_innen einerseits eigene Utopien entwickelten und andererseits gegenwärtig existierende utopische Inseln analysierten. Begleitet wurde dies durch einen interaktiven und kollektiven Blog sowie durch das Konzept der Zukunftswerkstatt. Das Ziel des Seminars bestand darin, den Student_innen die Zuversicht zu vermitteln, trotz der sie umgebenden Krisen einen Beitrag zu einer gerechten und inklusiven Gesellschaft leisten zu können.

Der Vortrag wurde unterstützt durch eine 3-teilige Installation vor Ort, bestehend aus den filmisch umgesetzten Utopien der Student_innen, der Präsentation realer Utopien in kleinen blauen Heften, die an einem Ständer aufgehängt, mit den Händen greifbar waren, sowie der Möglichkeit zur Teilnahme an einer silent discussion in einem interaktiven digitalen Raum. Hier wurden die Teilnehmer_innen dazu eingeladen, ihre utopischen Ideen in einem Onlinetool zu teilen. Diese multimediale Präsentation der studentischen Arbeiten zu Utopie verlieh der Tagung eine lebendige Note. Sie schaffte es, die von Diana Lengersdorf eingeforderten Möglichkeitsräume zu öffnen und über Utopien vom ‚guten Leben‘ zu sprechen. Zugleich wurde das Bedürfnis der via Zoom Zugeschalteten deutlich, an der Tagung aktiv teilzunehmen, da sie ebenfalls den Zugang zur silent discussion erwünschten. Inhaltlich kam die Frage auf, wie die Auseinandersetzung mit Utopien in schwierigen Zeiten wahrgenommen wurde vor dem Hintergrund, dass sich auch krisenhafte Erlebnisse in Utopien wiederfinden können. Die Referentinnen empfanden es als Bereicherung, in ihrem Seminar einen Lichtblick schaffen zu können und gemeinsam mit den Studierenden Gedanken zu entwickeln. Auch seitens der Student_innen gab es positive Resonanz und einen regen Austausch im Seminar. Abschließend betonte Hinterhuber nochmals, dass Krise und Utopie eng miteinander verbunden sind und nicht getrennt voneinander betrachtet werden können.

Sorge und Welt

Zurück aus der Mittagspause, die es den Präsenzteilnehmer_innen ermöglichte, über den Speiseteller hinweg in den Austausch zu treten, eröffnete Dr. Lisa Mense von der Universität Duisburg-Essen den

zweiten Teil der Jahrestagung. In der mit „Sorge und Welt“ überschriebenen Session wurden Fragen nach dem ‚guten Leben‘ in sorgenden Beziehungen gestellt und dabei ganz unterschiedliche Beziehungen in den Blick genommen. Die beiden Vorträge ermöglichten einerseits eine Vorstellung davon, wie in unserem (krisenhaften) Alltag um ein ‚gutes Leben‘ gerungen wird, und andererseits, welche Erkenntnisse für feministische Positionen zu einem Umgang mit einer pandemischen Welt von besonderer Relevanz sind. Unter dem Titel *Das ‚gute‘ Leben leben: biographische Kontingenz im Alltag von Frauen türkischer Heiratsmigranten* stellten Nergis Demirtas und Ariane Schleicher von der Goethe-Universität Frankfurt Ausschnitte aus den Lebensrealitäten von Paaren vor, in denen deutsche Frauen mit Migrationsgeschichte türkische Männer heirateten. Durch die Heiraten würden sich beide Ehepartner_innen einen Schritt in ein ‚gutes‘ Leben erhoffen. Dabei sind die Paare mit jeweils spezifischen Formen krisenhafter Momente konfrontiert, die von Abhängigkeiten der Männer von den in Deutschland lebenden Herkunftsfamilien der Frauen bis hin zu monatelanger Distanz aufgrund von pandemiebedingten Einreiseproblemen reichen. In der anschließenden Diskussion mit dem Publikum verdeutlichten Schleicher und Demirtas ihren Forschungsansatz, keinen defizitorientierten Blickwinkel einzunehmen aus ihrer Fachwissenschaft, der Sozialen Arbeit, heraus. Sie legen den Fokus auf die Ressourcen, die den Frauen zur Verfügung stehen, und verdeutlichen, wie sie unter anderem einen Alltag auf Distanz lebbar machen. Das von ihnen vorgestellte biografische Vorgehen, zeitgleich separate Interviews mit den Partner_innen zu führen, ließ interessante Diskussionen um die Erkenntnismöglichkeiten dieser Methode entstehen. Darüber hinaus boten sich so sehr differenzierte, lebhafte Einblicke in das Alltagsleben der Paare.

Mit einer nachhaltigkeitswissenschaftlichen Perspektive betrachteten Prof. Dr. Sabine Hofmeister (Leuphana Universität Lüneburg) und Prof. Dr. Tanja Mölders (Leibniz Universität Hannover) in ihrem Vortrag *Die Krise feministischer Positionen in Zeiten der Pandemie: Zwischen Sorge für das ‚gute Leben‘ und herrschen gegen die ‚Natur‘* Trennungsverhältnisse als Herrschaftsverhältnisse und plädieren daher dafür, Natur und Gesellschaft in Form gesellschaftlicher Naturverhältnisse zusammen zu denken. Aus dieser Perspektive betrachteten sie die Pandemie als eine Krise, in der dieses Trennungsverhältnis erneuert werde. Die Pandemie werde nicht als Resultat wirtschaftlich-menschlichen Handelns wahrgenommen, sondern in einem dichotomen Denken der Natur zugeschrieben. Das Dilemma zwischen der Notwendigkeit, die Natur einzuhegen, und der Position, die damit verbundene Gewaltförmigkeit im Blick zu behalten, war ein zentrales Thema der anschließenden Diskussion. Dabei wurde auch die Rolle der Wissenschaft und das Erfordernis, sie herrschaftskritisch zu reflektieren, aufgegriffen. So wurde unter anderem dafür plädiert, die Medizin als Leitwissenschaft in einer Pandemie um sozial- und gesellschaftswissenschaftliche Fragen zu erweitern. So könnte das Hybride des Infektionsgeschehens als Kultur-Natur-Verhältnis in den Blick genommen werden.

Krise und Intervention

Nach einer Kaffeepause voller anregender Gespräche ging es mit dem letzten Teil der Jahrestagung weiter. Dr. Dirk Schulz (GESTIK Köln) leitete die Session „Krise und Intervention“ und stellte in seiner Einleitung fest, dass er Interventionen als einen elementaren Teil der Gender Studies wahrnimmt und darin zukünftiges Änderungspotenzial sieht. Der digital/via Zoom gehaltene Vortrag von Prof. Dr. Christine Wimbauer (HU Berlin) und Prof. Dr. Mona Motakef (TU Dortmund) unter dem Titel *Von prekären und „guten“ Arbeits- und Lebensverhältnissen – Politiken der Ent_Prekarisierung in pandemischen Zeiten* stellte die aktuelle Studie der beiden Referentinnen vor. Diese thematisiert Personen in prekären Beschäftigungsverhältnissen und die Frage, wie in dieser besonderen Lebensweise Anerkennung, Erwerbsarbeit, Paar- und Nahbeziehungen als Mehrdimensionalität von Ungleichheit zusammenhängen. Die Covid-19-Pandemie wirke wie ein Brennglas und verschärfe die aktuellen herrschenden Ungleichheiten von prekären Lebenslagen. Daher formulierten Wimbauer und Motakef konkrete Politiken zur Ent_Prekarisierung und stellten die Vulnerabilität des Lebens in den Vordergrund. Sie plädierten für eine Orientierung an guter Arbeit, für bessere Bezahlung und für eine Garantie auf sozialer Sicherung, sodass die symbolische Anerkennung auch eine materielle werden kann. Zuletzt forderten Wimbauer und Motakef, dass „Sorge“ unabhängig von Paar- oder Kernfamilien anerkannt werden muss, um die verfestigten (Geschlechter-)Ungleichheiten aufzubrechen. Die anschließenden Beiträge in der Diskussionsrunde wie auch die persönliche Botschaft in der Begrüßung von Prof. Dr. Katja Sabisch bestätigten die Einschätzung, dass die aktuelle krisenhafte (pandemische) Lage die Ungleichheiten verschärfe: Trotz Flexibilisierung der Arbeitszeiten und Homeoffice gäbe es eine Verschlechterung der zuvor schon prekären Lebenslagen. Es verstärke die Doppelbelastung insbesondere für Frauen und Beschäftigte in Care-Berufen (in der weiblich konnotierten Erwerbsarbeit), eine Retraditionalisierung werde hervorgerufen und die eigentlich öffentlich sichtbaren Probleme würden



Lisa Mense als Moderatorin der Sektion „Sorge und Welt“.



Dirk Schulz als Moderator der Sektion „Krise und Intervention“.



Blick ins Plenum.

unsichtbar gemacht. Auch die Digitalisierung verschleierte die Lebens- und Arbeitsbedingungen prekär Beschäftigter zusätzlich. Die Frage aus dem Publikum „Wer sorgt für die Prekären?“ (Annette von Alemann, Universität Duisburg-Essen) verdeutlicht die Zustimmung der Ergebnisse der Studie von Wimbauer und Motakef.

Constanze Stutz (TU Dresden) widmete sich in ihrem Vortrag *Über „... spöttische situationistische Interventionen und groben zivilen Ungehorsam“ (N. Fraser): Feministische Kämpfe um Reproduktion zwischen Aufstand und Streik* gegenwärtigen Formen feministischer Proteste.

Stutz' Auseinandersetzung ist von persönlicher Involviertheit bewegt und bezieht sich auf aktuelle und globale Streikproteste, die eine Neuordnung von Sorgeverhältnissen fordern: „Nicht nur die Fabrik wird bestreikt, sondern auch ebenso die Küche“: Die vergeschlechtlichte Verteilung der nicht entlohnten Reproduktionsarbeit rücke wieder in den Fokus, ebenso wie Gewaltverhältnisse, die als direkte und strukturelle Gewalt analysiert werden. Diese theoretischen Ansätze ermöglichen, dass sich zunehmend prekarierte Arbeiter_innen zusammen mit LGBTIQ* politisieren. Stutz erinnerte daran, dass am Anfang der Entwicklung gewerkschaftlicher Organisation nur Männer involviert waren. Bei der Neuformierung feministischer Streiks wird nicht die Identität „Arbeiter_innen“ priorisiert, sondern die geteilte Erfahrung des „weiblichen Körpers“. Denn es wird in der kapitalistischen Landnahme über den weiblichen Körper verfügt, um diesen für die Sphäre der Reproduktion auszubeuten. So können feministische Streiks zweckmäßige Unterbrechung der vergeschlechtlichten Reproduktionsmechanismen sein. Stutz argumentiert, dass es eine gemeinsame Auseinandersetzung und Gründung breiter und globaler Bündnisse feministischer Strömungen bedarf, um eine Überwindung der herrschenden Gewaltherrschaft zu erlangen.

Nach dem Vortrag konsentierten sich bei den Teilnehmer_innen die Auffassung, dass die Kategorie „Geschlecht“ im kapitalistischen System eine zentrale Rolle spiele und die ökonomischen Verhältnisse bei der Analyse nicht in Vergessenheit geraten dürften. Auch wurde die Meinung geteilt, dass es zwingend notwendig sei, sich sowohl für die Weiterentwicklung und den Fortbestand des Forschungsfeldes Frauen- und Geschlechterforschung sowie mit feministischen Bewegungen und ihren Praxen und mit der eigenen Geschichte zu beschäftigen. Eine Stärkung des Geschichtsbewusstseins könne gegenwärtige politische Forderungen konturieren und stärken.

Die Jahrestagung endete mit dem Vortrag von Dr. Annette Vanagas (Universität zu Köln) mit dem Titel *Das gute Leben für Alle durch Waldbesetzung – Bedürfnisse erkunden zwischen Klimakrise und kommunistischer Utopie*. Sie berichtete von ihrer Feldforschung im Rahmen einer lebensweltanalytischen Ethno-

grafie des Baumhausdorfes „Unser Aller Wald“ am Tagebau Garzweiler und ließ die Teilnehmer_innen mit visuell sehr anschaulichen Materialien in die Lebensweise der Waldbesetzer_innenszene eintauchen. Ungerechtigkeit und Klimawandel werden von den Waldbesetzer_innen in Verschränkung miteinander betrachtet. Mit dem Ziel „Das Gute Leben für Alle“ werden patriarchale und kapitalistische Lebensweisen abgelehnt. Für die Aktivist_innen ist der Mensch ein von der Ökonomisierung determiniertes Wesen und es herrsche eine Essenzialisierung der kapitalistischen Lebensform.

Die Aktivist_innen bedienen sich für ihre selbstverwaltete und eigentumsbefreite Lebensgemeinschaft verschiedener Konzepte aus der Degrowth-Bewegung, wie z. B. der Ubuntu-Philosophie und Buen-Vivir. Vanagas beschreibt, dass die Waldbesetzer_innen im Tagebau Garzweiler in einer „Utopie light“ leben würden, in der das Selbstverständnis des Communismus gelte, um eine Gesellschaftsform jenseits des Staates zu bilden.

Das Baumhausdorf „Unser Aller Wald“ zeige eine regenerative Gesellschaftsform, die in der pandemischen Zeit immer wieder Zusprüche bekommt, da die kapitalistische, ausschließlich auf Produktion basierende Wirtschaftsweise Ursache des Problems sei. Doch in der Diskussionsrunde gab es kritische Stimmen, die zum Beispiel darauf hinwiesen, dass „whiteness“ eine große Rolle bei der Gründung der beschriebenen Gesellschaftsform spiele, da die Bewegung Themen der Intersektionalität nicht berücksichtige. Es entstand eine Diskussion darum, ob die Abschaffung des kapitalistischen Systems alle gesamtgesellschaftlichen Probleme lösen würde. Die Teilnehmer_innen einigten sich am Ende, dass das Gute Leben ethisch nicht verallgemeinerbar sei.

Beschlossen wurde die Tagung von Katja Sabisch mit einem Verweis auf Sabine Hofmeister, für die „Tagungsbesuche einen elementaren Bestandteil für ein ‚gutes Leben‘“ darstellen. Die allgemeine Zustimmung unter den Anwesenden spiegelte eine vorsichtig optimistische Stimmung wider. Das physische Zusammenkommen und Berührtsein war nach den Zeiten des alternativlosen social distancing ein Ereignis und Erlebnis, das deutlich machte, welche Dynamiken eine physische Anwesenheit hervorrufen kann und – noch einmal in Bezug auf Friederike Kuster – was es bringen kann, durch Leiblichkeit affektiv verbunden zu sein. Zugleich wurde aber genauso deutlich, wie über die Nutzung technischer Möglichkeiten auch digital ein Raum für Teilhabe geschaffen werden kann. Auch dieser Raum kann Austausch ermöglichen und integrierend wirken.

Kontakt und Information

Jeremia Herrmann
Malina Klueß
Lining Rinke
Koordinations- und
Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und
Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
jeremia.herrmann@uni-due.de
malina.kluess@uni-due.de
lining.rinke@uni-due.de

Friederike Kuster

Das gute Leben – philosophisch-feministische Perspektiven

Das Glück: Es stellt sich leichtfüßig ein und erweist sich als störrisch, wenn es direkt erstrebt wird. Und das gute Leben erscheint intuitiv so einfach zu benennen und ist dann doch vielleicht unmöglich zu bestimmen. Die Frage nach dem Glück als einer subjektiven Empfindung bleibt heutzutage den individuellen Selbstauskünften überlassen, die Frage nach dem guten Leben im Sinne einer objektiv bestimmbar Lebensform bildet die problematische Domäne der Philosophie.

Problematisch war die Frage aber nicht von Beginn an. Im Gegenteil: Für die praktische Philosophie der Antike gibt die Frage nach dem guten Leben den prominenten Gegenstandsbereich der Disziplinen von Ethik und Politik ab. Aber das gilt für die Antike und für uns heute nicht mehr. Aber warum eigentlich?

Begründete Enthaltbarkeit

Von „begründeter Enthaltbarkeit“ spricht Jürgen Habermas hier.¹ Das moderne postmetaphysische Denken enthält sich der verbindlichen Stellungnahme, was die substanziellen Fragen eines guten, gelungenen und nicht-verfehlten Lebens angeht. Als die ehemalige Lehre vom richtigen Leben ist die Philosophie heute zu einer eher traurigen Wissenschaft verkümmert, weil sie nur noch zerstreute „Reflexionen aus dem beschädigten Leben“ – so bekanntlich der Titel von Adornos „Minima Moralia“ – erlaubt.²

Anders gesagt: Die Antwort auf die Frage nach dem guten Leben ist privatisiert. Welche Gestalt der „pursuit of happiness“ annimmt, ist dem einzelnen Individuum überlassen. Diese Selbstbestimmung in Dingen des Glücks oder des Heils muss freilich als eine historische Errungenschaft angesehen werden. Die Glaubensfreiheit bildet den Nucleus des Liberalismus. Die Selbstbestimmung in Glaubensdingen

¹ Jürgen Habermas (2005): Die Zukunft der menschlichen Natur – Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik? Frankfurt a. Main, S. 11–34.

² Ibid., S.11.



Friederike Kuster.

stellte ein blutig erkämpftes Abwehrrecht dar: Welchem Gott man dienen wollte – dem der Kirche oder dem des Gewissens – wurde zur Privatsache.

In der ausdifferenzierten werteppluralistischen modernen Gesellschaft ist die Glaubensfreiheit schließlich säkularisiert zur weitestgehenden Indifferenz dahingehend, welchem Gott, welchen Göttern und Göttinnen oder Geistern eine jede folgen will: der Kunst, der Politik, der Ökonomie, der Familie, dem Sport, der Lust, der Naturverbundenheit, der Macht, dem Geld, dem Ehrgeiz – und was hier der einen eine Göttin ist, ist der anderen nur ein Gespenst.

Das eigene Leben zu führen in der Weise selbstgewählter Selbstverwirklichung ist den Einzelnen gleichermaßen eingeräumt wie zugemutet. Die Moderne gibt die verbindlichen Zielvorstellungen für das gute Leben auf und kümmert sich auf der Basis der Prämissen von Freiheit und Gleichheit um dessen Startbedingungen.

Die Frage nach dem „Wie sollen wir leben“ wird liberal beantwortet mit der Garantie von rechtsgesicherten Freiheitsräumen und der möglichst gerechten Distribution von freiheitsgewährenden Grundgütern. Die Philosophie ist so gesehen formal geworden – sie kümmert sich um die Ermöglichungsbedingungen, sie diskutiert Fragen der gerechten und adäquaten Verteilung von Chancen, aber nicht die Ziele selbst. An die Stelle des Guten tritt die Gerechtigkeit als Fairness, d. i. die möglichst egalitäre Bereitstellung von Chancen für einen radikal offenen individuellen Entwicklungsprozess.³

Die Soziologie hat trefflich beschrieben, wie für die modernen Individuen allerdings die Mittel allmählich zum Zweck werden: wie die Bedingungen der Möglichkeit des guten Lebens unter der Hand zum Indikator von Glück selbst werden, die Vermehrung von Ressourcen mithin zum Selbstzweck gerät. Denn wenn Ressourcen die Reichweiten des gelungenen Lebens vergrößern, dann kann es nicht verkehrt sein, hier eher mehr als weniger zu haben, egal was man oder frau späterhin damit macht. So kommt es zu einer Ressourcenfixierung, zu einer Anhäufung der verschiedenen sog. Kapitalarten: dem ökonomischen, dem sozialen, kulturellen und erotischen Kapital – aber worin soll es investiert werden? Die Investition wird aufgeschoben und der Prozess läuft gewissermaßen leer, das Kapital selbst gilt nun als das Anzeichen von gedeihlichem Leben.⁴

Zurück zur Philosophie: Der moderne Individualismus buchstabiert sich nach zwei Seiten hin aus: als Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, als Autonomie und Authentizität, was bedeutet, als unvertretbare Person und als unverwechselbares Individuum existieren zu können.

Auf dem Feld der Autonomie, der moralischen und vor allem rechtlichen *Selbstbestimmung* wurden auch noch in der Moderne und Spätmoderne begründete Kämpfe ausgefochten und sie werden es weiterhin – alle emanzipatorischen Bestrebungen auf den Feldern der Geschlechterpolitik gehören z. B. hierhin.

Was hingegen das Spektrum der Selbstverwirklichung angeht, die kreative und fruchtbare persönliche Entfaltung, das authentische Selbstsein-können, – da hat die Philosophie wohl das Feld weitestgehend geräumt und es der Psychoanalyse überlassen.

Aber freilich insistiert trotz aller Kautelen eine kultur- und gesellschaftskritische grundierte Strömung, die an der chronischen Schwäche ihrer normativen Fundierung herumlaboriert und nicht zufällig im 18. Jahrhundert beginnt: Beim Rousseau'schen Gefühl der eigenen Existenz, sich fortsetzt mit dem Kierkegaard'schen Drängen, ein Selbst sein zu wollen, bis hin zur existenzialistischen Entschiedenheit, sich nicht zu verlieren ans Uneigentliche. In der Sozialphilosophie und Soziologie zieht sich diese Spur entlang der Negativ-Begriffe von Entfremdung, Verdinglichung und Entzauberung, dem schon zitierten Leben im Falschen bis hin zu den Pathologien des Sozialen.

Meine folgenden Überlegungen gehen eher in diese Richtung. Wenn es denn so ist, dass wir uns bei einem verbindlichen Konzept eines guten Lebens die größtmögliche Zurückhaltung auferlegen müssen, können wir aber trotzdem – und das ist begründungstheoretisch die schwächere Variante – auf der Basis geteilter Erfahrungen über das für uns Gedeihliche gemeinsam sprechen und nachdenken. Das Konzept des guten Lebens wird dann zum Ergebnis eines Verständigungsprozesses und bleibt beständig strittig, d. h. offen für Widersprüche, Erweiterungen und Revisionen.

Bevor ich eine solche Basis von geteilter Erfahrung in Anspruch nehme – nämlich gemeinsam gemachte Erfahrungen in der Zeit des pandemisch bedingten Lockdowns –, um daran einige tentative Überlegungen zum guten Leben anzuschließen, möchte ich aber doch den Umweg über die Antike machen – und dabei Aristoteles, *locus classicus* in Sachen gelingendes Leben, eher als einen Phänomenologen in Anspruch nehmen, ohne auch schon seine starken normativen Annahmen zu übernehmen.

³ S. a. Herlinde Pauer-Studer (1999): Einleitung zu Martha C. Nussbaum: Gerechtigkeit oder das gute Leben. Frankfurt a. Main.

⁴ S. Hartmut Rosa (2019): Resonanz – Eine Soziologie der Weltbeziehung. Frankfurt a. Main, S. 48ff.

Aristoteles

Aristoteles' Grundlegung der praktischen Philosophie umspannt in den Disziplinen von Ethik und Politik letztlich ein einziges Thema: Das gute Leben des Einzelnen und den dafür unverzichtbaren Rahmen, die *polis*. Was zu einem individuell als glücklich empfundenen Leben beiträgt, da bestätigt Aristoteles zunächst einige Alltagsmeinungen, nämlich z. B. Gesundheit, wohlgeratene Kinder und Geld – letzteres jedoch nicht so sehr um seiner selbst willen, sondern um die Tugend der Freigiebigkeit zu üben –, um dann aber ein philosophisches Konzept des Glücks zu entwickeln: Glück ist ein Leben gemäß den Tugenden. Das klingt erstmal nicht besonders spannend, ist es aber doch. Glück ist nichts dem Leben Äußerliches, sondern liegt im Vollzug des Lebens selbst, ist also eine Praxis. Das Leben darüber hinaus als eine tugendhafte Praxis zu führen heißt: im affektiven Empfinden, im darauf basierenden Urteilen und im folgenden Reagieren, im Reden und Handeln eine verlässliche Haltung der Angemessenheit gewinnen und einnehmen zu können. Mit eigenen Worten gesagt: Glück ist die Arbeit an der Selbstskulptur. Tugendhaft zu sein bedarf der lebenslangen Übung. Eingeebnet werden: eine situative Affektangemessenheit, die Schärfung des Urteilsvermögens im Hinblick auf seine Verhältnismäßigkeit und eine Differenzierung des eigenen Verhaltens- und Reaktionsrepertoires: Lernen, wie, wann, wo, in welcher Weise und in welchem Maße richtig, also angemessen, zu empfinden, zu urteilen und zu reagieren ist – also berechtigterweise empört zu sein, mit gutem Grund Abscheu zu empfinden, sich im rechten Maß freuen zu können, das richtige Wort finden, den rechten Ton treffen, über die passende Geste zu verfügen, Zivilcourage zu zeigen zwischen Feigheit einerseits und Risikoverhalten andererseits, großzügig sein können zwischen Knauserigkeit und Verschwendung. – Wenn ich Aristoteles richtig verstehe, dann liegt das Glück sowohl in der Praxis des Übens der Tugend wie auch in der Freude, die sich im Gelingen einstellt: im Kleinen, wenn das lösende Wort gefunden wurde, im Großen: wenn die noble Handlung gelingt. Das Glück liegt in der Sicherheit affektiver Ausbalanciertheit und im dauerhaften Selbstgenuss, der aus dem souveränen Verfügen über diese Haltung der Angemessenheit resultiert (was genau die Definition von Tugend ist).

Ein solches Charakterprofil kann sich aber nur im Rahmen von entsprechend geeigneten Praxisfeldern herausbilden und hat auch nur dort sein Betätigungsfeld. Darum sind „Ethik“ und „Politik“ miteinander verkoppelt. Aristoteles definiert den Menschen bekanntlich als ein politisches Lebewesen, vom Mittelalter übersetzt mit *animal sociale*, was dem Begriff seine entscheidende Spitze nimmt, aber auch nicht ganz verkehrt ist: Denn *politikos* hat die weite Bedeutung von sozial, gesellschaftlich und i. e. S. politisch. Die Verwirklichung dessen, was ein Individuum im gelungenen Fall sein kann, ist an die Sphäre gebunden, die in diesem erweiterten Sinn politisch genannt wird.

Konkret und anschaulich ist diese weitere Sphäre des Politischen in ihren Möglichkeiten an einer Stelle beschrieben, wo von ihrer Beschädigung gehandelt wird. Aristoteles liefert hier eine individual- und sozialpsychologische Analyse von radikal entpolitisierten Verhältnissen, den am wenigsten gedeihlichen, in die ein Mensch geraten kann.

Das ist eine Welt, wo es keine Schmaus- und Tischgemeinschaften mehr gibt, auch keine politischen Genossenschaften, wo überhaupt alle geselligen Vereine aufgelöst sind, jede Form von zwangloser Zusammenkunft verunmöglicht ist und alle Arten von Bildungsveranstaltungen gestrichen sind. Die Bevölkerung ist untereinander isoliert, steht aber gleichwohl unter beständigem Beschäftigungszwang und ist zudem mit Existenzsorgen belastet.

Die Individuen sind also der öffentlichen Mußeräume beraubt. Das sind Räume, wo das Individuum sich aus der Isoliertheit seiner Arbeit und der zweckgerichteten Tätigkeiten lösen kann, indem es sich – sich mit anderen versammelnd – selbst sammeln kann. Dort gibt es Gelegenheiten, Feste zu feiern und Freundschaften zu pflegen, sich mit Geistigem zu beschäftigen und bestimmte Orte für Vorträge und Vorlesungen aufzusuchen.

Sind diese Spielräume freier Kommunikation und Interaktion aber zerstört, werden die Einzelnen zu atomisierten, geschäftigen Individuen, die sich wechselseitig auf argwöhnische Distanz halten. Die Felder zwischenmenschlicher Berührung und Übereinstimmung liegen brach, das Vertrauen versiegt, Misstrauen greift um sich, bereitliegende Ressentiments werden mächtig und der eine lässt sich gegen den anderen ausspielen. Ein Verlust des Vertrauens – des Selbstvertrauens und des Zutrauens zu anderen – greift um sich und es gedeiht eine allgemeine Kleinmütigkeit. *Mikropsychos*, so Aristoteles, kleinmütig ist derjenige, der sich selbst in seinen Möglichkeiten nicht mehr kennenlernen kann und durch Unkenntnis der eigenen Kompetenzen und Qualitäten zu keiner Selbsteinschätzung und Selbstschätzung mehr gelangt. Die Verkümmern des Selbstvertrauens mündet schließlich im ängstlichen Handlungsverzicht. *Mikropsychos* ist der, der sich nicht länger zu handeln getraut und sich nur mehr verhält und dadurch gerade auf die Ausübung der Tugend verzichtet. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass diese Beschreibung des denkbar schlechten Lebens Aristoteles' Analyse der Tyrannenherrschaft darstellt. Ich will hier aber nicht missverstanden werden: Es geht mir

⁵ Aristoteles: Politik, Buch V, 1313 a35ff.

⁶ Diesen Aspekt der Muße habe ich vertieft in: Ohne Muße nur Stillstand. In: Luxemburg. Gesellschaftsanalyse und Linke Praxis, Heft 2. Hamburg, S. 92–98.

nicht um eine Diskussion des Regierungshandelns in der Pandemie, das wäre ein ganz anderes Thema. Es geht mir vielmehr darum, den in der Pandemie gemeinsam erlebten Verlust von öffentlichen Räumen in seinen Effekten nachzuzeichnen und einzuschätzen. Denn der Lockdown zeigt ja doch deutlich die Züge der vernichteten *polis*: Das Herunterfahren des gesellschaftlichen Lebens, die Abriegelung der Einzelnen und weitestgehende Abschneidung der Individuen voneinander; ihr Eingeschlossen-Sein in der Wohnung, präziser: im Haus, und das Austrocknen der Biotope der Gedeihlichkeit: von Gruppen, Freundeskreisen, Cliques, von sozialen Bewegungen und Organisationen, von Party-, Tanz- und Clubszenen, Stadionbesuchen, Rockkonzerten und nicht zuletzt: Demonstrationen.

Corona: Verlust der Öffentlichkeit

Aristoteles' Analyse des Verlusts des öffentlichen Raums kann aber noch weiter entfaltet und ergänzt werden, nämlich um diejenigen Dimensionen, die dem gemeinsamen Sprechen und Handeln zugrunde liegen und es allererst tragen. Gesellschaftliche Strukturen sind nicht abstrakt, sondern materiell erlebte. So spricht die Soziologin Gesa Lindemann von der alltäglichen Berührungsordnung, die auf Mitwesenheit beruht und weit mehr als die unmittelbare körperliche Berührung, den Hautkontakt, meint.⁷ Vielmehr basiert sie auf Berührungen über den Tastsinn hinaus, denen gewissermaßen eine synästhetische soziale Sinnlichkeit eingeschrieben ist: das Hören, Sehen und Riechen, leibliche – nicht körperliche Berührungen – z. B. das angenehm oder auch unangenehm Berührt-Werden von einem Lachen, einer Geste finden im und durch den Raum hindurch statt, eben weil wir leiblich-sinnlich existieren.

Der jüngste Entzug hat allererst gezeigt, wie wir uns gewöhnlich unbemerkt vom täglichen Brot dieses leiblich Berührt-Werdens, von dessen Beziehungsweisen und Fühlungen nähren: von Kopräsenzen, Stimmen, Klangfarben, von Gestik und Mimik, die Vertrauen aufbauen.

Es mag eingewendet werden, dass sich in der Pandemie ja durchaus Körper im öffentlichen Raum bewegt haben; bedenklich zu viele im Nahverkehr z. B. Aber das hieße, den öffentlichen Raum ausschließlich topologisch zu verstehen. Öffentlich im klassischen Sinn ist nicht nur das, was außerhalb des Hauses im Sinne der Behausung liegt, also vor der Tür, sondern was außerhalb des Bereichs der Produktionsarbeit liegt, die den Sklaven zugeordnet ist, und außerhalb des Umkreises der Reproduktionsarbeit, die den Frauen obliegt. Öffentlichkeit in diesem Sinne befindet jenseits des Lebensnotwendigen, des Funktionellen und Instrumentellen und ist in sich selbst Zweck, Zweck an sich. Übrigens wurde in gewisser Weise – wenn auch nicht für alle gleichermaßen – unter Pandemiebedingungen das, was modern getrennt war nach Familie und Arbeitswelt als *housework* und *homeoffice* wieder im Haus zusammengeführt.

Dem öffentlichen Raum eignet ferner eine Doppelsinnigkeit: Er versammelt im Modus der Dezentrierung. Das Individuum sammelt sich in der Distanznahme – von Arbeit und Lebenssorge – und in der Abstandnahme von den eigenen Gefühlen, Interessen und Meinungen. – „Ich muss einfach mal unter Leuten sein“ benennt genau diesen Impuls zur Distanz vom Selbst. Das anonyme Versammeltsein, das Eintauchen in die eigen-bestimmte Atmosphäre eines Cafés oder einer Bar setzt das Individuum heraus an einen anderen Ort und in Distanz zu sich selbst. Diese Ortsversetzung kann durch Kunst potenziert werden, indem sie uns noch ganz woandershin transportiert: „Eine Oper ‚entführt‘ uns in Mozarts Orient und eine performance ‚bannt‘ uns“, woran die Theologin Miriam Rose mitten in der – wie sie sagt – „klebrigen Betrübnis“ der Pandemie erinnert hat.⁸

Dieses grundsätzliche Aus-sich-heraus-gesetzt-Sein im öffentlichen Raum haben die Phänomenologen, allen voran Hannah Arendt, im Begriff des Erscheinungsraumes beschrieben. Erscheinen im öffentlichen Raum ist ein Erscheinen für die anderen, deren Perspektiven wir grundsätzlich nicht einnehmen und nicht kontrollieren können. Als dieser Körper oder Leib bin ich durch die Perspektiven der anderen konstituiert und somit in gewisser Weise ent-eignet. Denn der Körper wird von Perspektiven bestimmt, die ich nicht einnehmen kann, die mich aber einnehmen. Eine andere Person sieht unser Gesicht und hört unsere Stimme in einer Weise, wie wir es nicht können. In dieser Weise sind wir leiblich immer schon dort und doch auch hier – den Blicken ausgesetzt und aus uns herausgesetzt; das Selbst wandert in viele Außenpunkte. Der Erscheinungsraum ergibt sich allererst zwischen den Körpern, er ist das Verbindende und das Trennende zugleich. Arendt bezeichnet dieses Zwischen als den Raum der Sozialität – und ich habe mich gefragt, ob es dieses spezifische physisch-räumliche Zwischen ist, diese körperlich-leibliche Verflechtung in der Distanz, die beim virtuellen Raum verloren geht.

Kurzum: Aristoteles hatte Kleinmütigkeit, ein Schrumpfen des Selbstgefühls konstatiert. Und es scheint tatsächlich so, dass die Abschneidung von öffentlichen Räumen keineswegs zu einer Konzentration auf das eigentliche Selbst-sein-Können verhilft, sondern viel eher zu einer Art von Selbstimplosion führt.

Das sind philosophische Überlegungen, aber vielleicht zu wenig feministische.

⁷ Gesa Lindemann (2020): Die Ordnung der Berührung. Weilerswist.

⁸ Miriam Rose (2021): Wie nehme ich Abstand von mir? Aus der Serie 10 nach 8, 05.02. <https://www.zeit.de/kultur/2021-02/resilienz-third-spaces-corona-pandemie-psychologie-tagebuch-spazierengehen> (30.11.2021).

Zwei Dinge möchte ich deshalb zum Schluss erwähnen: Arendts Erscheinungsraum bleibt dominiert vom Modell der griechischen Polis oder dem römischen Forum, ein exklusiver Erscheinungsraum, in dem ein versorgter Körper vorausgesetzt ist. Judith Butler hat in der „Theorie der Versammlung“ erneut das aufgegriffen, worauf die feministische Kritik an Arendt beharrlich hingewiesen hatte, nämlich auf diesen exklusiven Bürgerbegriff: ein von produktiver bzw. auf jeden Fall von reproduktiver Arbeit entlasteter Mann. Der Körper in der Öffentlichkeit ist männlich, er ist frei zu sprechen und etwas zu schaffen, vermeintlich ungestützt und selbst (zumindest nicht sichtbar) geschaffen und erhalten – und dann gibt es noch den anderen Körper außerhalb: weiblich, alternd, fremd, kindlich – ins Dunkel gehüllt, an Tätigkeiten gebunden, die kein Handeln sind. Der menschliche Körper ist geteilt in einen, der öffentlich erscheint, spricht und handelt, und einen anderen, sexuellen, arbeitenden, weiblichen, fremden, versklavten, ausgebeuteten, stummen Körper, der einer anderen Sphäre zugehört. Butler ist es darum zu tun, dass diese Körper oder Körperweisen gleichfalls auf die Straßen und Plätze gehen: also die ausgebeuteten *sans-papiers* auch illegalerweise demonstrieren, oder dass die Menschen, während sie Plätze besetzen, dort auch schlafen, essen und putzen.⁹

Das betrifft den öffentlichen Raum, sofern er für politische Zwecke beansprucht wird, aber auch der im weiteren Sinne öffentliche Raum – das mußevolle öffentliche Erscheinen-Können – ist die Dimension, um welche die Gruppe der Frauen allererst kämpfen musste und es noch weiterhin muss. In manchen Teilen der Welt in ganz fundamentaler Weise, nämlich um das Recht, außerhalb des Hauses überhaupt in Erscheinung treten zu dürfen, und in anderen Teilen, wie bei uns, jenseits der sog. Doppelbelastung von Produktions- und Reproduktionsarbeit einen zweckfreien offenen Bezirk der Selbstentfaltung für sich reklamieren zu können. Hier ist aktuell ein Buch von Franziska Schutzbach zur Erschöpfung der Frauen erschienen: ein aktuelles Buch über ein chronisches Problem.¹⁰

Ich schließe mit einem anderen und unfertigen Gedanken. Ich habe mir den Einwand gemacht, ob – trotz aller Vorbehalte – die virtuellen Räume nicht doch den leiblichen Erscheinungsraum ablösen können. Aber ich frage mich, ob sich hier nicht in struktureller Weise die problematische Grundkonstellation wiederholt, die die feministischen Philosophinnen am unsichtbar umsortierten männlichen Körper der *polis* festgemacht hatten. Denn die Reduktion der Körper auf eine Ansammlung von *talking heads* (im besten Fall) verbannt Leiblichkeit und Sinnlichkeit auf neuartige Weise aus der öffentlichen Interaktion und Kommunikation.

Diese Abblendung wiederholt und radikalisiert die Trennung von Kopf und Körper, von Geistigem und Sinnlichem, von Sprache und Vorsprachlichem, von transparenter Form und undurchsichtiger Materialität. Bei der Sonderung eines cleanen Raums des Erscheinens, der platten Sichtbarkeit und des Wortes von den dunkleren Bezirken des Leiblichen und des Sinnlichen, des unbewusst Mobilisierten, des nicht Verbalisierten und nur unterschwellig affektiv Transportierten ... da bleibt doch zu fragen, ob diese Scheidung nicht letztlich einem sehr alten abendländischen Gestus folgt, der immer auch ein geschlechtskonnotierter war.

Literatur

- Aristoteles: Politik, Buch V, 1313.
- Butler, Judith (2016): Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung. Frankfurt a. Main.
- Habermas, Jürgen (2005): Die Zukunft der menschlichen Natur – Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik? Frankfurt a. Main.
- Kuster, Friederike (2009): Ohne Muße nur Stillstand. In: Luxemburg. Gesellschaftsanalyse und Linke Praxis, Heft 2. Hamburg, S. 92–98.
- Lindemann, Gesa (2020): Die Ordnung der Berührung. Weilerswist.
- Pauer-Studer, Herlinde (1999): Einleitung zu Martha C. Nussbaum: Gerechtigkeit oder das gute Leben. Frankfurt a. Main.
- Rosa, Hartmut (2019): Resonanz – Eine Soziologie der Weltbeziehung. Frankfurt a. Main.
- Rose, Miriam (2021): Wie nehme ich Abstand von mir? Aus der Serie 10 nach 8, 05.02. <https://www.zeit.de/kultur/2021-02/resilienz-third-spaces-corona-pandemie-psychologie-tagebuch-spazierengehen> (zuletzt gesehen 30.11. 2021).
- Schutzbach, Franziska (2021): Die Erschöpfung der Frauen – Wider die weibliche Verfügbarkeit. München.

⁹ Judith Butler (2016): Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung. Frankfurt a. Main, Kap. 2.

¹⁰ Franziska Schutzbach (2021): Die Erschöpfung der Frauen – Wider die weibliche Verfügbarkeit. München.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Friederike Kuster
Bergische Universität
Wuppertal
Fakultät 1, Fach Philosophie
Gaußstraße 20
42109 Wuppertal
kuster@uni-wuppertal.de

<https://doi.org/10.17185/duerpublico/75191>

Gutes Leben als Kontinuum für Menschen jedweden Geschlechts – eine Utopie oder notwendiges Ziel?

Die Figur des Kontinuums in Bezug auf Geschlechtervielfalt

Seit 2009 treibt mich als Geschlechterforscherin die Frage um, wie inter*, trans*, nicht-binär*, a*-geschlechtliche Menschen nicht als 3. oder 4. Geschlecht, oder gar als 5. oder 6. Geschlecht, nicht als dazwischen, nicht als anders, nicht als divers verstanden werden können, sondern als je eigenes selbstbestimmtes Geschlecht? Damit verbunden ist die Frage nach der Aufhebung binärer Geschlechterkonstellationen ebenso wie die Öffnung des Blicks auf tatsächlich gelebte Geschlechtervielfältigkeiten für alle Menschen, d. h., dass auch bei sogenannten Cis*Frauen und sogenannten Cis*Männern die Figur des Kontinuums dazu dienen kann, tatsächliche Vielfalt zu fassen. Als erste Antwort auf diese Frage habe ich 2014 die Figur des Kontinuums beschrieben, die die vier Dimensionen: physisch (Körper/Materie), psychisch (Gefühle), sozial (Verhalten) und sexuell (Begehren) umfasst (siehe Baltes-Löhr 2018, 2016, 2020 und 2022). Geschlecht als Kontinuum mit vier Dimensionen in einer ersten Übersicht:

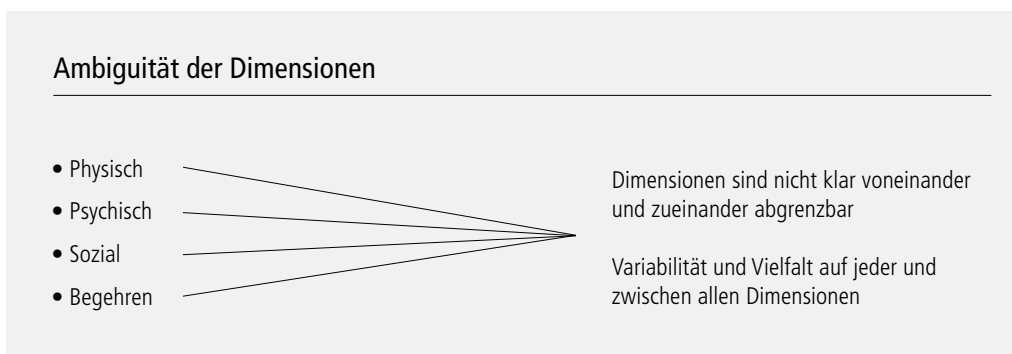
Tabelle 1: Die vier Dimensionen von Geschlecht als Kontinuum

Dimension	Umfasst	Englische Begrifflichkeiten
Körperlich/physisch/Materie/Biologie	Physisches Geschlecht; Sex	Sex
Psychisch/Gefühl/Emotion	Gefühltes Geschlecht; Geschlechtsidentität	Gender identity
Sozial/Verhalten	Soziales Geschlecht; Gender	Gender
Sexuell/Begehren	Sexualität; sexuelles Begehren, Praktiken, relationale Formen	Sexuality; desire

Quelle: eigene Darstellung.

Alle diese Dimensionen sind miteinander verwoben, bedingen sich aber nicht kausal, d. h. beispielsweise, dass körperliche Merkmale nicht das sexuelle Begehren bestimmen und dass beispielsweise das sexuelle Begehren keinen kausalen Rückschluss auf das selbstbestimmte Geschlecht eines Menschen zulässt.

Abbildung 1: Ambiguität



Quelle: eigene Darstellung.

- In Bezug auf die Definition von Geschlecht ermöglicht eine so konzipierte Figur des Kontinuums
- das Aufbrechen traditioneller, binär verfasster Vorstellungen von zwei getrennten und zeitlebens statischen Geschlechterpolen
 - das Zusammendenken und Erkennen von Verbindungslinien zwischen vermeintlichen Widersprüchen und Gegensätzen zwischen jedweden Geschlechtern
 - das Ende nicht nachweisbarer Kausalitäten zwischen Körper und Gefühl, Verhalten und/oder Begehren

Wie schon angedeutet, sind die Dimensionen in sich und in ihrem Verhältnis zueinander als ambig, also als mehr- und vieldeutig zu verstehen, wie nun im Folgenden gezeigt wird. Die Dimension des Körpers, die biologisch/materielle Dimension, oft bezeichnet mit Sex und/oder Geschlecht, umfasst wiederum mindestens vier weitere Differenzebenen:

- Morphologie: Basierend auf den Hormonen bilden sich innere und äußere Geschlechtsorgane und der Körperbau heraus; wird oft auch als morphologisches Geschlecht bezeichnet
- Chromosomen, die sich nach den Geninformationen im Erbgut herausbilden; wird oft auch als Chromosomengeschlecht bezeichnet
- Keimdrüsen oder Gonaden, die sich im Zusammenhang mit den Geschlechtschromosomen zu Eierstöcken und/oder Hoden herausbilden; hier wird oft vom Keimdrüsen- und/oder gonadalen Geschlecht gesprochen
- Die sogenannten Geschlechtshormone Östrogen und Testosteron zeigen unterschiedliche Konzentrationen auf und werden oft als Hormon- oder hormonelles Geschlecht bezeichnet

Eine vermeintlich eindeutige binäre Ordnung der Geschlechter sähe für die Dimension des Körpers dann so aus:

Tabelle 2: Vermeintlich eindeutige Zuordnungen auf der physischen Dimension

Körperliche Differenzierungsebenen	Alle sogenannten Frauen	Alle sogenannten Männer
Morphologisch	Vagina Erhabene Brust Schmale Schultern Breites Becken Keine Gesichtsbehaarung	Penis Flache Brust Breite Schultern Schmale Hüften Bartwuchs
Chromosomal	Xx	Xy
Gonadal	Eierstöcke	Hoden
Hormonell	Östrogen	Testosteron

Quelle: eigene Darstellung.

Nun wissen wir, dass dieses Schema nicht die gesamte Realität menschlicher Existenzformen abbildet. Um nur einige plakative Beispiele zu nennen: Nicht alle Körper mit einer Vagina haben ein breites Becken oder Eierstöcke oder eine erhabene Brust. Und: Das Erscheinungsbild von Vaginen, Eierstöcken ist ebenso wie die Erhabenheit von Brüsten enorm unterschiedlich. Hormonkonzentrationen können sehr variant kombiniert sein. Der Bartwuchs bei sogenannten Frauen ist nicht nur Thema in der Kunst, sondern füllt Schönheitsratgeber und -salons und nicht zuletzt ist geringe Gesichtsbehaarung bei sogenannten Männern auch ein Thema.

In Bezug auf trans*-geschlechtliche Personen ist deutlich, dass erstens nicht alle trans*-geschlechtlichen Personen körperliche Veränderungen anstreben und dass zweitens nicht alle diejenigen, die körperliche Veränderungen anstreben, die gleichen Veränderungen wünschen. Inter*-, nicht-binär-* und a*-geschlechtliche Personen können sehr unterschiedliche körperliche Merkmale aufweisen, sodass insgesamt der Schluss zu ziehen ist, dass der Körper, die biologisch/materielle Dimension des Kontinuums, uneindeutig ist und sich nicht mit einer zweipoligen Binarität fassen lässt.

Für die gefühlte Dimension von Geschlecht, oft bezeichnet als geschlechtsbezogene Identität, sind Zuschreibungen und Empfindungen jenseits der mit stereotypisierenden Füllungen aufgeladenen Kategorien „weiblich“ und „männlich“ manifest und die altbekannte Matrix, die immer und immer wieder aufgerufen wird, stimmt in der scheinbaren Eindeutigkeit der stereotypisierenden Darstellung für kein Geschlecht. Welcher Mensch ist schon immer emotional, passiv, einfühlsam, sanft, natürlich, körperbezogen und abhängig – also in der bipolaren Ordnung gedacht weiblich? Und welcher Mensch ist immer rational, aktiv, stark, hart, der Kultur und dem Geist zugewandt und autonom – also in der bipolaren Ordnung gedacht männlich? Diese bipolare Matrix passt nicht mehr zu der tatsächlich gelebten Vielfalt. Auch in Bezug auf die Eigenwahrnehmungen und Zuschreibungen von gefühltem Geschlecht gilt: Es gibt vielfältigste Variationen dessen, was es konkret heißt, sich als cis*-weibliche, als trans*-geschlechtliche, als cis*-männliche, als inter*-, nicht-binär-*, a*-geschlechtliche Person zu fühlen. In gelebten Realitäten sind in Bezug auf jedwede Geschlechtergruppe, sofern überhaupt noch von Gruppen gesprochen werden kann und soll, Ähnlichkeiten sowie Unterschiede festzustellen zwischen Personen, die sich selbstbestimmt einem Geschlecht zuschreiben. Zugehörigkeitsgefühle zu einem Geschlecht sind ebenso vielfältig, wie das Sich Anfühlen des Geschlechts, auch wenn es selbst zugeschrieben ist.



Christel Baltes-Löhr.

Auch in Bezug auf die Dimension des geschlechtsbezogenen Verhaltens ist eine unendliche Vielfalt manifest. Menschen jedweden Geschlechts können emotional, rational, passiv, aktiv, einfühlsam, hart, weich, stark, der Natur und der Kultur verbunden, körperbezogen, intellektuell, abhängig, autonom, bindungsfähig, bindungsunfähig, friedliebend, aggressiv etc. sein, wenn sie Möglichkeiten vorfinden, sich entsprechend – ohne einschränkende normative geschlechtergebundene, binäre Engführungen – zu entwickeln.

In Bezug auf geschlechtsbezogenes Begehren, die sexuelle Dimension des Kontinuums, entspricht die tatsächliche existierende Vielfalt von sexuellen Begehrensformen nicht der Vorstellung von Heterosexualität zwischen Frau und Mann. Es existieren vielfältige Beziehungsformen wie Monogamie, Polygamie, Polyamorie ebenso wie vielfältige, mehr oder weniger institutionalisierte Formen der sexuell konnotierten Beziehungsformen wie Ehe, eingetragene Partnerschaften, nicht registrierte Partnerschaften mit einem oder mehreren Partner_innen, Single.

Und nochmals: Alle vier Dimensionen sind nicht eindeutig zu definieren. Besteht also auf allen vier Dimensionen tatsächlich unendliche Vielfalt? Ist diese Vielfalt unbegrenzt? An dieser Stelle wird häufig die Frage aufgeworfen, ob bei all dieser Vielfalt dann auch z. B. Pädophilie oder sexualisierte Gewalt auf dem Kontinuum einen gleichberechtigten Platz einnehmen. Und die Antwort darauf lautet: Nein. Wird Selbstbestimmung als wichtiges Merkmal geschlechtlicher Positionierungen auf dem Kontinuum verstanden, dann schließt Selbstbestimmung hinsichtlich sexueller Praktiken immer die Selbstbestimmung aller Beteiligten ein. Nicht selbstbestimmte sexuelle Handlungen sind somit als durch Gewalt und durch Ausübung von Macht und Herrschaft erzwungene Handlungen zu betrachten. Die allgemeinen Menschenrechte können hier als hervorragende und wichtige normative Grundlage und Rahmung herangezogen werden, womit auf Gewalt und Herrschaft basierende Geschlechterpositionierungen auf dem Kontinuum immer als Ausdruck und Effekt von Gewalt und Herrschaft gelesen werden können.

Und nochmals: Alle vier Dimensionen sind nicht eindeutig zu definieren.

Besteht also auf allen vier Dimensionen tatsächlich unendliche Vielfalt? Ist diese Vielfalt unbegrenzt? An dieser Stelle wird häufig die Frage aufgeworfen, ob bei all dieser Vielfalt dann auch z. B. Pädophilie oder sexualisierte Gewalt auf dem Kontinuum einen gleichberechtigten Platz einnehmen. Und die Antwort darauf lautet: Nein. Wird Selbstbestimmung als wichtiges Merkmal geschlechtlicher Positionierungen auf dem Kontinuum verstanden, dann schließt Selbstbestimmung hinsichtlich sexueller Praktiken immer die Selbstbestimmung aller Beteiligten ein. Nicht selbstbestimmte sexuelle Handlungen sind somit als durch Gewalt und durch Ausübung von Macht und Herrschaft erzwungene Handlungen zu betrachten. Die allgemeinen Menschenrechte können hier als hervorragende und wichtige normative Grundlage und Rahmung herangezogen werden, womit auf Gewalt und Herrschaft basierende Geschlechterpositionierungen auf dem Kontinuum immer als Ausdruck und Effekt von Gewalt und Herrschaft gelesen werden können.

Vor dem Hintergrund der Allgemeinen Menschenrechte ermöglicht die Denkfigur des Kontinuums ein Verständnis von einem gleichberechtigten Verhältnis der Geschlechter zueinander:

- wenn für alle Menschen die Selbstbestimmung des Geschlechts in allen vier Dimensionen möglich/ garantiert ist,
- wenn jedes Geschlecht als 1. Geschlecht aufgefasst werden kann,
- wenn das eigene, selbstbestimmte Geschlecht als erstrangig, als das für die Person selbst jeweils 1. Geschlecht gilt.

Immer noch faktisch nicht-existierende Gleichberechtigungen und mangelnde „Gleichwürdigkeiten“ (Veith, o. J.) sind vor einer solchen Folie immer als Ausdruck von Macht- und Herrschaftsverhältnissen zu lesen. Geschlechter gelten nicht mehr als zwischen den beiden Hauptpolen, dem sogenannten „weiblichen“ und dem sogenannten „männlichen“ situiert, sondern als auf einem Kontinuum angesiedelt. Hinzu kommt, dass geschlechtliche Verortungen

- im lebensbiographischen Verlauf und epochal variieren können: *individuelle/diachrone Variabilität*
- in unterschiedlichen Situationen unterschiedlich bedeutsam sein können und ein unterschiedliches Gewicht haben: *situative Variabilität*
- für mehr oder weniger zahlenmäßig große Gruppen von Menschen ähnliche Bedeutungen haben können: *quantitative Variabilität*
- zwischen möglicherweise divergierenden Fremd- und Selbstzuschreibungen pendeln, zwischen mehr oder weniger selbstbestimmten Zuschreibungen oder erzwungener Aneignung und in Selbstbenennungen münden, die mit den Benennungen bzw. Bezeichnungen durch andere mehr oder weniger übereinstimmen: *qualitative Variabilität*
- eingebettet sind und im Dialog stehen mit Einflussfaktoren wie Alter, soziale, ökonomische, ethnische und kulturelle Herkunft, Bildungsstatus, religiöse sowie politische Überzeugungen: *intersektionale Variabilität*.

So lassen sich Differenzen, Ähnlichkeiten, Uneindeutigkeiten sowie Eindeutigkeiten neu fassen.

Aber: Bei aller nicht Abgrenzbarkeit, allen Differenzen und Ähnlichkeiten über vermeintliche Geschlechtergrenzen hinweg, bei allen fließenden Übergängen: Die eigene jeweilige Geschlechterpositionierung kann

von als sehr klar und abgegrenzt bis hin zu fließend definiert sein, empfunden werden und handlungsleitend sein oder sich als in einem andauernden Veränderungsprozess befindend definiert und ge-/erlebt und gefühlt werden – oder einmal als klar und abgegrenzt und dann wieder als fließend –, auch hier führen kategorial gedachte Verfestigungen eher zu einer Engführung und Einschränkung gelebter Vielfalt. Die Figur des Kontinuums eröffnet so den Blick auf tatsächlich gelebte individuelle/diachrone, situative, quantitativ/zahlenmäßige, qualitativ/inhaltliche sowie auf intersektional eingebettete Variabilitäten und Polypolaritäten, die als Begriff für überwundene Binaritäten stehen sollen. Sogenannte Weiblichkeit und sogenannte Männlichkeit gelten nicht länger als die Eckpunkte von Geschlecht. Trans-*, inter-*, nicht-binäre*, a*-Geschlechtlichkeit sowie andere, bislang noch nicht benannte Geschlechtlichkeiten sind nicht unbedingt als zwischen Weiblichkeit und Männlichkeit situiert zu betrachten, sondern können darüber hinaus gehen. Hier zeichnet sich dann auch möglicherweise eine Lösung in der Debatte um Transgeschlechtlichkeit ab, wenn Trans*männer und Trans*frauen jedweden Alters nicht mehr die Einhaltung stereotyp konnotierter Körperlichkeiten, bestimmten Verhaltens und/oder Fühlens meinen anstreben zu müssen. Binaritäten in althergebrachter, stereotypisierender Ausprägung können so in Bezug auf ihre Wirkmächtigkeit als überwunden betrachtet werden.

Neue Binaritäten zwischen sogenannten cis*geschlechtlichen und nicht-binär*-geschlechtlichen Menschen können abgebaut oder bestenfalls gar nicht erst aufgebaut werden, ebenso wie solche zwischen trans*- und inter*-geschlechtlich positionierten Personen, wenn das Begehren, nicht mehr im vermeintlich „falschen“ Körper leben zu müssen, nicht mehr als unüberwindlich scheinender Gegensatz zu dem Bestreben der Anerkennung nicht-binärer Körperlichkeiten, nicht-binärer Gefühls-, Verhaltens- und Begehrensformen betrachtet wird. Auf dem Kontinuum ist ausreichend Platz für alle, die die eigene Selbstbestimmtheit auch allen anderen zugestehen. Und: Das Kontinuum bietet somit auch Platz für binäre Anordnungen, schließt also selbstbestimmte Weiblichkeiten und selbstbestimmte Männlichkeiten keineswegs aus. Die Vielfalt von Geschlechterformen, Veränderungen und Bewegungen zwischen Geschlechtern, die Vielfalt von Gründen, zu einem Geschlecht dazugehören zu wollen oder nicht und die Vielfalt von Gründen, einem Geschlecht zugeschrieben zu werden oder nicht, sowie die Vielfalt, sich einem Geschlecht selbst zuzuschreiben oder auch nicht, kann mit der Figur des Kontinuums abgebildet werden, bietet Raum und Entfaltungsmöglichkeiten für alle Geschlechterpositionierungen. Auch ist die Figur des Kontinuums anwendbar auf Migration, Raum, Zeit, Kultur, Gesundheit, Generationen ... und auf „gutes Leben“. Womit wir beim Thema wären:

Was ist gutes Leben?

Nicht nur seit der Coronapandemie gibt es eine zunehmende Auseinandersetzung mit der Frage: Was ist ein gutes Leben? Herlinde Pauer-Studer spricht in der Einleitung zu Martha C. Nussbaums „*Gerechtigkeit oder Das gute Leben*“ in Bezug auf tugendethische Überlegungen von einer Renaissance (Pauer-Studer 2020: 15). Die im Dezember 2020 veröffentlichte Übersetzung von Hans Ulrich Gumbrecht *Gracián: Handorakel und Kunst der Weltklugheit* steht schon im Januar 2021 auf Platz vier der Sachbuchbestenliste von *Die Zeit*. In der dortigen Beschreibung heißt es: „Es handelt sich um das vor 350 Jahren erschienene Handorakel, das als ‚die Urgroßmutter aller Lebensratgeber‘ gilt und Intellektuelle stets fasziniert: 300 Aphorismen, in denen der spanische Prediger Baltasar Gracián beschreibt, wie man am Hof Erfolg hat. Psychologisch fundiert, pointiert und oft boshaft: ein Klassiker in der zeitgemäßen Neuübersetzung von Hans-Ulrich Gumbrecht.“ (Gumbrecht 2020, 2021, *Die Zeit* 2021). Und die Zeitschrift *Abenteuer Philosophie* betitelt die Ausgabe 4 für Oktober–Dezember 2021 mit „Weiter Höher Schneller“ und fragt: „Müssen wir immer besser werden?“ Das immer mehr, immer schneller, immer weiter stößt an Grenzen – nicht nur in Bezug auf die Klimafrage, sondern auch in Bezug auf die Ressourcen und ihre Verteilung, und tangiert damit Fragen nach dem guten Leben, die nicht nur bedingt durch die Pandemie immer mehr Menschen umtreiben.

Aufhebung von Binaritäten

Wie nun schon mehrfach erwähnt, werden festgezurte Binaritäten und kausale Begründungszusammenhänge in Bezug auf Geschlecht im alltäglichen Leben zunehmend ausgehebelt und abgelöst durch gelebte Vielfalt. Dies lässt sich auch in Bezug auf den scheinbar klaren Widerspruch zwischen gutem und nicht gutem, also zwischen gutem und schlechtem Leben ausmachen. Hierzu folgende illustrierende Beispiele:

Schon früh überwunden: Simone de Beauvoir schreibt 1947 in einem Brief an Nelson Algren:

„Ich möchte vom Leben alles! Ich möchte eine Frau, aber auch ein Mann sein, viele Freunde haben und auch allein sein, viel arbeiten und gute Bücher schreiben, aber auch reisen und mich vergnügen, egoistisch und nicht egoistisch sein ... Sehen Sie, es ist nicht leicht, alles, was ich möchte, zu bekommen. Und wenn es mir nicht gelingt, werde ich wahnsinnig vor Zorn“ (de Beauvoir 1947, zit. n. Schwarzer 2021): *Die Romantik-Falle*, S. 4–7, hier S. 5f. In: *Spiegel. Das Kulturmagazin. Herbst. Bestseller*).

Lebensbiographisch späte Veränderungen: Einen deutlichen Hinweis auf die zunehmende Auflösung streng zweigeschlechtlicher Begehrensstrukturen liefert der Bericht über die Heirat des 90-jährigen früheren US-Senators von Pennsylvania, Harris Wofford, der am 30. April 2016 seinen 50 Jahre jüngeren Lebensgefährten, Matthew Charlton, heiratet und dazu sagt: „Zu oft versucht unsere Gesellschaft, Menschen zu labeln – hetero, schwul oder dazwischen. Ich gebe mir keine Kategorie, die darauf basiert, welches Geschlecht jene haben, die ich liebe.“ (Trierischer Volksfreund 2016: 28). Wofford war mit seiner Frau Clare von 1948 bis zu deren Tod im Jahre 1996 nach eigener Darstellung glücklich verheiratet und ist mit Clare Vater dreier Kinder (Wofford 2016).

Inge Jens über Erziehung: „Ich bin ja der Meinung, dass es Quatsch ist, Erziehung in männlich und weiblich zu zerlegen. Aber wenn Sie schon so rechnen, würde ich sagen, ich hatte durchaus einige männliche Züge.“ Oder: „Wie kamen die darauf, die Frauen schweigen zu lassen?“ (Jens 2021, 15).

Belegt: Johannes Krause (2021), Archäogenetiker, erklärt, warum es keine Rassen gibt: Unsere Ahnen kamen als People of Colour nach Europa: Wie sah ihre Haut vor 7.000 Jahren aus? Dunkel. Und warum wurde sie weiß? „Als Folge eines Mangels, den die Menschen sich mit der Erfindung der Landwirtschaft eingehandelt hatten. ...“ Krause schließt: „Das Konzept der Rasse ist völliger Blödsinn“ (Krause, zit. n. Willmann 2021).

Patricia Highsmith: Tobias Gohlis (2021) titelt seinen Beitrag zu den von Anna von Planta herausgegebenen Tage- und Notizbüchern von Patricia Highsmith: „Ich bin ein Mann“ und schreibt: „Bereits mit zwölf Jahren war sich Highsmith bewusst, ein Junge im Körper eines Mädchens zu sein“ und 1948 stellte sie kategorisch fest: „Nach allen platonischen Gesetzen bin ich ein Mann und liebe Frauen“ (Highsmith, zit. n. Gohlis 2021).

Umkehrungen?: Judith Luig (2021) bespricht die Neuerscheinung von Susanne Saygin „Crash“, mit verkehrten Geschlechterrollen, aber anders als mittlerweile gewohnt: Männer sind noch die Chefs, Frauen Sekretärinnen und vor allem: erfolglos: „Aber diese scheinbar nebensächlichen, abhängigen Frauen entpuppen sich in Saygins sezierender Erzählung als die eigentlichen Machthaberinnen ... vom Leben frustriert, in einer Eso-Sex-Sekte Zuflucht findend“: und: „es könnte jede sein“, in diesem Krimi, der „eher wie ein Gemälde von Brueghel wirkt: Wo man auch hinschaut, lauter Miniaturen des Unglücks“ (Luig 2021: 61).

Sich verschärfende, wiederholende Polarisierungen: Florian Illies, Parallelen zwischen den 2020er- und den 1930er-Jahren beschreibend, kommt in der Diskussion der Kästner'schen Fabian-Verfilmung von Regisseur Dominik Graf zu dem Schluss: „Wir sollen nicht starr vor Schreck am Rande stehen bleiben, wenn unsere Werte, die Großherzigkeit, die Warmherzigkeit, die Liebe unterzugehen drohen im neuen Ozean des Hasses.“ Und Illies weiter: „Wir sollten uns vielmehr den fundamentalen Ungewissheiten jener (gemeint sind die 1920er und 1930er Jahre, CBL) Vergangenheit aussetzen und der allgegenwärtigen Hetze der Gegenwart nicht wieder mit der Trägheit des Herzens antworten ... Liebe in Zeiten des Hasses ist eine Lektion, die nie zu Ende geht, in der sich die Vergangenheit immer aufs Neue mit der Gegenwart verschränkt: jede Generation muss neu lernen, zu rechnen und zu schreiben. Und jede Generation muss auch neu lernen zu lieben.“ (Illies 2021: 54).

Epikureisch vs. stoisch: Ein gewagter Sprung bringt uns vom 21. in das vierte und dritte Jahrhundert (v. u. Z.), zu Epikur und der immer wieder aufgemachten Differenz und Gegenpositionierung zwischen Epikureern (hedonistisch) und Stoikern (emotionslos), die sich bei genauerem Hinsehen so nicht aufrechterhalten lässt. Nach Marietheres Wagner (Wagner 2021: 10) ist Epikurs Philosophie der Freundschaft nicht als Aufruf zum Hedonismus zu verstehen. Epikur betont vielmehr im Hinblick auf gutes Leben, dass es darum geht, „für das eigene – körperliche wie seelische – Wohlergehen zu sorgen sowie gegenüber anderen Menschen eine freundschaftliche Haltung zu pflegen. Die Fähigkeit, diese beiden Pole in Einklang zu bringen, betrachtet Epikur als Grundvoraussetzung für ein gutes Leben“. Epikur schreibt an Menoikeus: „Daher ist die Einsicht sogar wertvoller als die Philosophie: ihr entstammen alle übrigen Tugenden, weil sie lehrt, dass es nicht möglich ist, lustvoll zu leben, ohne einsichtsvoll, vollkommen und gerecht zu leben, ebenso wenig, einsichtsvoll, vollkommen und gerecht zu leben, ohne lustvoll zu leben“ (zit. n. Euringer 2003). Hier wird von Epikur selbst der Dreiklang aus „Lust“, „Vernunft“ und „Gerechtigkeit“ sehr schön zum Klingen gebracht.

Auch Jean-Baptiste Roncari (2015) hebt den vermeintlichen Widerspruch zwischen stoisch und epikureisch auf, wenn er betont: So wie der Epikureer weit davon entfernt ist, die ursprüngliche Definition des Lebemanns zu sein, so ist der Stoiker weit von einem emotionslosen Menschen entfernt. „Glück besteht in der stoizistischen Vorstellung in der Abwesenheit von Leiden der Seele, also der geistigen Ausgeglichenheit. Glück wird für das Ziel der menschlichen Existenz gehalten, und Besonnenheit für die Bedingung, um es zu erreichen“ (a. a. O.). Bei Roncari finden sich auch sehr schöne Beispiele zur Dekonstruktion von Zuschreibungen vermeintlich stoischer Attribute wie Gefühlslosigkeit, Fatalismus und Egozentriertheit.

Gutes ≠ erfolgreiches Leben: Dieser Gegensatz ist so eigentlich nicht zu halten. Oft wird „gutes Leben“ mit erfolgreichem Leben gleichgesetzt. Wie schief diese Annahme sein kann, darauf weist Hans Ulrich Gumbrecht in seinem Festvortrag „Von Geschmack zu Intensität. Lässt sich der existentielle Stellenwert von Mozarts Musik historisch erschließen?“, gehalten im Rahmen des 100. Würzburger Mozartfestes 2021, hin, wenn er festhält: „Mozart ist beides, wohliges und befremdliches Leben, der Impuls zum Mitsingen und die Angst vor kosmischer Einsamkeit, und zugleich wissen wir, dass diese unvergleichliche Musik aus einem kurzen, durchaus misslungenen Leben hervorgegangen ist. Ich mag zwar zu den wenigen Menschen gehören, wie sich neulich bei einer Familiendiskussion herausstellte, für die eine Existenz ohne Musik nicht undenkbar ist, doch – um bewusst paradoxal zu formulieren, was mir ebenso klar wie unverständlich ist – das Rätsel der Einheit von Mozarts misslungenem Leben mit seiner singulären Musik möchte ich nicht missen“ (Gumbrecht 2021, Manuskript des Festvortrags; mit freundlicher Genehmigung des Autors).

Der Wille zum guten Leben

Bei der Debatte des Guten Lebens wird oftmals der Wille zum guten Leben zentral gesetzt. Einfach ausgedrückt in einem Zitat, das ohne genaue Quellenangabe immer wieder Immanuel Kant zugeschrieben wird und ihn sagen lässt: „Ich kann, weil ich will, was ich muss“. Dazu schreibt Hendrik Wahler in seiner Dissertation (2018): „Der universale Wille zum guten Leben strebt also nach dem guten Glück, welches nicht unser hedonistisches, sondern unser ganzes Wesen in Anspruch nimmt (Schopenhauer). Dieses Glück ist ein besonderes, philosophisch ausgezeichnetes Glück – ein (existenziell) bewusstes, (normativ) wertvolles und (pragmatisch) reales Glück – und bildet den Bezugspunkt des guten Lebens, indem es in sich nicht nur die natürlichen (egoistischen) Neigungen und (pragmatischen) Bestrebungen des Menschen vereint, sondern auch dessen Streben nach (existenziellem) Wissen sowie sein Interesse an (normativen) Werten“ (Wahler 2018: 58). Wahler hat diesen hochkomplexen Zusammenhang in folgendem Schaubild gefasst:

Abbildung 2: Das gute Leben



Quelle: Wahler (2018: 59).

Es stellt sich die Frage, inwieweit der Wille reicht und inwieweit Glück machbar ist. Wahler schreibt zu dem Verhältnis von Wille und Können zwischen Allmacht und Ohnmacht im Zusammenhang mit Kontingenzen: „Gegen eine Ideologie des machbaren Glücks [...] muss die pragmatische Ethik anschließend die nicht-kontrollierbare Seite des Glücks herausstellen und mit Nachdruck darauf hinweisen, dass auch zum Glück ein bisschen Glück gehört“ (Wahler 2018: 245). Wie oft ist es besungen und beschrieben, das kleine Quäntchen Glück, oftmals im Sport, wenn der Ball einfach nicht ins Tor will und einem Team zum glücklichen Sieg eben das besagte Quäntchen Glück fehlt, aber auch in allgemeinen Lebenslagen, wo oft scheinbar vieles nur gelingt, mit ein wenig Glück oder, wie auch oft formuliert, mit einer glücklichen Hand oder einem glücklichen Händchen, was einerseits auf intuitive „angeborene Begabungen“ und Geschick, aber auch auf Ergebnisse von Lernprozessen und Übung zurückgeführt wird (www.openthesaurus.de). Wird uns als Menschheit insgesamt dieses Quäntchen Glück, das glückliche Händchen verloren gehen, wenn durch neue Technologien und die damit verbundenen Kommunikations- und Lebensformen das Hantieren mit Dingen immer mehr abhanden kommen wird (Byung-Chul 2021)?

Werden wir als Einzelne und als Menschheit dann noch mehr dem Zufall, dem Glück, dem Schicksal oder wie immer es zu benennen ist, anheimgestellt sein und der Satz von Sabine Hark noch zutreffender, wenn sie sagt: „Das Signum der Gegenwart ist Kontingenz“ (Hark 2021: 34)?

So rekurriert Wahler im Hinblick auf das nicht bestimmbare Glück auf das sogenannte „Gelassenheitsgebet“, das es in verschiedenen Formen gibt. Bei Wahler heißt es:

„Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden“ (Wahler 2018: 248, mit Bezug auf eine_n unbekannt_e_n Autor_in).

Dieses Pendeln zwischen Hinnehmen können und Hinnehmen müssen sowie Gestalten wollen und können findet sich auch in vielen psychologischen Ratgebern wieder, die immer mehr darauf hinweisen, dass der Mensch bestenfalls sich selbst verändern kann, nicht jedoch sein Gegenüber. Hier sind wir nah an Fragen der Subjektwerdung, der Unterwerfung und der Regierbarkeit. Kurz hingewiesen sei an dieser Stelle mit Wiebka Wiede (2020) auf den Vorschlag der Soziologen Alexander Hesse und Stefan Senne, die „konzentriert auf die Quellengattung von Lebensratgebern, drei Regime von ‚Selbstführung‘ in den gouvernementalen Gefügen des 20. Jahrhunderts identifizieren. Sei es in den 1920er-Jahren vor allem um die Schulung des Willens gegangen, darum, das Subjektideal des ‚verpanzten Herrschersubjekts‘ einzuüben, seien in den 1960er- und 1970er-Jahren Selbstausdruck, Authentizität und Selbstentfaltung gefragte Technologien der Selbstführung gewesen. Selbstführung habe nun auf Demokratisierung und Liberalisierung gezielt. In den 1990er- und 2000er-Jahren setzten die Lebensratgeber auf die Effizienz der Emotionen und die Aktivierung von Eigenverantwortung. Statt eines umfassenden Subjektideals sei es nun um ‚episodische Subjektivierung‘ und eine projektförmige, stetig fortsetzende Selbstaktualisierung gegangen. Statt eines zunehmend freien und selbstbestimmten Subjekts erkennen die Autoren in den Lebensführungsratgebern der Gegenwart den Entwurf eines ‚zunehmend aus dem Zentrum seiner Formung herausrückenden Subjekts‘, das Appellen von Selbstführung ausgesetzt, diese immer weniger gedanklich oder praktisch ‚durchdringen‘ könne“ (Wiede 2020).

Dennoch bestimmen Polarisierungen immer noch z. B. aktuelle Ratgeber bis in die Titelgebung hinein: Beispielhaft sei genannt Wolfgang Schmidbauer (2020).

Tabelle 3: KALTES und WARMES Denken

Stoisch	Epikureisch
Kalt	Warm
Außen	Innen
Gefühlsarm	Empathisch
Enge	Weite
Geschlossen	Offen
Ernst	Spiel
Erstarrt	Fließend
Gesetz	Gewissen
Kontrolle	Kooperation
Nocebo	Placebo

Quelle: zusammengestellt nach Schmidbauer (2020: 5–29).

Steht eine fehlerorientierte, auf Kontrolle basierende Schuldzuweisung auf der Seite des kalten Denkens, dann wird dem von Schmidbauer die wärmende Normalität des kooperativen Tuns entgegengesetzt. Diese Polarisierungen sind ebenso aufhebbar wie diejenigen, die Tugend vs. Moral stellen, da keine Tugend ohne Moral und keine Moral ohne Tugend sinnvoll erscheint, wenn es um gutes Leben geht.

Gutes Leben als Kontinuum

Von den vier Dimensionen wird die Dimension des Begehrens besetzt mit dem Streben nach Glück und es ist zu fragen, was bedeutet Glück

1. in Bezug auf Körper und Materie – also in Bezug auf die physische Dimension
2. in Bezug auf unsere Gefühle, unser Wohlempfinden – psychische Dimension
3. in Bezug auf unser Miteinander, unser Verhalten und Tun – soziale Dimension

Alle Dimensionen sind nicht binär zu fassen und miteinander verwoben, wenn es vor allem um das Streben nach Glück und Wohlergehen geht. Die Dimensionen bedingen sich jedoch nicht kausal. Wie also „Gutes Leben als Kontinuum für jedwedes Geschlecht“ fassen? Hier ein erster Versuch: Als Rahmen können die Allgemeinen Menschenrechte im Sinne des aristotelischen Umrisses dienen, auf den auch Martha C. Nussbaum verweist:

„Dies möge als Umriß des gesuchten Guten gelten; denn man muß wohl zuerst die Grundlinien ziehen und dann nachher das Bild ausführen. Sind die Grundlinien richtig gezeichnet, sollte wohl jeder selbst weiterkommen und die Sache ausarbeiten. Auch ist die Zeit Entdecker solcher Dinge oder doch ein guter Helfer, wie denn auch der Fortschritt der Wissenschaften auf diese Weise zustande gekommen ist. Denn das Fehlende ergänzen kann jeder“ (Nikomachische Ethik I NE 1098a 20–26, zit. n. Nussbaum 2020: 264).

Umriss und Grundlinien für ein Konzept des guten Lebens als Kontinuum für jedwedes Geschlecht bilden die Allgemeinen Menschenrechte mit dem Recht auf Freiheit, Gleichberechtigung, Selbstbestimmung und Gleichwürdigkeit (Veith o. J.). Martha Nussbaum nennt als bedeutsam für menschliches Leben Sterblichkeit, Körper, Fähigkeit zum Erleben von Freude und Schmerz, Kognitive Fähigkeiten, Frühkindliche Entwicklung, Praktische Vernunft, Verbundenheit mit anderen Menschen, Verbundenheit mit anderen Arten und der Natur, Humor und Spiel, Getrenntsein (Nussbaum 1999: 57f.) Sie lassen sich wie folgt mit den vier Dimensionen des Kontinuums in Verbindung bringen:

- Die Fähigkeit, ein volles Menschenleben bis zum Ende zu führen. (Körper: Sterblichkeit als menschliche Fähigkeit)
- Die Fähigkeit, sich guter Gesundheit zu erfreuen (Gefühl), angemessene Ernährung und Unterkunft (Körper/Verhalten), Möglichkeit zur sexuellen Befriedigung (Begehren) und die Möglichkeit sich frei von einem Ort zum anderen zu bewegen (Verhalten)
- Die Fähigkeit, unnötigen Schmerz zu vermeiden (Körper, Unversehrtheit) und Freude zu erfahren (Gefühl)
- Die Fähigkeit, seine Sinne zu benutzen, Vorstellungen zu haben, zu denken und zu urteilen (Gefühl/Verhalten)
- Die Fähigkeit, Bindungen einzugehen, zu lieben, zu trauern und Dankbarkeit zu empfinden (soziales Verhalten/Gefühl)
- Die Fähigkeit, Vorstellungen über das Gute zu entwickeln und sein Leben zu planen (Gefühl/soziales Verhalten)
- Die Fähigkeit, für andere und auf andere hin bezogen zu leben, familiäre und soziale Beziehungen einzugehen (soziales Verhalten/Begehren/Gefühl)
- Die Fähigkeit, in Verbundenheit mit der ganzen Natur zu leben und pfleglich mit ihr umzugehen (Körper)
- Die Fähigkeit, zu lachen, zu spielen und Freude am Sich-Erholen zu haben (Körper/soziales Verhalten/Begehren)

All dies soll eingebettet in die Fähigkeit gedacht werden, sein eigenes Leben und nicht das eines anderen zu leben, in seinem eigenen Kontext und der eigenen Umgebung. In einem letzten Schritt folgt nun der Versuch einer Antwort auf die Frage nach dem guten Leben als Kontinuum für Menschen jedweden Geschlechts als Utopie und notwendiges Ziel.

Gutes Leben als Kontinuum für Menschen jedweden Geschlechts – Utopie und notwendiges Ziel

Von den vier Dimensionen wird die Dimension des Begehrens besetzt mit dem Streben nach Glück und es ist weiter zu fragen, was bedeutet das Streben nach Glück in Bezug auf Körper und Materie, die physische Dimension? Hier ein erster Dreierschritt: Das Streben nach Glück im Sinne eines guten Lebens bedeutet für Menschen jedweden Geschlechts im Hinblick auf die physische Dimension des Kontinuums:

- Selbstbestimmung über Körper: Verbot verstümmelnder, heteronormativ motivierter geschlechtsherrstellender Operationen an Kindern
- Zugang zu genitalverändernden Operationen und Medikamenten für Jugendliche und Erwachsene
- Flächendeckende, qualifizierte und kostenfreie Beratungsangebote

Was bedeutet das Streben nach Glück in Bezug auf die psychische Dimension des Kontinuums? Hierzu ein zweiter Dreierschritt: Das Streben nach Glück im Sinne eines guten Lebens bedeutet für Menschen jedweden Geschlechts im Hinblick auf die psychische Dimension des Kontinuums:

- Selbstbestimmung über die Zuschreibung zu (k)einem Geschlecht
- Soziale und juristische Anerkennung des selbstzugeschriebenen Geschlechts – auch ohne körperliche Veränderungen
- Flächendeckende, qualifizierte und kostenfreie Beratungsangebote

Was bedeutet das Streben nach Glück in Bezug auf die soziale Dimension des Kontinuums? Und ein weiterer Dreierschritt: Das Streben nach Glück im Sinne eines guten Lebens bedeutet für Menschen jedweden Geschlechts im Hinblick auf unser Miteinander, unser Verhalten und Tun, also auf die soziale Dimension des Kontinuums:

- Freiräume für Verhalten ohne Geschlechterklassifizierung und ohne kategoriale Zuordnungen zu einem Geschlecht/einer Geschlechtergruppe
- Möglichkeit des Kennenlernens, Erlernens, Reflektierens und Ausübens von Verhalten, Einstellungen und Haltung, die über traditionelle binäre Vorstellungen hinausgehen
- Ausüben sexueller Praktiken ohne Gewalt, Herrschaft und Unterwerfung

Abschließend möchte ich einen Schluss von Nussbaum in ihrem Artikel „Menschliche Fähigkeiten, weibliche Wesen“ erweitern bzw. auf die hier besprochene Thematik hin anpassen. Bei Nussbaum heißt es: „Eine Frau zu sein bedeutet tatsächlich noch nicht, ein Mensch zu sein. In vielen Teilen der Welt bekommen Frauen keinerlei Unterstützung, um die wichtigsten menschlichen Tätigkeiten auszuüben, und diese Verweigerung von Unterstützung ist häufig dadurch bedingt, dass sie Frauen sind. ... Es ist an uns, dieses Problem zu lösen. Ich meine, dass eine Konzeption des guten menschlichen Lebens uns bei der Bewältigung dieser Aufgabe wertvolle Hilfe sein kann“ (Nussbaum 1999: 226). Hier ersetze ich den Begriff „Frau“ im Zitat von Martha Nussbaum durch trans*-, inter*-, nicht-binär*- und a*-geschlechtliche Menschen:

„Eine trans-, inter*-, nicht-binär*-, a*-geschlechtliche Person oder eine nicht den Stereotypen angepasste cis*-weibliche oder cis*-männliche Person zu sein bedeutet tatsächlich noch nicht, ein Mensch zu sein. In vielen Teilen der Welt bekommen trans*-, inter*-, nicht-binär*-, a*-geschlechtliche Personen sowie nicht den Stereotypen angepasste cis*-weibliche oder cis*-männliche Personen keinerlei Unterstützung, um die wichtigsten menschlichen Tätigkeiten auszuüben, und diese Verweigerung von Unterstützung ist häufig dadurch bedingt, dass sie trans*-, inter*-, nicht-binär*-, a*-geschlechtliche Personen oder nicht den Stereotypen angepasste cis*-weibliche oder cis*-männliche Personen sind. ... Es ist an uns, dieses Problem zu lösen. Ich meine, dass eine Konzeption des guten menschlichen Lebens uns bei der Bewältigung dieser Aufgabe wertvolle Hilfe sein kann“.*

Könnten so, zusammen mit der Figur des Kontinuums, Rawls Gerechtigkeitskonzeption und Nussbaums Ansätze von Bedeutung werden für die LGBTIQ+Community, wenn es um das Weiterdenken und Handeln in Richtung auf ein gutes Leben für Menschen jedweden Geschlechtes gehen soll und muss?

Schlüsse mit Dank und Hoffnung

Schließen möchte ich mit einem Gedanken von Sabine Hark, die sich auf Audre Lorde bezieht. Lorde eröffnete Gespräche mit „Ich habe meine Arbeit getan. Und was ist Deine Aufgabe?“ (Lorde nach Hark 2021: 25). Sabine Hark plädiert in ihrem Essay zur „Gemeinschaft der Ungewählten. Umriss eines poli-

tischen Ethos der Kohabitation“ dafür, Gemeinschaftlichkeit zu imaginieren und Wirklichkeit werden zu lassen zwischen Verschiedenen – doch für einander Gleichen. Sie will Gemeinschaften durch Praktiken und Beziehungen herstellen, als Bezugsrahmen, der geteilt werden muss, um ihn erfahrbar zu machen. Damit Menschen kommen können und gekommen sind, um zu bleiben. Auch Hark stellt die Frage: „Und was ist deine Aufgabe?“ (Hark 2021: 228).

Was bleibt dem noch hinzuzufügen – außer immer wieder: Die als unantastbar deklarierte Würde des Menschen ist antastbar und wird ohne Unterlass angetastet.

Es bleibt appellierend zu fragen: Ist es nicht an uns allen, aktiv zu sein, zu bleiben, zu werden? Nicht nur für ein gesundes Klima und eine gerechte Güterverteilung, sondern und auch für ein würdevolles Leben im Lichte des Kontinuums als notwendige Utopie für Menschen jedweden Geschlechts! Diesen moralisierenden Appell verbinde ich mit dem Dank fürs Lesen des Beitrags, der Vorfreude auf Kommentierungen und der Hoffnung auf bewegende Ergebnisse unseres zukünftigen (gem)einsamen Tuns.

Literatur

- Abenteuer Philosophie: „Weiter Höher Schneller – Müssen wir immer besser werden?“, Nr. 161 (4/2021).
- Balthes-Löhr, Christel (2016): „Die Figur des Kontinuums am Beispiel von Geschlecht und Migration. Ein Erklärungsansatz für Pluralitäten als Existenzmuster?“. In: Rădulescu, Raluca/Balthes-Löhr, Christel (Hg.): Pluralität als Existenzmuster. Interdisziplinäre Perspektiven auf die deutschsprachige Migrationsliteratur. Bielefeld: transcript, S. 9–29.
- Balthes-Löhr, Christel (2020a): Geht es auch ohne Stereotypisierungen? (S. 32–34)
- Balthes-Löhr, Christel (2020b): Kinder- und Jugendbücher für alle Geschlechter: Reflexionsinstrumente für den Unterricht (S. 60–67). In: Juliette Wedl, Annika Spahn (Hg.): Schule lehrt/lernt Vielfalt. Material und Unterrichtsbausteine für sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in der Schule. Band 2, zweite Auflage. Göttingen: Edition Waldschlösschen. http://gender.rz.tu-bs.de/wp-content/uploads/AWS_MAT22_2020_Schule_lehrt_lernt_Vielfalt_Bd2_2.pdf.
- Balthes-Löhr, Christel (2022): Geschlecht als Kontinuum. Zur Pluralität gelebter Realitäten. Bielefeld: transcript, im Erscheinen.
- Balthes-Löhr, Christel (2018): „Immer wieder Geschlecht – immer wieder anders. Versuch einer Begriffserklärung“. In: Schneider, Erik/Balthes-Löhr, Christel (Hg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. Bielefeld: transcript, S. 17–40; diese Publikation liegt seit 2018 auch in englischer Übersetzung vor: „Normed Children“, und ist zugänglich über Open Access: <https://www.transcript-verlag.de/media/pdf/c8/b9/cd/oa978383943020059wfb3SBluB.pdf>.
- Czogalla, Jürgen (2011): Philosophisch-ethische Rezensionen: Martha C. Nussbaum, Gerechtigkeit oder Das gute Leben, Frankfurt am Main 1999, <https://philosophisch-ethische-rezensionen.de/rezension/Nussbaum1.html>.
- de Beauvoir, Simone 1947, zit. nach Alice Schwarzer (2021): Die Romantik-Falle, S. 4–7, hier S. 5f. In: Spiegel. Das Kulturmagazin. Herbst. Bestseller.
- Die Zeit: Leseempfehlungen, <https://www.zeit.de/2021/01/leseempfehlungen-sachbuecher-bestenliste-januar> DOI: <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok-2075>.
- Wofford, Harris: „Finding Love Again. This Time With a Man“. In: New York Times, 23. April 2016; http://www.nytimes.com/2016/04/24/opinion/sunday/findinglove-again-this-time-with-a-man.html?_r=0 (letzter Zugriff: 14.06.2017).
- Euringer, Martin (2003): Epikur. Antike Lebensfreude in der Gegenwart. Stuttgart: Kohlhammer, hier nach: <https://de.wikipedia.org/wiki/Epikur>.
- Gohlis, Tobias (2021): „Ich bin ein Mann. Patricia Highsmith hat den Krimi revolutioniert. Jetzt sind ihre Tagebücher erschienen.“ In: Die Zeit vom 28. Oktober 2021, S. 60.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2021): „Von Geschmack zu Intensität. Lässt sich der existentielle Stellenwert von Mozarts Musik historisch erschließen?“, Vortragsmanuskript mit freundlicher Genehmigung des Autors.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2020) (Hg. und Übersetzer): Baltasar Gracián: Handorakel und Kunst der Weltklugheit. Gebundene Ausgabe. Stuttgart: Reclam; Taschenbuchausgabe: 2021; Stuttgart: Reclam.
- Han, Byung-Chul Han (2021): UNdinge. Umbrüche der Lebenswelt. Berlin: Ullstein.
- Hark, Sabine (2021): Gemeinschaft der Ungewählten. Umriss eines politischen Ethos der Kohabitation. Berlin: Suhrkamp.
- Illies, Frank (2021): Wo bleibt die Liebe, wenn der Hass kommt? In: Die Zeit vom 28. Oktober 2021, S. 5f.

- Jens, Inge (2021): Wie kamen die darauf, die Frauen schweigen zu lassen? In: Die Zeit vom 28. Oktober 2021, S. 15f.
- Luig, Judith (2021): „Dennis, Robin und Marco haben nichts zu lachen. Susanne Saygin erzählt in ‚Crash‘ virtuos von weiblicher Rache am männlichen System – mit lauter unsympathischen Frauenfiguren“. In: Die Zeit vom 28. Oktober 2021, S. 61.
- Pauer-Studer, Herlinde (Hg.) (2020): Martha C. Nussbaum: Gerechtigkeit oder Das gute Leben; Original 1998; übersetzt von Ilse Utz: Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Roncari, Jean-Baptiste (2015): Die zeitlose Philosophie des Stoizismus; 25 Février 2015.
- https://www.lejournalinternational.fr/Die-zeitlose-Philosophie-des-Stoizismus_a2436.html.
- Schmidbauer, Wolfgang (2020): KALTES Denken, WARMES Denken. Über den Gegensatz zwischen Macht und Empathie. Hamburg: Kursbuch.
- Veith, Lucie (o. J.): Wie leicht ist das Leben, wenn man immer in der Norm ist!, <https://www.awo.org/wie-leicht-ist-das-leben-wenn-man-immer-der-norm-ist>.
- Wagner, Marietheres (2021): Epikurs Bibliothek. Geschichten vom Glück. Zürich: Midas.
- Wahler, Hendrik (2018): Das gute Leben. Ethik als integratives System einer transdisziplinären Humanwissenschaft. Baden-Baden: Tectum/Nomos.
- Wiede, Wiebke (2020): Subjekt und Subjektivierung, Version: 3.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, http://docupedia.de/zg/Wiede_subjekt_und_subjektivierung_v3_de_2020.
- Willmann, Urs (2021): Er lässt die Knochen sprechen. Der Archäogenetiker Johannes Krause erforscht altes Erbgut. Er entdeckte eine unbekannte Menschenform und erklärt, warum es keine Rassen gibt. In: Die Zeit vom 28. Oktober 2021, S. 44.
- Trierischer Volksfreund: Liebe ist weder hetero- noch homosexuell, 26. April 2016, S. 28.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Christel Baltes-Löhr
christel.baltes-loehr@uni.lu

<https://doi.org/10.17185/duerpublico/75192>

Marieke Fröhlich, Eva Maria Hinterhuber

Utopien als Werkzeuge für Bildung in der Krise – kritisches Denken und Mut zur Veränderung durch neue Wege in der Lehre

Wir leben in einer Zeit multipler interagierender Krisen: Klima, Konflikte, Armut, wachsende Ungleichheit, gesellschaftliche Spaltungen, rassistisch basierte Gewalt, die Pandemie. Jedoch können Krisenzeiten auch als Moment des Umbruchs und der Eröffnung neuer, radikal anderer Möglichkeiten gesehen werden. Diese Prämisse leitete die Umsetzung eines innovativen Lehrkonzepts an, das wir im Rahmen des Moduls „Gender Mainstreaming and Antidiscrimination“ im englischsprachigen Studiengang „Gender and Diversity B.A.“ an der Hochschule Rhein-Waal im Wintersemester 2020/21 durchführten. Zusätzliche Inspiration zogen wir aus dem nachdrücklichen Vorschlag von Wibben et al. (2018), den Studierenden im Lehrkontext nicht nur die Existenz von Missständen, sondern auch real gelebten Utopien nahezubringen: „Observing [the gendered, raced, or classed structures that stratify societies; MF/EMH] is the first step in challenging them; reimagining them through the creation of a Utopia takes us a step further“ (ibid.: 18). Wir stellten Utopie in den Mittelpunkt des Kurses, um gemeinsam mit existierenden Tools und erprobten Ansätzen für Geschlechtergerechtigkeit Räume der Möglichkeit und „des guten Lebens“ inmitten der Polykrise zu eröffnen. Die Orientierung am Utopischen als wiederkehrendes Thema in unserem Kurskonzept leitete demnach unser inhaltliches und didaktisches Vorgehen. In Form eines interaktiven webbasierten Kurs-Blogs sowie Online-Live-Sessions, angelehnt an das Konzept der Zukunftswerkstatt, wurde ein interaktiver digitaler Raum für utopische Gedankenexperimente geschaffen. Ziel war es, Studierende zu unterstützen, Autor*innen ihrer Zukunft zu sein, trotz oder sogar inspiriert durch die multiplen Krisen der Gegenwart.

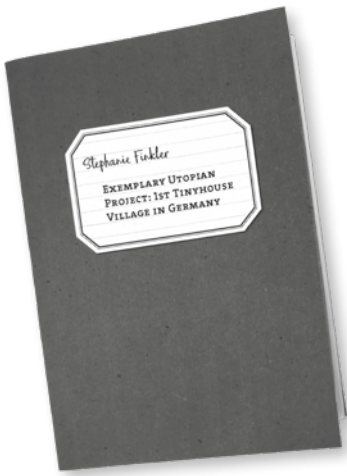
Bereits in der ersten Sitzung statteten die Studierenden dem utopischen Land „Equiterra“ einen virtuellen Besuch ab und lernten damit die utopischen Visionen einer (geschlechter-)gerechteren Gesellschaft seitens einer internationalen Organisation kennen (UN Women 2020). Die darauffolgende Vermittlung von Grundlagenwissen zu Gender Mainstreaming und Antidiscrimination im internationalen Vergleich diente gleichzeitig als geschichtliche Einordnung von Ansätzen zur Geschlechtergerechtigkeit und als



IDEEN FÜR EINE NEUE WELT?

Teilen Sie Ihre utopische Vision mit dem Tagungspublikum, lassen Sie sich inspirieren oder spinnen die Gedanken Ihrer Kolleg*innen weiter.

Ob ein Blick auf gerechte Gesellschaftsverhältnisse, neue Arbeits- und Beziehungsformen oder einfach der (All)Tag in Ihrer persönlichen Utopie – wir freuen uns auf regen Austausch.





I. Eva-Maria Hinterhuber, r. Marieke Fröhlich.

Werkzeug für die utopische Neuordnung derselben. So wurden Brücken zwischen real existierenden Utopien der Vergangenheit und der Zukunft gebaut sowie die Unabdingbarkeit von Utopie im Streben nach „dem guten Leben“ hervorgehoben. In einem nächsten Schritt wurden die Studierenden in einer an das Format der Zukunftswerkstatt von Jungk (1988) angelehnten Sitzung auf die Aufgabe vorbereitet, ihre eigene utopische Vision zu entwickeln und schriftlich festzuhalten – ganz im Sinne einer Definition von Utopie als „zeitgebundene Sozialkritik, welche mittels (literarischer) Fiktionalität politische, soziale und ökonomische Organisationsformen entwirft“ (Daniel/Klapeer 2019: 13). Während sie an ihren Utopien arbeiteten, wurden die Studierenden in wissenschaftliche Betrachtungen über Utopien (nicht zuletzt aus einer Geschlechterperspektive) eingeführt und lernten Levitas' Ansatz von Utopie als Methode in den Sozialwissenschaften kennen (vgl. Levitas 2013).

Im Anschluss wurden sie beauftragt, sich auf die Suche nach existierenden utopischen Inseln der Gegenwart zu machen und diese mithilfe von Gender Mainstreaming und Antidiscrimination Tools zu reflektieren. Die von ihnen gefundenen Beispiele zeigten eine beeindruckende Bandbreite der Interessen und Motivation der sehr international zusammengesetzten Studierendenschaft des Kurses: Sie reichten unter anderem von politischen Aktivismus-Kollektiven, queeren Kunstausstellungen, religiös inspirierten Gesellschaftsentwürfen, Grundeinkommensregelungen bis hin zur EU und Unternehmen der freien Wirtschaft.

Durch den konsequenten Einbau dieser Bezüge zur Utopie in das Modul wollten wir erreichen, dass die Studierenden erkennen, „that the seeds of change are indeed all around them“ (Wibben et al. 2018: 18), und den Kurs mit der Zuversicht verlassen, dass sie einen Beitrag zu einer gerechten und inklusiven Gesellschaft leisten können.

Die didaktische und digitale Umsetzung des Kurses kann darüber hinaus an sich als ein Versuch gesehen werden, inmitten dystopischer, isolierender Corona-Lehre/Leben einen utopischen Raum in Form des interaktiven und kollektiv befüllten Blogs und der Zukunftswerkstattadaption zu kreieren. Die Beteiligung, das Engagement der Studierenden und die Ergebnisse des Kurses zeigten auf, welche Potenziale und Möglichkeiten eröffnet wurden: Utopische Inseln der Gegenwart wurden im nächsten Umfeld entdeckt, der Blick für visionäre Möglichkeiten geschärft und Wege für deren Realisierung eröffnet.

Literatur

- Daniel, Antje/Klapeer, Christine M., 2019: Einleitung. Wider den Utopieverdross. Queer*feministische Überlegungen zum Stand der Debatte. In: *Femina Politica* 1/28, 9–31.
- Fröhlich, Marieke/Hinterhuber, Eva Maria, 2021 (i. E.): „Utopian Imagination Critical Thinking and Encouragement to Act – New Ways of Teaching in Times of Crises“. In: Kergel, D./Garsdahl, J./Paulsen, M./Heidkamp-Kergel, B. (Eds.), *Bildung in the Digital Age*. London: Routledge.
- Jungk, Robert, 1988: *Future Workshops: How to Create Desirable Futures*. Institute for Social Inventions.
- Levitas, Ruth, 2013: *Utopia as a Method: The Imaginary Reconstitution of Society*. London.
- Wibben, Annick/Confortini, Catia Cecilia/Roohi, Sanam/Aharoni, Sarai/Vastapuu, Leena/Vaittinen, Tiina, 2019: *Collective Discussion: Piecing-Up Feminist Peace Research*. In: *International Political Sociology* 13/1, 86–107.
- UN Women 2020. *Welcome to Equiterra, where gender equality is real*. <https://www.unwomen.org/en/digital-library/multimedia/2020/2/illustration-equiterra-gender-equality-utopia>. Letzter Zugriff: 14.10.2021.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Eva-Maria Hinterhuber
 Marieke Fröhlich (M. A.)
 Hochschule Rhein-Waal
 Soziologie mit dem Schwerpunkt
 Genderforschung
 Fakultät Gesellschaft und
 Ökonomie
 Hochschule Rhein-Waal |
 Rhine-Waal University of
 Applied Sciences
 Marie-Curie-Straße 1
 47533 Kleve
 eva-maria.hinterhuber@
 hochschule-rhein-waal.de
 marieke.froehlich@
 hochschule-rhein-waal.de

<https://doi.org/10.17185/duerpublico/75193>

Nergis Demirtas, Ariane Schleicher

Das „gute“ Leben leben: biographische Kontingenz im Alltag von Frauen türkischer Heiratsmigranten in schwierigen Zeiten

„Heimat ist nicht da, wo du geboren bist, sondern da, wo du satt wirst.“

Es ist ein türkisches Sprichwort, das uns in unserer Forschungsarbeit durchweg begleitet. Unser gemeinsames Forschungsprojekt über männliche türkische Heiratsmigranten¹ trägt den Titel: „Die Liebe, die einen nicht satt macht“ – der sich allerdings nicht auf das Sprichwort bezieht, sondern ein Zitat eines Interviewpartners über den Zustand seiner Ehe ist. Für ihn ist es eine Selbstverständlichkeit und somit Grundvoraussetzung, dass da eine Liebe sein soll, die ihn und die Paarbeziehung voll und ganz erfüllt. Jedes Handeln, jede Kommunikation wird daraufhin überprüft, ob sie den Kriterien *seines* Liebesideals standhalten. Allerdings lässt ihn der Abgleich seines Liebesideals mit der Alltagsrealität „„gelebter‘ Liebe“ (Lenz 2009: 298) in der Ehe verzweifeln, da das Agieren seiner Ehefrau im Alltag dieses Verständnis erschüttert. Denn „Liebe als kulturelles Ideal nimmt nicht Notiz von den zahlreichen Banalitäten, mit denen der Beziehungsalltag eines Paares durchsetzt ist, und auch nicht von Routinisierungsprozessen“ (ebd.: 300), die sich zwangsläufig einstellen. Diese Banalitäten und Routinen und mannigfaltigen Konfliktpotentiale des Alltags lassen kaum mehr Raum für Liebe als einen „inneren Zustand machtvoller Zugeneigntheit“ (Iványi/Reichertz 2002: 10), wie wir nachfolgend an einem Beispiel aus unserer Forschungspraxis darstellen möchten. Liebe ist hier nicht nur „ein zentrales Kennzeichen moderner Paarbeziehungen“ (Gellermann 2018: 121), sondern eine individuelle Kreation aus dem orientalistisch-türkischen *culturally shared knowledge*² und der Liebe moderner Paarbeziehungen.

Machtvolle Emotionen in Paarbeziehungen sind selbstverständliche Alltagserfahrung (vgl. Lenz 2009: 265), „die in vielfältiger Weise von gesellschaftlichen Bedingungen“ (Kuchler/Behr 2014: 7) abhängen. Es sind Alltagsbegleiter, die am Gelingen des „guten“ Lebens ihren maßgeblichen Anteil haben. Zugleich sind sie „legitimer Gegenstand der Soziologie“ (ebd.: 266), daher nehmen sie auch in unserer Forschung einen großen Raum ein.

Inhalt und Design der Studie über männliche türkische Heiratsmigranten und deren Frauen

Im Mittelpunkt unserer Forschung stehen unter anderem die Selbstverständlichkeiten wie die der „gelebten Liebe“ (Lenz 2009: 298), mit denen der Alltag und auch die Biographien der Ehepaare gestaltet werden, die so ganz unerwartet für uns Forschende waren:

Hierzu zählen bestimmte Kooperationsformen in familiären Netzwerken, die aufgrund der Heirat mit einem Partner aus dem Herkunftsland der Eltern oder der Großeltern auf den ersten Blick als „Phänomen scheinbarer Re-Traditionalisierung junger Frauen“ (Apitzsch 2014: 197) aufgefasst werden könnten. Bei genauem Hinsehen ist eine solche Ehe jedoch ein biographisches Projekt, das im Hinblick auf das Leben eines „guten Lebens“ von den Frauen eingegangen wird, da sie glauben, den akzeptablen Partner dafür nicht hier in Deutschland zu finden (vgl. ebd.: 208). Angetrieben wird dieses biographische Projekt von einem „Autonomieanspruch“ (ebd.), in dem die Frau auf der Grundlage romantischer Liebe und der Versicherung „gegenseitiger Ressourcen“ die „stärkere Machtposition in der Familie erobert“ (ebd.: 212), indem sie eben nicht traditionell patrilokal heiratet. Der Ehemann folgt seiner Frau entgegen der Tradition ins Ungewisse – in eine neue Familie und in eine neue Kultur. „Die Frau kann entgegen der Tradition, die Bindung zu ihrer Herkunftsfamilie, insbesondere zu ihrer Mutter und den Schwestern, aufrechterhalten“ (ebd.), was ihr bei der Alltagsgestaltung nicht nur Sicherheit gibt, sondern auch für die Ausformung eines „guten Lebens“ von immenser Bedeutung ist. Zum biographischen Verständnis der Frauen gehört auch ein Leistungsdenken in Bezug auf alle Familienmitglieder und in Bezug auf alle Ebenen des täglichen Lebens. Dieses Leistungsdenken steht jedoch oftmals mit den Möglichkeiten und dem Verständnis des „guten Lebens“ der Ehemänner in Konflikt. Und es lässt dann auch für ein romantisches Liebesideal nur noch wenig Platz.

Zuerst und vordergründig geht es den Männern darum, die erheblichen Umbrüche in der Biographie (vgl. Gemende 2003: 273) zu meistern und mit den geforderten Leistungen und den Vorstellungen der Frauen von einem „guten Leben“ in Einklang zu bringen. Aber auch dieses muss als eine Performance

¹ Das gemeinsame Dissertationsprojekt von Ariane Schleicher und Nergis Demirtas ist eine qualitative Studie über die Ehe- und Familienbeziehungen und über den Alltag männlicher türkischer Heiratsmigranten am Fachbereich Soziologie der Goethe-Universität Frankfurt/Main. Doktormutter ist Frau Prof.in Ursula Apitzsch. Die Dissertation wurde noch nicht zur Begutachtung eingereicht.

² Das orientalistisch-türkische Liebesideal hat eine lange Tradition. So wurde das mit 4000 Jahren älteste Liebesgedicht auf türkischem Boden entdeckt und befindet sich in der Sammlung des Istanbul Archaeological Museum (vgl. Halman 2005: xi). Berühmt für das Liebesideal ist z. B. auch Fuzulis „Leyla & Mecnun“ aus dem 16. Jh.; das Ideal beinhaltet Sinnlichkeit, Leidenschaftlichkeit, Schicksalsgläubigkeit, pantheistische Komponenten und nimmt Bezug auch auf Mevlana Celaleddin Rumis mystische Liebe (13. Jh.).

betrachtet werden, die nach den Ansichten der Männer nur gelingt, wenn die Versicherung *gegenseitiger* Liebe dem Ganzen standhält.

Dabei verkennen nicht nur die Männer, dass sich mit der Migration der individuelle Handlungsspielraum (vgl. ebd.) von beiden erheblich verändert. Denn auch das Leben der Frauen setzt sich danach nicht einfach so fort. Dies zeigt sich in unserem Sample. Wir führten beide gemeinsam – aber getrennt – biographisch-narrative Interviews³ mit 15 Ehepaaren durch, denn auf diese Weise sollte es uns gelingen, den „mehrdimensionalen und vielfältigen Charakter dieser männlichen Heiratsmigration“ (Apitzsch 2014: 206) zu erforschen. Mithilfe der Biographieforschung⁴ behalten wir uns als Forschende die Offenheit gegenüber unerwarteten Ereignissen und Ergebnissen – und den „unterschiedlichen Ebenen der für Alltagswirklichkeit und Alltagshandeln konstitutiven Erfahrung“⁵ (Bohnsack 2008: 91). Wir sind offen für Überraschungen (vgl. Apitzsch 2016: 196), die eventuell Stereotype aufbrechen, die sich heute noch hartnäckig in Praxis und Wissenschaft mehr oder weniger stark halten (vgl. Gemende 2003: 252). Im öffentlichen Diskurs werden migrantische Familien oftmals als defizitär und rückständig dargestellt (vgl. Toprak 2007: 173). Da heißt es zum Beispiel, dass „die unheilvollen Dynamiken von Männlichkeiten und Weiblichkeiten und sich entsprechend zuspitzende Geschlechterbeziehungen unter den Bedingungen der Migration [...] dann zu Lasten der Töchter als in der traditionellen Hierarchie am weitesten unten stehende Familienmitglieder“ (Gemende 2003: 263) gehen. Zum anderen ist es für „türkische Männer nicht üblich [...], über Partnerschaft, Sexualität, [...] und innerfamiliäre Kommunikation“ (Toprak 2007: 16) zu sprechen.⁶

Die Frage, die uns anleitet, heißt daher: Wie erleben BiographieträgerInnen ihre ganz persönliche Lebensgeschichte und wie erhält sie ihre empirische Relevanz (vgl. Schütze 1983: 284)? Bei der narrativen Entfaltung der Biographie werden die o. g. Themen wie die der Geschlechterdynamiken, der Partnerschaften, der innerfamiliären Kommunikation, Bedingungen der Migration und der Alltagsbewältigung miteingeflochten, weil sie ja erst die individuelle Biographie formen. So fanden wir zum Teil sehr verblüffende Konstellationen, und das nicht nur, weil unser Sample so vielfältig ist wie das türkische Leben in Deutschland⁷.

Die Paare unseres Samples waren schon seit Jahrzehnten verheiratet oder erst seit höchstens einem Jahr.⁸ Sie wurden als Teenager von Verwandten in der Türkei versprochen und sahen sich zum ersten Mal am Hochzeitstag oder sie waren in zweiter Ehe nach einer Scheidung verheiratet. Sie empfanden sich zu jung zum Heiraten oder sie fanden, „es wurde dann langsam auch mal Zeit“. Sie entschieden sich aus karrierestrategischen Gründen gegen Kinder oder entschieden sich ganz bewusst für mehrere Kinder oder entschieden sich bewusst für ein Einzelkind oder sie entschieden sich bewusst für schwerbehinderte oder lebenszeitverkürzt erkrankte Kinder. Daher hatten unsere Paare Kinder in verschiedenen Altersgruppen und mit verschiedenen Lebensbedingungen. Sie waren einzeln oder gemeinsam als Paar beruflich erfolgreich⁹ oder beruflich gescheitert oder sie konnten noch nicht absehen, was aus ihren beruflichen Vorstellungen und Bemühungen wird. Sie waren als Einzelner in der Ehe glücklich oder als Ehepaar gemeinsam glücklich oder überhaupt nicht glücklich oder ganz und gar als Liebespaar gescheitert. Sie leben in Dörfern oder Kleinstädten und haben dort soziale Netzwerke oder auch nicht. Die Paare befanden sich zum Zeitpunkt des Interviews also in ganz verschiedenen Lebenslagen und Ehesituationen, die unterschiedlicher nicht hätten sein können.

Und einige unserer InterviewpartnerInnen haben wir nicht aus den Augen verloren und jahrelang weiter begleitet. So auch das Paar Sevgi und Emre, von deren Leben wir gleich sprechen werden.

Zentrale Erfahrungen mit biographischen (Krisen-)Situationen im Abgleich mit Selbstdefinitionen des „guten Lebens“ aus einem Fallbeispiel der Studie

Unsere InterviewpartnerInnen sind als Akteure verstrickt in ein soziales Gefüge ihrer Lebenswelt und Lebenssituation: Dazu gehören Normen, Werte, Traditionen, Fähigkeiten und Fertigkeiten, Bedürfnisse, Motivationen, Denkprozesse, Zugehörigkeiten, Kompetenzen und Ressourcen, Beschränkungen persönlicher oder sozialstruktureller Art und die zur Verfügung stehende Infrastruktur (vgl. Nauerth 2016: 14). Wir betrachten sie also als „Person in Environment“ (ebd.). Aus dieser unmittelbaren alltäglichen Lebens-Erfahrung in diesem sozialen Gefüge formt sich für sie die Idee des „guten Lebens“. Ganz klar benennen die interviewten Paare, was sie unter einem „guten“ Leben verstehen: Es sind z. B. die gute gesellschaftliche Platzierung der Kinder, der Zusammenhalt in transnationalen familiären Beziehungen und die materielle Absicherung, zu der ganz bestimmte materielle Werte gehören, und ganz klar und vor allem in unseren interviewten Paarbeziehungen eine „Liebe, die satt macht“.

³ Das Datenmaterial wurde mittels Stegreiferzählung (Schütze 1983; Rosenthal 1995) erhoben und mit der Methode der rekonstruktiven Biographieanalyse analysiert.

⁴ Als Forschungsinstrument „verspricht die ad hoc produzierte Lebensgeschichte einen Zugang zu biographischen Strukturen [...] gleich welcher kultureller und individueller Gegebenheiten mit der Erwartung hoher Authentizität“ (Fischer 2019: 30).

⁵ „Gerade der Zugang zu unterschiedlichen Ebenen der Erfahrungsbildung im Alltag [...] steht im Zentrum der Methodologie des narrativen Interviews, wie sie von Fritz Schütze entwickelt worden ist“ (Bohnsack 2008: 91).

⁶ In unserer Studie sprach Nergis Demirtas mit den migrierten Männern über diese Themen sehr ausführlich.

⁷ Der Zugang zum Forschungsfeld orientiert sich am Theoretical Sampling (vgl. Glaser/Strauss 1967). Die Fallauswahl erfolgte auf der Grundlage der Erkenntnisse aus der biographieanalytischen Fallrekonstruktion und im Verlauf der Forschung fand die Selektion der Fälle, die Datenerhebung und die rekonstruktive Analyse der biographischen Fallstudien in einem zirkulären Prozess statt, bis der kontrastive Vergleich keine weiteren Variationen des untersuchten Feldes mehr aufzeigte (vgl. Siouti 2013: 102).

⁸ Gemeinsamkeit und Grundbedingung: Alle türkeistämmigen Frauen des Samples waren in Deutschland geboren oder verbrachten zumindest ihre Schulzeit in Deutschland.

⁹ Erfolgreich oder gescheitert oder (un)glücklich bezieht sich auf die Ansichten der InterviewpartnerInnen: Das bezieht sich nicht auf eine allgemeingültige Definition oder auf die Meinung der Forscherinnen.

Insbesondere die Frauen unserer Studie arbeiten ständig an der Vervollkommnung dieses „guten“ Lebens. Einige der von uns interviewten Frauen befinden sich dabei auf einem schmalen Grat zwischen routinierter Alltagsbewältigung und Überforderung – und das auch ohne die aktuelle pandemische Situation, die dies nun verstärkt. Zu einer Überforderung trägt ebenso maßgeblich das öffentliche Bild bei, das es von ihnen gibt. Die Paare berichten von alltäglichen diskriminierenden Erfahrungen, die so gar nicht mit ihrem Selbstverständnis übereinstimmen: Bei ihnen ist seit Beginn der Ehe die Frau „die Frau für alles“. Die türkeistämmigen Frauen lernten wir als starke Persönlichkeiten kennen, deren biographische Vorstellungen von sich selbst oft mit der öffentlichen Wahrnehmung konfliktieren. So werden sie oftmals in verschiedensten alltäglichen Situationen nur als „Anhängsel“ ihres Ehemannes gesehen – dabei sind sie es, die als Breadwinner das „gute“ Leben sicherstellen. Zu ihrer routinierter Alltagsbewältigung zählt die Rolle als Familienernährerin – da ihre Männer aufgrund vielschichtiger Ausschlussmechanismen keine Perspektive z. B. auf dem Arbeitsmarkt finden. Zu den Ausschlussmechanismen zählen strukturelle Bedingungen des kleinstädtischen oder dörflichen Umfelds. Die Arbeitsbedingungen, die die Heiratsmigranten hier vorfinden, passen nicht so recht zu den Lebensentwürfen und zu dem Selbstverständnis der Männer, vor allem wenn nach einem Studium und nach verantwortungsvoller Tätigkeit in der Türkei hier nur ein Hilfsarbeiterjob im Drei-Schicht-System auf sie wartet. Oder wenn sich trotz Sprachkurs die deutsche Sprache nicht so einfach lernen lassen will und einen die eigenen Kinder noch im Grundschulalter hierin überholen. Oder wenn man aufgrund der dörflichen Infrastruktur und fehlender Möglichkeit, selbst mobil zu sein, in Abhängigkeit von Frau und Schwiegerfamilie gerät und bleibt.

Es ist vorstellbar, dass diese desillusionierenden Erfahrungen in den ehelichen Aushandlungsprozessen zu Konflikten führen. In unserer Studie führten sie jedenfalls zu den unterschiedlichsten Bewältigungsformen: Das Spektrum reicht von depressiver Erkrankung bei Mann oder Frau über Suchterkrankungen und dem Ausscheiden aus dem Berufsleben aufgrund dessen bis hin zur strategischen Karriereplanung, um trotz aller Unwahrscheinlichkeit das selbstgesteckte Ziel zu erreichen. Die Bandbreite reicht bei den Männern von Anbindung an eine Moschee trotz säkularer Einstellung über langjährige Einnahme der Hausmannrolle trotz akademischem Bildungshintergrund bis hin zur Aufkündigung der Ehebeziehung und Rückkehr in die Türkei trotz der Liebe zu den hier verbleibenden Kindern.

Bis auf eine Ausnahme in unserem Sample¹⁰ steht für die Frauen schon bereits vor dem ersten Kennenlernen fest, dass sie sich die Breadwinner-Rolle nicht nehmen lassen. Sie sind es bereits gewohnt, weitreichende Entscheidungen wie Kontoführung, Wohnungssuche oder gar Hauskauf, Wohnungseinrichtung, das Finden des passenden Jobs etc. allein zu treffen und eigenständig umzusetzen. Nach der Ehe kommt das Beziehungs- oder Familienmanagement hinzu. Die Männer handeln ihre Position in der Ehe daran aus, welchen Entscheidungsbereich man ihnen überlässt und wie sie ihre Leistungsbereitschaft unter Beweis stellen. Prägnant ist das Zitat einer Ehefrau aus unserer Studie: „er kommt nur so weit, wie wir ihn lassen“.

Für manche Männer bleiben dann eben die Erziehungszeiten, im Wechsel mit prekären Hilfsarbeiterjobs und Zeiten der Arbeitslosigkeit; für manche aber ergeben sich ganz neue Erwerbsmöglichkeiten, indem sie hier einen Beruf neu erlernen, oder sie wagen einen langen Kampf um die Anerkennung ihres Studiums mit ungewissem Ausgang. Doch die Fragen „Wie gelangt man an ‚gute‘ Jobs“ und „Wie beweist man seine Anstrengungsbereitschaft“ stellen sich irgendwann nach der Migration oftmals nicht mehr. Es gibt ein Zeitfenster, bis wann man „es geschafft“ haben muss, um zum einen die Anerkennung der eigenen Frau und der sozialen Netzwerke zu erhalten und um andererseits die eigene Frustrationstoleranz nicht überzustrapazieren. Dieses Zeitfenster ist recht individuell, je nach den Ausgangsbedingungen vor und nach der Migration, doch mehr als zehn Jahre wurde keinem Mann in unserem Sample zugestanden.

Auch wenn sie „es geschafft“ haben, sind die Männer massiv auf ihre Frauen angewiesen. Wenn sie z. B. selbst nach Jahren noch von den Frauen zu Arztbesuchen begleitet werden, gerät das Selbstbild ins Wanken. Oftmals sprechen die Männer dann über emotionale Instabilität, da immer wieder bei den alltäglichsten Angelegenheiten, den Banalitäten, von denen wir oben sprachen, ersichtlich ist, wer hier der Experte für die Bewältigung des Lebens ist.

In der aktuellen Krisensituation verschärft sich vonseiten der Familien der Blick auf die Frauen, wie sie es meistern, die materiellen Grundlagen für das gute Leben zu schaffen, und vonseiten der Männer, wie sie die emotionalen Anforderungen an eine „Liebe, die satt macht“ befriedigen.

Zum Beispiel Sevgi¹¹ in ihrer Ehe mit Emre: Das Paar ist seit 2011 verheiratet und sie sind Eltern von drei Kindern. Doch zuerst ein knapper Einblick in beide Biographien. Sevgi ist im Jahr 2000 im Alter von 14 Jahren mit ihrer Mutter nach Deutschland gekommen. Ihr Vater arbeitet da bereits seit Jahren hier als Produktionsarbeiter, während die Mutter sie und die Geschwister bis dahin in der Türkei allein großzieht. Einreisegrund war aber nicht der Wunsch eines Zusammenlebens, sondern die Leukämieerkrankung ihrer

¹⁰ Grundlage der Studie sind die o. g. 15 interviewten Ehepaare.

¹¹ Die Namen sind maskiert. Unsere InterviewpartnerInnen wählten sich selbst ihre Namen für die Studie aus. Sevgi bedeutet „Liebe“.



I. Nergis Demirtas, r. Ariane Schleicher.

jüngeren Schwester, da man sich hier bessere Behandlungschancen erhoffte. Nach dem Realschulabschluss wurde sie examinierte Krankenschwester in einem großen Klinikum im Rhein-Main-Gebiet. Sie arbeitet dreischichtig, vor allem sind die Nachtschichten wegen dem Zuschlag willkommen. Noch vor dem Kennenlernen mit Emre baut Sevgi gemeinsam mit ihrer ledigen Schwester ein Eigenheim in einem 300-Seelen-Dorf im Speckgürtel von Frankfurt. Sie zahlt gemeinsam mit ihrer Schwester den Kredit für das Dreiparteienhaus ab. Dieser Hausbau ist ein wichtiger Ankerpunkt im Leben, nicht nur für Sevgi, sondern für fast alle unserer interviewten Paare. Das Haus ist ein Synonym dafür, „es hier geschafft“ zu haben. Mehrere Aussagen aus anderen Interviews unseres Samples lauten: „wir haben hier noch nix, wir wohnen zur Miete“ und Sevgi meint hierzu: „man muss schon ein Haus haben, um zu leben.“

Doch nicht nur für den für sie so wichtigen Hausbau ist ihre Schwester eine wesentliche Stütze. Sie wird von Sevgi im Alltag für die Aufgaben benötigt, für die ihrer beider Meinung nach eigentlich Emre zuständig wäre: nämlich Kinderbetreuung, handwerkliche Arbeiten am Haus und im Garten und das Mitsichern der materiellen Versorgung. Sevgis Schwester arbeitet auch als Pflegekraft. Beide Schwestern wechseln sich mit ihren Schichten ab, um den Alltag zu bewältigen.

Damit ihre Schwester diese Pflichten erst gar nicht übernehmen muss, sollte Sevgi nach den Wünschen ihres Vaters einen türkeistämmigen Mann aus Deutschland heiraten. Doch es kam anders. Über Familienangehörige lernte Sevgi ihren Mann zwei Jahre vor der Hochzeit während eines Türkeiurlaubes kennen. Zu der Zeit verabredete sich Sevgi zwar auch mit einem türkeistämmigen Mann aus Deutschland, der den Wünschen und Anforderungen ihres Vaters entsprochen hätte, sie zog aber Emre vor, wie sie sagt, aufgrund seiner äußerlichen Attraktivität. Sevgi spricht von „Liebe auf den ersten Blick“:

„... und dann (3) ich hatte schon so wie ich mit ihm gesprochen hab, so eine Nähe empfunden, [...] sone Nähe hab ich schon empfunden zu ihm. So ich hatte so mit ihm gesprochen so über alles, so ich hatte das Gefühl, ich kenn ihn schon länger.“¹²

Genauso empfand es Emre:

„Es war ein Gefühl, als ob wir uns schon länger kannten, man sagt Seelenverwandter, so kam es mir vor. Sie ist sehr bescheiden und warmherzig. Ihre funkelnden Augen, ihre natürliche Art und Weise hat mich besonders fasziniert.“¹³

Emre wurde 1980 in der Türkei geboren, er schloss ein Musikstudium am Konservatorium ab und arbeitet aktuell als Musiklehrer in der Türkei. Doch er ist nicht bei Sevgi. Er reist nicht ein. Er entscheidet sich nicht endgültig, in Deutschland bei seiner Familie zu leben. Er war bereits zeitweise in den türkischen Schulferien hier. In dieser Zeit arbeitete er für ein paar wenige Wochen als Hilfsarbeiter in der Textilproduktion und nebenher in Schwarzarbeit als Maler/Tüncher.¹⁴ Anstatt seine Ferienzeit komplett nur mit Sevgi und den Kindern zu verbringen, zeigt er ihr und ihrer Familie somit, dass er anstrengungsbereit ist. Sevgi legt ihre Haltung dazu im Interview dar:

„Das seh ich dann, wenn er hier is, wie (5) wie soll ich sagen (4) was er auch selber macht. (4) Oder lässt der mich alles machen oder äh äh (3) kämpft der[...]der muss dann auch wenn er hier is, selber was machen, sich Mühe geben. Gibt er sich Mühe oder net, des weiß ich ja jetzt nicht. Das werd ich herausfinden, wenn er hier mit mir zusammenlebt. Ob er faul is;“

In dieser Zeit in Deutschland konnte er die Frauen auch bei der Kinderbetreuung entlasten. So hatten diese Zeit, sich intensiver um ihren an Demenz erkrankten Vater zu kümmern, da ihre Mutter aus Altersgründen dazu nicht umfänglich in der Lage ist. Am Ende der Ferien reist Emre wieder zurück in die Türkei. Er setzt sich und seinen Wunsch, das Eheleben möge in der Türkei stattfinden, seither passiv durch. Das Paar erlebt nun seit zehn Jahren eine Patt-Situation. Keiner von beiden möchte sein gewohntes Leben aufgeben. Sevgi setzt Emre immer wieder massiv unter Druck, nach Deutschland zu kommen. Wofür hat er denn schließlich einen Deutschkurs in der Türkei absolviert? Sevgi im Interview:

„Das is schwierig. Entscheidungen (3) alleine alles (2) alles muss man selber machen.[...]ich vermisse das zusammen Entscheidungen zu treffen.[...]Das zusammen leben¹⁵ vermisse ich [...]ihn näher kennenzulernen, seinen Charakter, was er möchte, was liebt er (3) wie ist er im Alltag, das alles.[...]der kann dir viel erzählen, aber obs in Wirklichkeit so is?[...]Liebe, alles, das fehlt mir (4) die Nähe, Zärtlichkeit, alles geht nich.“

¹² Das Interview mit Sevgi führte Ariane Schleicher. Verwendete Transkriptionszeichen: (3=Pause in Sekunden).

¹³ Das Interview mit Emre führte Nergis Demirtas.

¹⁴ Über das Geld, das er hier verdiente, konnte er selbst verfügen. Er ist auch bis heute nicht am Hauskredit oder den alltäglichen Ausgaben z. B. für die Kinder beteiligt.

¹⁵ Hier ist mit Absicht nicht das Zusammenleben gemeint; das ist für Sevgi ein qualitativer Unterschied.

Seine Kinder vermissen ihn und die täglichen Telefonate oder WhatsApp-Videos können den engen persönlichen Kontakt nicht ersetzen. Und schließlich hat sie hier ihre Verpflichtungen, ihr lieb gewonnenes soziales Umfeld, ihre für die Alltagsbewältigung notwendigen Kontakte und die materielle Sicherheit. Das alles müsste sie aufgeben für seinen Traum von einer Karriere als Opersänger, von dem sie nicht viel hält und im Interview belächelt. Bei ihr muss vor allem der Alltag funktionieren, seine Intellektualität wird von ihr nicht sehr anerkannt, seine Gesangsjobs, die ihn in seinen Träumen bestärken, sind keine „echte“ Arbeit für sie.

Für Emre bedeutet hingegen das „gute“ Leben ein Leben in einer aufregenden Studentenstadt mit ihren Beeinflussungen und Herausforderungen. Das ist für ihn ein Genuss, sich darin zu bewegen, war für ihn doch schon der Schritt hin zu der künstlerischen Ausbildung ein emanzipatorischer, da er in dörflicher Umgebung fernab von akademischen Milieus aufwächst:

„... ich sang bei Hochzeitsfeiern, vielleicht wer weiß, wenn meine Familie etwas gebildeter wäre und mich dabei unterstützt hätte. Ich werde Ihnen ein Beispiel erzählen: In der Grundschule hatte ich einen Lehrer gehabt, das war in der fünften Klasse äh er meinte ich soll meinen Eltern sagen, dass sie mich an einem Konservatorium einschreiben sollen. Ich war bereits in der Grundschule das Vorzeige Kind und beteiligte mich im Chor und an Schulfesten habe ich immer vorgesungen, ja wenn ich es so sagen darf, war ich der Sänger. Ja wenn ich eben eine gebildete Familie hätte, so ständen wir bestimmt ganz wo anders (3) aber so ist das Leben nun mal, man weiß nicht wohin das Schicksal einen noch treiben lässt. Man kann sagen, wir haben uns selbst erzogen. Daher hat sich alles aufgeschoben und die Zeit verlängert. Doch dann Jahre später (2) äh habe ich mit neunundzwanzig-dreiBig Jahren, musste ich meiner inneren Verpflichtung nachgehen. Und ich habe gleich die erste Prüfung bestanden. Sevgi, meine Geliebte habe ich während dieser Zeit kennengelernt. Ja und gerade zu diesem Zeitpunkt war ich mit den Vorbereitungen für meine Prüfung beschäftigt, ich bestand die Prüfung und ich habe mit einem Wurf zwei Sachen bekommen. Sevgi war der zweite Gewinn.“¹⁶

Eine Einreise nach Deutschland würde das Erreichte zunichtemachen. Zur Beschwichtigung und als Liebesbeweis sendet Emre seine Musikvideos, die er von sich dreht, an Sevgi. Doch wie lange geht das noch so? Diese Frage stellt sich Sevgi immer wieder. Sie sagt vor allem:

„Wir ham so richtig Zeit bis jetzt so richtig nich verbracht.[...]diese Fernbeziehung is net gut, wenn, dann muss man zusammen sein, zusammenleben[...]Das is also ganz schlecht, also für meine Psyche war das, ich hab viel, viel geweint und so, also diese Entfernung. Bis heute, das tut mir schon weh.[...]er verpasst viel und äh (3) ich vermiss ihn.“

Und dann kam Corona. Sevgi ist als Pflegekraft stark gefordert. Die familiäre Lage spitzt sich zu, als Sevgi an Corona erkrankt, binnen kürzester Zeit ist auch der demenzkranke Vater infiziert, der kurz darauf an dem Virus verstirbt. Sevgi war diejenige, die ihrem Vater mit dem muslimischen Wasch-Ritual die letzte Ehre erwies, da sie in der Klinik arbeitet, in der er verstarb. Sie filmte dies für ihre Mutter und Geschwister, die per Livestream den Vater verabschiedeten. Dieser Tod auf Distanz war eine extreme Belastung für Sevgi, ihre Schwester und ihre Mutter und zugleich bedeutete er die Entlastung von der Pflegeverantwortung. Allerdings weiß Sevgi noch nicht, wie sie mit der Entlastung von der Verantwortung umgehen soll. Emre konnte seine Frau in der Situation vermeintlich nur wenig unterstützen. Er war in der Türkei, aber er nahm den Sarg dort in Empfang und organisierte das Begräbnis des Schwiegervaters, inklusive Live-Übertragung für die Frauen, die in Deutschland bleiben mussten. Er erwies seinem Schwiegervater diesen letzten Dienst, der ihn nach anfänglicher Skepsis als Mann an Sevgis Seite respektierte. Doch auch Sevgi empfindet das als persönlichen Liebesdienst, den Vater bei ihm aufgehoben zu wissen.

Emre konnte aufgrund der pandemischen Situation über ein Jahr lang nicht zu seiner Familie reisen. Er hatte zwar fristgerecht die Einreise beantragt, doch er erhielt wegen der Pandemie keine Antwort von den zuständigen Behörden. Diese waren monatelang fast gar nicht und wenn nur online erreichbar für Anliegen. Das hatte zur Folge, dass sich die Einreisebeantragung/-erlaubnis um ein ganzes Jahr verzögerte. Daraus ergibt sich eine neue Komplexität: Die Verzögerung belastet alles und jeden, alle kommen an ihre Grenzen. Die Hoffnung der Frauen auf baldige Unterstützung zerschlägt sich.

Der Tod des Vaters lotet zudem das Familiensystem neu aus. Hinzu kommt, dass die Kinder nun zu Hause beschult werden müssen, aber Sevgis Mutter ist die Einzige, die das übernehmen könnte. Sie ist jedoch Analphabetin. Sevgi und ihre Schwester sind mit steigenden Infektionszahlen extrem gefordert als Pflegekraft in der Klinik, natürlich in Schichtarbeit. Sevgi nimmt während des Lockdowns zehn Tage Sonder-Urlaub, um die Kinderbetreuung sicherzustellen, um ihre Schwester und die Mutter zu entlasten, aber dafür erhält sie nur 67 % ihres Nettogehaltes und die finanziellen Verpflichtungen laufen dennoch weiter und die Kosten des Begräbnisses mit Überführung in die Türkei kommen auch noch auf die Schwestern zu. Und was sind schon zehn Tage sogenannter „Sonder-Urlaub“ in dieser zermürbenden Zeit? Letztlich

¹⁶ Das Interview mit Emre führte Nergis Demirtas. Verwendete Transkriptionszeichen: (Pause in Sekunden), betont ausgesprochen.

setzt die Schwester Sevgi zusätzlich unter Druck: Emre soll endlich kommen, um den Frauen Unterstützung zu leisten.

Die Einreise ist mittlerweile bewilligt. Doch Emre ist bis heute nicht da. Er weiß genau, käme er nach Deutschland, begäbe er sich in Abhängigkeit von seiner Frau und deren Familie. Eine neue Komplexität würde geschaffen, denn er würde die Dynamik im Frauenhaushalt sprengen, wenn die Schwester plötzlich von ihren Aufgaben entbunden ist, die sie jahrelang ausgefüllt haben. Und diese Dynamik würde sich unter einem Dach entfalten, denn sie teilen sich ja ein Haus. Ein außerfamiliäres soziales Netzwerk für den psychischen Ausgleich und kommunikativen Austausch müsste er sich erst mühevoll schaffen. Was wäre, wenn ihm das nie gelänge? Was weiß Emre von Einsamkeit? Kann er mit einer gelungenen Liebes- und Elternpaarbeziehung eine gescheiterte Arbeitskarriere kompensieren? Kann denn unter den Umständen die Liebesbeziehung gelingen? Was wäre, würde er sich nie entschließen, endgültig einzureisen? Sevgi spricht im Interview ganz klar darüber, dass sie eine Scheidung nicht möchte und auch nicht psychisch aushalten würde: Sie hängt an ihm, sie liebt ihn und immerhin lässt sie diese Aushandlungen seit zehn Jahren zu. Ihre romantische Liebe spielt mit dem Vermissen, mit den Geschenken, den Videos von sich selbst. Die gelingende Liebesbeziehung – so wie sie das für sich definieren wird somit auch auf der Distanz immer wieder neu entfacht und hergestellt. Was ist, wenn man das alles nicht mehr braucht, weil man sich nun jeden Tag sieht?

Rückblickend meint Emre:

„Wir haben uns nicht über ernste und sachliche Inhalte des Lebens ausgetauscht. Wir waren nicht realistisch, sondern haben das Leben von seiner rosaroten Seite betrachtet. Wir sagen dazu „Girizgâh“, damit meint man die allgemeinen Anfänge, haben wir miteinander erlebt. (...) doch äh diesmal hätte ich bestimmte Bedingungen klarer formuliert, ich hätte eine rote Linie. Klare rote Linien. Meine Interessen sollten dann auch berücksichtigt werden. (2) Ich hätte rote Linien. Doch selbstverständlich würde ich sie nochmal heiraten. Denn warum nicht? Wenn ich jemanden gut finde und liebe, warum sollte ich sie dann nicht heiraten? Auf jeden Fall würde ich heiraten. Doch wie ich schon sagte, meine Voraussetzungen und meine Lebensgestaltung und Lebensphilosophie hätte ich viel detaillierter und analytischer bei dieser Begebenheit in meine Betrachtung bezogen. Und auch wenn ich das gemacht hätte, heißt es immer noch nicht, dass ich das problematisch sehe.“

Wie lassen sich die beiden Entwürfe des „guten“ Lebens von Sevgi und Emre zusammenbringen? Wir wissen es nicht.

Fazit und Handlungsempfehlungen für eine interdisziplinäre Arbeit und weitere Forschung

Was bedeutet nun das „gute“ Leben leben im Alltag von Frauen türkischer Heiratsmigranten in schwierigen Zeiten?

Wie an Sevgis Beispiel zu sehen war, bedeutet es ein stetes Aushandeln der Bedingungen mit den eigenen Möglichkeiten. Das „gute“ Leben ist stets eine Herstellungsleistung. Und es bedeutet das Aushalten der Ambivalenz: die Kontrolle über die Alltagsbewältigung und das soziale Umfeld aufrechtzuerhalten vs. eine Verletzlichkeit, die sich auch ganz unerwartet einstellen kann. Es bedeutet, daraus eine persönliche Stärke zu entwickeln und Ressourcen zu generieren, um Ungewissheiten auszuhalten. Es bedeutet, sich prinzipielle Offenheit gegenüber dem eigenen Lebensentwurf zu bewahren. Das war sehr gut darstellbar an Sevgis Fallbeispiel. An Sevgis Fallbeispiel war außerdem zu sehen, dass es auch über die Distanz möglich ist, sich gegenseitig Sicherheit zu vermitteln, dennoch da zu sein, wenn der andere einen dringend braucht. Es ist möglich, einen Alltag mit Distanz zu leben, auch wenn es genug Anlässe gibt, damit zu hadern. Notwendig für die Alltagsbewältigung auf Distanz sind das Einkalkulieren von Komplexität und Unberechenbarkeit des Lebens, finanzielle Sicherheit sowie verlässliche soziale Netzwerke. Dazu gehört auch die Fähigkeit, Stressmechanismen erkennen und rechtzeitig zu handeln, wenn Überforderung droht. Weiter gehört dazu eine individuelle Idee eines gelingenden Lebens und gelingender Liebe. Sevgi ist sich dieser Ressourcen zum Teil nicht bewusst, da sie diese im Alltag als ein „funktionieren-müssen“ abtut. Im Hinblick auf ihren Autonomieanspruch und ihren Anspruch auf Vermögen und materielle Absicherung kann es auch Stärke sein, so risikohaft zu heiraten, wie sie.

In der Forschung und in der Praxis sollten wir diese auf den ersten Blick außergewöhnlichen Beziehungskonstellationen als biographischen Möglichkeitsraum anerkennen und aufgreifen. Wir sollten weg vom defizitären Blick, der uns so oft noch in soziologischer¹⁷ und sozialarbeiterischer Forschung oder aber auch in der praktischen Sozialen Arbeit begegnet. Neue Impulse aufgrund der Forschungserkenntnisse sind vorstellbar z. B. in der Frauenarbeit, in der Ehe- und Familienberatung, im Allgemeinen Sozialen Dienst, im Sozialpsychiatrischen Dienst oder in der sozialen Gruppenarbeit mit z. B.

¹⁷ Diese Paar-Biographien geben Aufschluss über neue Ansätze in der Gender-, Migrations- oder Biographieforschung oder in der Paar- und Familiensoziologie.

Männergruppen, um nur ein paar zu nennen. Mit Biographieforschung erzeugtes Wissen kann somit den Zugang zu marginalisierten Gruppen und ein besseres Verständnis für (fremde) Lebenswelten befördern (vgl. Jost 2019: 74). An unserem Beispiel haben wir gezeigt, dass unsere Forschung sensibel ist für Besonderheiten der Lebenswelten (vgl. Rosenthal 2008: 12), da die „Alltagshandelnden selbst ihre Wirklichkeit konstruieren, wie sie ihre Welt erleben, wie sie die Welt deuten und welche alltagsweltlichen Methoden der Kommunikation sie anwenden“ (ebd.: 40). Das bedeutet für uns als Forschende auch, dass in unserem analytischen Blick die InterviewpartnerInnen keine Forschungsobjekte sind.¹⁸ Denn:

„most important is the insight that one’s own personal identity is something unique with its own overall gestalt, which matters and is essentially valuable and worthwhile to develop“ (Schütze 2016: 80). Da wir bereits von Emotionen als machtvollen selbstverständlichen Alltagserfahrungen (vgl. Lenz 2009: 265) sprachen, möchten wir zum Schluss noch einmal auf sie zurückkommen. Emotionen „bedingen Handlungsdispositionen und können auch evaluativen Charakter haben“ (Nauerth 2016: 103), so fragen wir am Ende: Welches Fazit zieht nun Sevgi aus ihrer Lebensgeschichte?

„Wenn man sagt ‚wenn man sich liebt, packt man‘, das geht net, nur die Liebe reicht net für ein Eheleben, für alles. Nur die Liebe geht net. Drum sag ich, wenn man erst in einer Sache drinsteckt is es auch zu spät manchma. (3) Heute würd ich es nich noch ma genauso machen. [...] Ich kann nich sagen, nur weil er von der Türkei is, ich bereu ihn ja nich, diese Person zu heiraten. Also ihn würd ich nochmal heiraten, ja, sofort. [...] Er gibt mir dann Kraft, [...] Ja, (2) das alles fehlt mir. Ich könnte jeden Tag heulen. Ja am Telefon wein ich auch immer. Ich hab meinen Mann schon geliebt, sag ich ma, am Anfang, am Anfang hab ich ihn mehr geliebt als jetzt, aber durch die Entfernung is so Kälte dazwischen. [...] Das is Schicksal, mein Schicksal is so gewesen.“

Für Sevgi gilt also nicht unbedingt „Heimat ist da, wo dich die Liebe satt macht“, sondern wie das Sprichwort sagt:

„Heimat ist nicht da, wo du geboren bist, sondern da, wo du satt wirst.“

Literaturverzeichnis

- Apitzsch, Ursula (2014): Transmission und Wandel in mehrgenerationalen Migrationsfamilien. In: Weiss, Hilde/Schnell, Philipp/Ateş, Gülay (Hrsg.): Zwischen den Generationen. Transmissionsprozesse in Familien mit Migrationshintergrund. Wiesbaden: Springer VS; S.: 195–216
- Bohnsack, Ralf (2008): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 7. Aufl., Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion. In: BIOS: Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 1; S.: 75–81
- Fischer, Wolfram (2019): Der „Gegenstand“ biographischer Fallrekonstruktionen: biographische Strukturen. In: Jost, Gerhard/Haas, Marita (Hrsg.): Handbuch zur soziologischen Biographieforschung. Grundlagen für die methodische Praxis. Opladen & Toronto: Barbara Budrich; S.: 19–39
- Gellermann, Jan F. C. (2018): Heiratsmigration als verdichtete Statuspassage. Eine Untersuchung auf der Basis von Fallstudien. Weinheim, Basel: Beltz Juventa
- Gemende, Marion (2003): Geschlechterbeziehungen in der Migration. Ein vernachlässigtes Forschungsthema. In: Lenz, Karl (Hrsg.): Frauen und Männer. Zur Geschlechtstypik persönlicher Beziehungen. Weinheim München: Juventa; S.: 251–276
- Glaser, Barney/Strauss, Anselm (1967): The Discovery of Grounded Theory. Chicago: Aldine
- Halman, Talat S. (2005): Nightingales & Pleasure Gardens. Turkish Love Poems. Associate Editor Jayne L. Warner. 1st. Ed., Syracuse, New York: Syracuse University Press
- Iványi, Nathalie/Reichert, Jo (2002): Einleitung: Liebe (wie) im Fernsehen. In: Dies.: Liebe (wie) im Fernsehen. Eine wissenssoziologische Analyse. Opladen: Leske + Budrich; S.: 9–21
- Jost, Gerhard (2019): Konturen soziologischer Biographieforschung: methodologische Grundlagen und thematische Ausrichtungen. In: Jost, Gerhard/Haas, Marita (Hrsg.): Handbuch zur soziologischen Biographieforschung. Grundlagen für die methodische Praxis. Opladen & Toronto: Barbara Budrich; S.: 59–80
- Kuchler, Barbara/Behr, Stefan (2014): Einleitung: Soziologische Theorien der Liebe. In: Kuchler, Barbara/Behr, Stefan (Hrsg.): Soziologie der Liebe. Romantische Beziehungen in theoretischer Perspektive. Berlin: Suhrkamp; S.: 7–52
- Lenz, Karl (2009): Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. 4. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

¹⁸ Zur Kritik an der Biographieforschung: z. B. s. u. a. Bourdieu (1990): „biographische Illusion“.

Kontakt und Information

Hochschule Fulda
Nergis Demirtas
Ariane Schleicher
nergis.demirtas@sw.hs-fulda.de
ariane.schleicher@sw.
hs-fulda.de

[https://doi.org/10.17185/
duerpublico/75194](https://doi.org/10.17185/duerpublico/75194)

- Nauerth, Matthias (2016): Verstehen in der Sozialen Arbeit. Handlungstheoretische Beiträge zur Logik sozialer Diagnostik. Wiesbaden: Springer VS
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Frankfurt/M.: Campus
- Rosenthal, Gabriele (2008): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 2. korr. Aufl., Weinheim München: Juventa
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13; S.: 283–293
- Schütze, Fritz (2016): Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives: How to Analyse Autobiographical Narrative Interviews. In: Schütze, Fritz/Fiedler, Werner/Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Barbara Budrich; S.: 75–115
- Siouti, Irini (2013): Transnationale Biographien. Eine biographieanalytische Studie über Transmigrationsprozesse bei der Nachfolgeneration griechischer Arbeitsmigranten. Bielefeld: transcript
- Toprak, Ahmet (2007): Das schwache Geschlecht – die türkischen Männer. Zwangsheirat, häusliche Gewalt, Doppelmoral der Ehre. 2. Aufl., Freiburg i. Br.: Lambertus

Sabine Hofmeister, Tanja Mölders

Die Krise feministischer Positionen in Zeiten der Pandemie: zwischen Sorgen für das ‚gute Leben‘ und Herrschen gegen die ‚Natur‘

1 Einleitung: Unterschiede, Trennungsverhältnisse und Hierarchien

„Der Lockdown, heißt es, vergrößere viele Unterschiede; den zwischen Werktagen und Feiertagen ebnet er ein.“ Juli Zeh: Über Menschen (2021: 14)

Wie in ihren anderen Romanen geht es Juli Zeh auch in „Über Menschen“ um Unterschiede. Jedoch nicht um irgendwelche, sondern um solche, die in Opposition zueinander stehen – um Dichotomisierungen. Hier im Roman um Arbeits- und Feiertage. Aber auch um Arbeitszeit versus Freizeit, Stadt versus Land – Stadtmenschen versus Landbevölkerung. Männlich versus weiblich, im Roman „Über Menschen“ auch: ‚Rechte‘ versus ‚Linke‘ und um Gesellschaft/Kultur versus Natur oder ‚zivilisiert‘ versus ‚wild‘.

Die Autorin hinterfragt diese dichotomen Konstruktionen. (Ihre Held*innen sind oft ‚Grenzgängerinnen‘, und sie rebellieren gegen die Grenzen.) Es geht ihr darum, auf ‚Zwischenräume‘ zwischen dem binär Getrennten sowie auf Veränderungen in den Trennungsverhältnissen aufmerksam zu machen. Dabei hütet sie sich aber vor ‚Happy Ends‘ – aufgelöst oder aufgehoben werden die Grenzen in ihren Geschichten nicht ...

Wir wissen nicht, ob sich die Schriftstellerin Juli Zeh als Feministin bezeichnen würde. Aber sie scheint sich mit ihrem Faible für Grenzen, Differenzen, Dichotomien und Polarisierungen für ähnliche Dinge zu interessieren, wie für das Konstrukt der Zweigeschlechtlichkeit ... Und sie stellt solche Konstrukte in Frage, macht sich darüber lustig, rüttelt so lange daran herum, bis sie (in ihren Geschichten ‚wie von selbst‘) in sich zusammenbrechen. Sie positioniert sich also im Blick auf solcherart Grenzen kritisch. In ihrem jüngsten Roman, aus dem wir hier zitiert haben (Zeh 2021), zeigt sie an wenigen Stellen auch, dass und wie die pandemische Krise durch das ‚Corona-Virus‘ in dieses binär konstruierte Regime interveniert, es irritiert und es (im Roman, vielleicht jedoch auch in Wirklichkeit) verändert.

2 Die Kritik an binären Oppositionen steht von Beginn an originär für feministische Frauen- und Geschlechterforschung

Hintergrund für das Interesse feministischer Forscher*innen an Trennungsverhältnissen war und ist die Kritik am Konzept der Zweigeschlechtlichkeit als Strukturprinzip gesellschaftlicher Verhältnisse und an den darin eingelassenen Abspaltungen, Marginalisierungen und Naturalisierungen des jeweiligen



l. Tanja Mölders, r. Sabine Hofmeister.

‚Anderen‘. Im Fokus ihrer kritischen Analyse steht der Aspekt der Ermächtigung und Beherrschung, der all diesen Abspaltungs- und Veräußerungsprozessen eigen ist.

Die Kritik richtet sich insbesondere auf folgende binäre Oppositionen und Trennungen:

- männlich versus weiblich
- Gesellschaft/Ökonomie versus Natur
- Subjekt versus Objekt
- öffentlich versus privat
- u. a. m.

Sie werden als vergeschlechtlicht und hierarchisch enttarnt.

In den Nachhaltigkeitswissenschaften ist die offensichtliche Parallele zwischen Geschlechter- und Naturverhältnissen – als aufeinander verweisende herrschaftsförmige Strukturverhältnisse – besonders relevant:

In unseren eigenen Forschungen (vgl. dazu insbesondere Hofmeister/Katz/Mölders 2013) haben wir diesen – aus feministischen (Wissenschafts-)Theorien entwickelten – macht- und herrschaftskritischen Blick auf Trennungverhältnisse als einen heuristischen Zugang genutzt. Dieser ist in vielerlei Hinsicht nützlich, wenn man Nachhaltigkeitsstudien als kritische Wissenschaft betrachtet und betreibt:

- Er vermag unsichtbare Grenzen – wie z. B. jene zwischen Produktivem und vermeintlich Reproduktivem – sichtbar zu machen;
- er erlaubt nicht nur inter- und transdisziplinäres Denken, sondern verweist auf dessen Notwendigkeit; und er verbindet
- das kritische Denken über Geschlechterverhältnisse mit jenem über gesellschaftliche Naturverhältnisse,
- womit, das heißt in der Verbindung von Nachhaltigkeits- mit Geschlechterforschung,
- nicht nur die kritische Analyse, sondern vielmehr auch Visionen – Gestaltungs- und Handlungswissen – herausgefordert werden.

In der sozial-ökologischen Forschung – genauer: im Konzept der gesellschaftlichen Naturverhältnisse – lässt sich diese Heuristik verorten.

3 Soziale Ökologie: das Konzept der gesellschaftlichen Naturverhältnisse und Gender and Environment

Die Soziale Ökologie als Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen (Becker/Jahn 2006) stellt die Frage nach der Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu ‚Natur‘ ins Zentrum der Nachhaltigkeitswissenschaften. Dies ist keineswegs trivial. Denn wie kann es gelingen, ‚Natur‘ nicht als eine vordiskursive ‚Natur da draußen‘ zu begreifen, die in Form ‚unschuldiger‘ Naturkatastrophen über uns hereinbricht? Und wie kann umgekehrt vermieden werden, dass die Anerkennung des gesellschaftlichen Gewordenseins und Werdens von ‚Natur‘ dazu führt, die Materialität und Produktivität von ‚Natur‘ zu vergessen?

Im Konzept der gesellschaftlichen Naturverhältnisse wurde auf diese Herausforderung reagiert, indem drei Axiome formuliert wurden (Jahn/Wehling 1998: 82):

- die Vorstellung eines unaufhebbaren Zusammenhangs von Natur und Gesellschaft,
- die Behauptung einer Differenz zwischen ihnen und
- die These der historischen Konstitution dieser Differenz.

Damit ist ein Spannungsverhältnis von ‚Natur‘ und Gesellschaft formuliert: Gesellschaft und ‚Natur‘ werden als unterschiedliche und unterscheidbare Pole eines dynamischen Vermittlungszusammenhangs begriffen (ebd.).

Die formalen Operationen des Unterscheidens und Verbindens in Gesellschaft-Natur-Beziehungen bilden deshalb den kognitiven Theoriekern im Konzept der gesellschaftlichen Naturverhältnisse (Becker/Hummel/Jahn 2011: 84–86). Dabei geht es insbesondere auch um die Unterscheidung und Verbindung stofflich-materieller und kulturell-symbolischer Beziehungsaspekte.

Die Kategorie Geschlecht wurde im Konzept der gesellschaftlichen Naturverhältnisse von Beginn an mitgedacht, indem früh postuliert wurde, „dass die sozial-ökologische Krise auf der analytischen Ebene der gesellschaftlichen Beziehungen vor allem auch als KRISE DER GESCHLECHTERBEZIEHUNGEN thematisiert werden müsste“ (Schultz 1987: 2, Hervorh. i. Orig.).

Als analytische Kategorie fragt Geschlecht nach der Legitimation und den Konsequenzen von Dichotomisierungen und schließt somit unmittelbar an Fragen des Unterscheidens und Verbindens an. Im Rekurs auf die feministische (Natur-)Wissenschaftskritik lässt sich die Trennung von Subjekt und Objekt dechiffrieren; feministische Auseinandersetzungen mit Arbeit fragen nach der Trennung von produktiver und reproduktiver Arbeit.

Mit anderen Worten: „Die Basisunterscheidung zwischen Natur und Gesellschaft ist kulturell immer schon durch andere Unterscheidungen codiert“ (Becker/Jahn 2006: 25). Die Kritik an der Herrschaft über Natur wird so – als Kritik an der Herrschaft gegenüber ‚dem Anderen‘ – zu einer feministischen Kritik an Naturbeherrschung.

4 Covid-19 – die Krise bringt alles durcheinander ...

Diese doppelte Kritik an gesellschaftlichen Natur- und Geschlechterverhältnissen ist in der Pandemie durch Covid-19 gründlich irritiert worden. Doch was genau ist da durcheinander geraten?

4.1 „Das Virus kommt nicht von außen“ (Hürtgen 2021) – Covid-19 als ein sozial-ökologisches Phänomen verstehen ...

Bislang ist noch nicht alles darüber bekannt, auf welchem Weg das neue Virus Covid-19 entstanden ist. Nur so viel ist gewiss: dass Menschen – als soziale und wirtschaftende Subjekte – an seiner Entstehung beteiligt waren. Dabei kommt es nicht unbedingt darauf an, ob dies auf Märkten, also im Handel, oder in der Tierverarbeitung, bei der Schlachtung oder sogar durch den Verzehr von Tieren passiert ist. Oder vielleicht doch in einem Labor? Festhalten lässt sich in jedem Fall: Das Virus kommt nicht von außen (ebd.), es ist nicht (nur) Natur, aber es ist eben auch ‚Natur‘. Und es ist ein Resultat gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Handelns. Es ‚passt‘ also zu der oben beschriebenen Heuristik der Verbindung von Natur- und Geschlechterverhältnissen (vgl. 3) und lässt sich entsprechend als ein sozial-ökologisches Phänomen begreifen und interpretieren.

Daraus ließe sich folgern: In einer *sozial-ökologischen* Perspektive steht Covid-19 im Fokus auch der feministischen Forschung.

4.2 Das Virus gestaltet gesellschaftliche Natur- und Geschlechterverhältnisse mit

Ausgehend von diesem Gedankengang gilt es zu fragen, ob und wie sich Covid-19 – genauer: die sozial-ökologische Krise, in die die globale Gemeinschaft durch die Epidemie hineingeraten ist – auf die gegenwärtigen Natur- und Geschlechterverhältnisse auswirkt.

Nun, die vielen an Corona erkrankten und gestorbenen Menschen lassen wenig Fragen darüber offen, dass und wie das Virus als ‚Natur‘ auf den menschlichen Organismus wirkt. Auch wenn bei Weitem noch nicht alles darüber bekannt ist, so doch so viel, dass der ‚Naturaspekt‘ von Covid-19 wissenschaftlich einigermaßen verstanden worden ist.

¹ Der Begriff Lockdown hat sich für die zusammenfassende Beschreibung (staatlicher) Restriktionen (wie die Schließung öffentlicher Bildungs- und Kultureinrichtungen sowie von Teilen des Einzelhandels, Kontaktbeschränkungen u. a.) weitgehend durchgesetzt; dies, obgleich darunter international verschiedene Maßnahmen und sehr unterschiedliche Ausmaße der Einschränkungen gefasst worden sind.

Doch ist in den Phasen des sog. Lockdowns¹ darüber hinaus deutlich geworden, dass sich die infolge der Ausbreitung des Virus entstandene Krise in drastischer Weise auf gesellschaftliche Prozesse auswirkt, in sie eingreift und neue provoziert:

- Die epidemische Lage vermag Wirtschaftskrisen auszulösen.
- Sie verändert sichtbar unsere (Innen-)Städte, das heißt, sie gestaltet räumliche Strukturen und Raum-muster mit.
- Die sozial-ökologische Krise infolge der Epidemie beeinflusst aber auch Zeitmuster und -regime: Nicht nur in Bezug auf den Unterschied zwischen Werk- und Feiertagen, wie Juli Zeh schreibt, sondern auch im Blick auf die zunehmende Vergleichzeitigung von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit zeitigt das Covid-19-Virus Wirkung.
- Indem es dazu beiträgt, dass sich Zeitverhältnisse, aber auch die Relationen zwischen Nähe und Distanz, zwischen physisch materieller Welt und digitalem Raum verschieben, beeinflusst Covid-19 unmittelbar menschliche Beziehungen (z. B. zwischen Studierenden und Kolleg*innen im Betrieb, in Familien, Wohngemeinschaften und Paarbeziehungen ...); es verändert aber auch
- die Beziehungen zwischen globalem Norden und Süden, zwischen ‚Männern‘ und ‚Frauen‘, zwischen Menschen mit und ohne Zuwanderungshintergrund u. a. m.

Und mit alldem geht einher, dass ...

- die durch die Epidemie verursachte sozial-ökologische Krise gravierende Verschiebungen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen veranlasst,
- sie verstärkt, erneuert und festigt alte Ungleichheiten, sie löst sie womöglich aber auch auf und sie führt zu neuen Ungleichheitsverhältnissen und -strukturen (vgl. Mölders/Hofmeister 2021).

Zugleich jedoch spiegelt sich im gesellschaftlichen Umgang mit der Pandemie die Abspaltung des Covid-19-Virus als etwas, das der Gesellschaft anscheinend äußerlich ist, wider. Es zeigt sich, dass Covid-19 als ein *sozial-ökologisches* Phänomen in den gesellschaftlichen Praktiken und durch diese hindurch verleugnet wird. Es wird veräußert als sei es ‚Natur‘, naturalisiert. Für die im ‚alten‘ Modus verharrende Gesellschaft bedeutet dies jedoch auch: Diese als bedrohlich und äußerlich wahrgenommene ‚Natur‘ soll verdrängt, kontrolliert und beherrscht werden.

4.3 In der Pandemiebewältigung wird das Virus behandelt, als sei es ein Naturphänomen. Es wird versucht, es zu beherrschen

In einer feministischen Perspektive jedoch gibt Naturbeherrschung allen Anlass, uns zu verunsichern: Denn wie viele kritisch denkende Wissenschaftler*innen auch unterstützen wir als Feministinnen diese die Krise begleitenden gesellschaftlichen Umgangsformen mit dem Covid-19-Virus. Als Unterstützer*innen der sog. Corona-Maßnahmen sind wir nolens volens auch Befürworterinnen von Strategien und Exekutionen verschiedener Formen instrumenteller Naturbeherrschung. Was im Geiste feministischer Naturwissenschaftskritik als ein sozial-ökologisches Desaster kritisiert werden muss, was es im Sinne sozial-ökologischer Politiken zu vermeiden gilt oder gar bekämpft werden soll, gerät nun im Umgang mit dem Virus und der durch es ausgelösten pandemischen Krise unfreiwillig zum ‚Mittel der Wahl‘ – auch unserer Wahl.

In einem erstaunlichen Artikel in der ZEIT spricht Thea Dorn (2021) vom „Wahn der Beherrschbarkeit“. Den erkennt sie darin, dass alle alle vor dem Virus schützen wollen („No-Covid“) – und gerade dadurch in Widerspruch zur Demokratie geraten, ja diese praktisch gefährden. (Diese Befürchtung teilt sie mit Juli Zeh 2020.)

In Bezug auf die Mittel der Pandemiebewältigung und des Krisenmanagements waren und sind die meisten von uns (mindestens teilweise) diesem „Wahn“ verfallen: Auch wir sehnten die Entwicklung von Impfstoffen und Medikamenten gegen das Virus herbei, suchten seine Ausbreitung durch physisches ‚Distancing‘ anzuhalten; auch wir haben über ein Jahr lang Freund*innen und Kolleg*innen nicht getroffen, verboten uns den Weg ins Büro und auf Tagungen ebenso wie den ins Konzert ... Und wir ließen uns ein auf die Einebnung der räumlichen und zeitlichen Unterschiede zwischen Nicht-Arbeiten und Arbeiten wie zwischen Erwerbs- und Reproduktionsarbeit. Als ‚Frauen‘ wurden wir oft selbst zu ‚Anderen‘ – zu anscheinend natürlichen Garant*innen der sozialen (Re)Produktion. Im Blick auf die hiermit einhergehenden Verschiebungen in den Macht- und Herrschaftsverhältnissen hatte Jutta Allmendinger (2020) in der Krise zu Recht vor der „Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse“ gewarnt.

Deutlich geworden ist: Die (staatlichen) Maßnahmen der Pandemiebewältigung verstärken einerseits („alte“) Trennungsverhältnisse: Sie tragen zur (Re)Tradierung der Geschlechterverhältnisse bei, stabilisieren Klassegegensätze (entlang sozialer Differenzen, wie Einkommen, Bildung und Status), ebenso wie kulturelle Differenzen. Gesellschaftliche Naturverhältnisse werden reduziert auf Praktiken der Kontrolle und Beherrschung von Natur – insoweit das Virus auf ein ‚Naturding‘ heruntergebrochen wird. Andererseits jedoch werden tradierte Trennungen irritiert und, wie Juli Zeh (2021) sagt, ‚eingeebnet‘: die Trennung zwischen öffentlichen und privaten Räumen und Zeiten, jene zwischen erwerblicher und ‚reproduktiver‘ Arbeit sowie Nutzungsroutinen in Bezug auf Tätigkeiten in Innen- und Außenräumen. Allerdings – und das scheint uns entscheidend zu sein: Auch dort, wo Dichotomisierungen durch Vergleichzeitigung und Verräumlichung unterlaufen werden (z. B. in der Verbindung von ‚Home‘, ‚Homeoffice‘ und ‚Homeschooling‘ – wo also produktive und ‚reproduktive‘ Arbeit im selben Raum und zur selben Zeit geleistet wird), stellen sich ‚alte‘ Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern (wieder) ein und verstärken sich sogar (Mölders/Hofmeister 2021).

Indem also ‚alte‘ Trennungsverhältnisse reproduziert, zugleich jedoch auch irritiert, aufgebrochen oder eingeebnet werden, werden bestehende Macht- und Herrschaftsverhältnisse gefestigt und erneuert. Im Effekt führt dies in der Krise dazu, dass neue Trennungsverhältnisse und Dualismen als hierarchische und hierarchisierende produziert und/oder reproduziert werden. An dieser Stelle könnte feministische Wissenschaft analytisch intervenieren. Durch kritische Geschlechterforschung könnte das Hybride sichtbar gemacht und die darin eingeschriebenen Macht- und Herrschaftsbeziehungen ans Licht gezerrt werden.

Feministische Wissenschaft wäre herausgefordert, ...

- die Mechanismen der Naturbeherrschung in der Pandemiebekämpfung als solche zu benennen,
- sie als unzureichend und häufig nicht nachhaltig – im Sinne einer gerechten und zukunftsfähigen Entwicklung – zu benennen,
- Position zu beziehen gegen alle Formen der Negierung und Naturalisierung von Gesellschaftlichem im Blick auf die Ursachen und Folgen der Pandemie als sozial-ökologische Krise, und
- gegen die sich im Umgang mit diesen herausbildenden neuen und alten Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten.

5 Vorläufiges Fazit: das Dilemma feministischer Positionen zwischen Herrschaft und Emanzipation

Vorläufig lassen sich unsere Überlegungen in drei Anstrichen zusammenfassen:

Erstens enthält die Anerkennung des Hybriden (dessen, was überall und schon lange real ist) etwas Utopisches. Und zwar deshalb, weil dieses Denken offenbar aus dem Korsett des Binären/der Zweigeschlechtlichkeit/der Heteronormativität befreit. Dem ‚Dazwischen‘, dem Nicht-Dualistischen, Vermittelten und Verbundenen ist ein emanzipatives Moment offenbar eigen.

Zweitens werden in der Krisenbewältigung die Trennungsverhältnisse zwischen Gesellschaft/Kultur versus ‚Natur‘ wieder und wieder erneuert. Das Virus wird zu ‚Natur‘ und wie ‚Natur‘ kontrolliert und bekämpft – als gesellschaftliches Produkt wird es hingegen weitgehend geleugnet. Damit verbleiben die Umgangsformen mit der sozial-ökologischen Krise im Modus der ‚alten‘ Strategien des Trennens und der Naturalisierung gesellschaftlicher Verhältnisse.

Drittens könnte – und sollte – feministische Wissenschaft diese Gemengelage aus Hybridisierung und Dichotomisierung von ‚Natur‘ und Gesellschaft und der darin jeweils eingeschriebenen Geschlechterverhältnisse aus einer macht- und herrschaftskritischen Perspektive sichtbar machen.

Damit jedoch liefe sie Gefahr, ein eigenes ‚altes‘ Dilemma (wieder) auf die Agenda zu setzen. Es ist die Frage nach Emanzipation versus ‚Natur‘, die die Frauenbewegung sowie die Frauen- und Geschlechterforschung lange schon begleitet, die sich hiermit (wieder) neu stellt: Kann Naturbeherrschung – wenn sie ‚guten‘ Zwecken wie der Fürsorge für vulnerable Bevölkerungsgruppen dient – als emanzipatorisch toleriert werden? Oder gilt zugespitzt gar: Emanzipation ist nur erreichbar mittels Naturbeherrschung?

Es ist diese alte, von Feminist*innen seit den 1970er-Jahren mittelbar oder unmittelbar immer wieder aufgeworfene Frage, die mit der sozial-ökologischen Krise – seien es Pandemien, die Krise durch den menschengemachten Klimawandel, durch das Artensterben, die ‚Vermüllung‘ der Weltmeere oder die Desertifikation von Böden – wieder zutage tritt. Sie verweist mit Nachdruck auf die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit dem Begriff Emanzipation und dessen Bedeutung (Hofmeister/Mölders 2021).

„*Emanzipation*‘ (verweist auf) das Ideal von Freiheit als Nicht-Beherrschung in einem Sinne (...), der weit über liberale Formen negativer Freiheit und Chancengleichheit hinausgeht“, so Nancy Fraser in „Kapitalismus“ (Fraser/Jaeggi 2020: 206).

(Wie) Ist Freiheit als Nicht-Beherrschung denkbar?

Literaturverzeichnis

- Allmendinger, Jutta (2020): Frauen verlieren ihre Würde. ZEIT-online vom 12. Mai 2020. Zugriff am 10.11.2020 unter https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2020-05/familie-corona-krise-frauen-rollenverteilung-rueckentwicklung?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F.
- Becker, Egon/Jahn, Thomas (2006): Einleitung. In: Becker, Egon/Jahn, Thomas (Hrsg.): Soziale Ökologie. Grundzüge einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen. Frankfurt am Main, New York, S. 11–26.
- Becker, Egon/Hummel, Diana/Jahn, Thomas (2011): Gesellschaftliche Naturverhältnisse als Rahmenkonzept. In: Groß, Matthias (Hrsg.): Handbuch Umweltsoziologie. Wiesbaden, S. 76–96.
- Dorn, Thea (2021): Im Wahn der Beherrschbarkeit. DIE ZEIT Nr. 8/2021, S. 11.
- Fraser, Nancy/Jaeggi, Rahel (2020): Kapitalismus. Ein Gespräch über kritische Theorie. Frankfurt am Main: suhrkamp (stw 2307).
- Hofmeister, Sabine/Mölders, Tanja (Hrsg.) (2021): Für Natur sorgen? Dilemmata feministischer Positionierungen zwischen Sorge- und Herrschaftsverhältnissen. L'AGENDa, Band 7 hrsg. von Corinna Onnen und Susanne Rode-Breyman. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Hofmeister, Sabine/Katz, Christine/Mölders, Tanja (2013): Grundlegungen im Themenfeld Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit. In: Dies. (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit. Die Kategorie Geschlecht in den Nachhaltigkeitswissenschaften. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 33–76.
- Hürtgen, Stefanie (2021): Das Virus kommt nicht von außen. Jacobin. Zugriff am 20.10.2021 unter <https://jacobin.de/artikel/corona-kapitalismus-agrarindustrie/>.
- Jahn, Thomas/Wehling, Peter (1998): Gesellschaftliche Naturverhältnisse – Konturen eines theoretischen Konzepts. In: Brand, Karl-Werner (Hrsg.): Soziologie und Natur. Theoretische Perspektiven. Opladen, S. 75–93.
- Mölders, Tanja/Hofmeister, Sabine (2021): Die Krise in der Krise. Sozial-ökologische Perspektiven auf Zuschreibungen, Bestätigungen und Verluste des ‚Reproduktiven‘ in Zeiten von ‚Corona‘. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft. 13/2, S. 48–63.
- Schultz, Irmgard (1987): Feministische Stimme in einer Forschungsprogrammatische Soziale Ökologie. Überlegungen zu einer Forschungskonzeption ‚Soziale Ökologie‘ in 7 Thesen. In: Scheich, Elvira/Schultz, Irmgard (Hrsg.): Soziale Ökologie und Feminismus. Sozial-ökologische Arbeitspapiere Nr. 2. Frankfurt am Main.
- Zeh, Juli (2021): Über Menschen. Roman. 2. Auflage, München: Luchterhand Literaturverlag.
- Zeh, Juli (2020): Juli Zeh, ist die Aufklärung am Ende? Interview-Podcast: Alles gesagt? vom 21.08.2020, Zugriff am 11.11.2021 unter <https://www.zeit.de/politik/2020-08/juli-zeh-interviewpodcast-alles-gesagt?>

Kontakt und Information

Prof. Dr. Sabine Hofmeister
Leuphana Universität
Lüneburg
Universitätsallee 1
21335 Lüneburg
hofmeister@uni.leuphana.de

Prof. Dr. Tanja Mölders
ARL – Akademie für Raum-
entwicklung in der Leibniz-
Gemeinschaft
Vahrenwalder Straße 247
30179 Hannover
moelders@arl-net.de

<https://doi.org/10.17185/dupublico/75195>

Von prekären und „guten“ Arbeits- und Lebensverhältnissen – Politiken der Ent_Prekarisierung in pandemischen Zeiten



Christine Wimbauer.

Die COVID-19-Pandemie führt uns die grundlegende Verletzbarkeit und Unsicherheit allen Lebens deutlich vor Augen. Wie ein Brennglas vergrößert sie Ungleichheiten und schafft neue (u. a. Wimbauer/Motakef 2020b). Je nach Alter, körperlicher Verfassung, sozialem Status, Erwerbstätigkeit und Geschlecht betrifft uns COVID-19 aber unterschiedlich. Durch die Pandemie weiten sich Prekarisierung und prekäre Lebenslagen aus. Aber schon vorher kam es mit dem sozialpolitischen Wandel („Hartz IV“) seit den 2000er Jahren in Deutschland zu einem Anstieg prekärer Beschäftigung. Durch die COVID-19-Pandemie wird die Spaltung zwischen prekärer und sicherer Beschäftigung vergrößert. Während gut bezahlte Wissensarbeiter*innen im Homeoffice sein können und mancher dies sogar als Entschleunigung erlebt, verstärken sich Unsicherheiten von Menschen mit Sorgeverantwortung, oft Frauen, und von prekär Beschäftigten. Im Jahr 2020 meldeten viele Unternehmen Kurzarbeit an; vor allem prekär Beschäftigte in Teilzeit- und Mini-jobs – häufig im Dienstleistungssektor tätig – sowie Soloselbständige und

bestimmte Branchen, etwa Kulturschaffende, sind beruflich besonders negativ betroffen (u. a. Sperber/Giehl/Walwei 2021; Walwei 2021). Wer Lebensmittel produziert und verkauft, unter Personalknappheit in Pflege- und Krankenhäusern arbeitet oder in anderen für die Daseinsvorsorge relevanten Organisationen, erfährt eine Verdichtung der Arbeit. Allenfalls symbolisch als „systemrelevant“ anerkannt, halten diese Beschäftigten – oft Frauen – unter prekären Bedingungen den „Laden am Laufen“ (u. a. Koebe et al. 2020; Jessen/Spieß/Wrohlich 2021). Prekär und unterbezahlt bleiben sie dennoch.

Prekäre Beschäftigung (und Arbeitslosigkeit) hat aber nicht nur große ökonomische Ungleichheitsfolgen, zumal sie in der Regel mit wenig Einkommen verbunden ist, sondern birgt auch diverse Anerkennungsdefizite. Sie wirkt sich auch auf das Soziale aus, und betraf auch schon vor COVID-19 das gesamte Leben und vielfältige Lebensbereiche: Soziale Beziehungen, Familie, Freundschaften, Partnerschaften, Liebe können prekär werden, die Sorge für sich und andere, die Gesundheit, soziale Teilhabe, Wohnraum, Sinn, Zukunftsperspektiven und anderes mehr (Wimbauer/Motakef 2020a).

Dazu haben wir von 2015 bis 2019 eine Studie im Rahmen des DFG-Projektes „Ungleiche Anerkennung? Arbeit und Liebe im Lebenszusammenhang prekär Beschäftigter“ (Wi2142/5-1) durchgeführt (ausführlich: Wimbauer/Motakef 2020a). Wir haben dort 24 prekär Beschäftigte (acht ohne Partnerschaft und sieben prekär beschäftigte Paare) in ausführlichen, leitfadengestützten teil-narrativen Paar- (Wimbauer/Motakef 2017) und Einzelinterviews befragt. Wir zeichnen nach, wie prekäre Lebenslagen im Lebenszusammenhang entstehen und sich verfestigen. Deutlich wird dabei, wie „problematisch und existenziell“ die Kumulation von Anerkennungsdefiziten und prekären Lebenslagen für die Einzelnen sein und auch ihre Gesundheit beeinträchtigen kann. Zudem zeigen sich vielfältige Geschlechterungleichheiten, besonders mit Blick auf ungleiche Sorgeleistungen.

Theoretisch nehmen wir eine geschlechter- und ungleichheitssoziologische und zudem eine Anerkennungsperspektive im Anschluss an Axel Honneth (1992) ein. Er differenziert drei Anerkennungsformen: Liebe (in der Sphäre der Paar- und Nahbeziehungen), Recht und soziale Wertschätzung (im System der gesellschaftlichen Arbeitsteilung). Wir untersuchten insbesondere folgende Fragen:

1. Wofür wünschen und wofür finden prekär Beschäftigte in der Erwerbssphäre und in Paar- und Nahbeziehungen Anerkennung, wofür nicht?
2. Welche Bedeutung haben Erwerbsarbeit, andere Lebensbereiche und dortige Anerkennung oder Anerkennungsdefizite?
3. Können fehlende Anerkennung und Selbstverwirklichungschancen in der Erwerbssphäre in anderen Lebensbereichen, etwa durch eine_n Partner_in, Familie, Freunde oder anderes kompensiert werden – oder kumulieren Anerkennungsdefizite im Lebensverlauf in multiplen Exklusionen?

Wir zeigen in unserer Studie, wie Paar- und Nahbeziehungen, Sorge und das gesamte Leben mit Ungleichheiten, Prekarität und Nicht/Anerkennung zusammenhängen (Wimbauer/Motakef 2020a). Wie wir

fallrekonstruktiv nachzeichnen, ist Erwerbsarbeit für prekär Beschäftigte kaum Quelle von Anerkennung oder Selbstverwirklichung. Nur wenige Befragte verfügen über eine „berufliche Nichtanerkennungsresistenz“ (ebd.) und können Sinn auch jenseits von Erwerbsarbeit generieren. Bei vielen Befragten lassen sich die prekären und vergeschlechtlichten Arbeits- und Anerkennungsverhältnisse als bestenfalls ambivalent rekonstruieren. Für eine dritte Gruppe kumulieren multiple Anerkennungsdefizite und Ausschlüsse in der Erwerbssphäre, in der Sphäre von Nahbeziehungen und anderen Sphären, etwa Gesundheit und Selbstsorge.

Unsere Studie zeigte zudem, was auch die COVID-19-Pandemie offenbart: die enge Verbindung von Nahbeziehungen, Geschlecht und Ungleichheiten. Weil Schulen und KiTas geschlossen waren und immer wieder sind, leisten weiterhin vor allem Frauen den Mehraufwand in der Betreuung inklusive Home Schooling und Hausarbeit (u. a. Jessen et al. 2021; Hammerschmid et al. 2020; Zucco/Lott 2021) – mit Folgen teils erheblicher Überlastung und oft auf Kosten der physischen und psychischen Gesundheit. Da für Alleinerziehende Unterstützungsnetzwerke wegfallen, ist für sie die Quadratur des Kreises aus Erwerbstätigkeit, Kinderbetreuung und Selbstsorge angesichts der gebotenen Isolation eine besonders große Herausforderung. Der Verlust der Ernährerrolle, finanzielle Sorgen, das Gefühl eingesperrt zu sein und enger Wohnraum ohne Rückzugsmöglichkeit stellen schließlich Faktoren dar, die häusliche Gewalt, die häufiger von Männern ausgeübt wird, begünstigen und Kinder und Frauen besonders gefährden. Auch Kinder sind besonders Leidtragende der Pandemie, das ganze Ausmaß der Folgen für deren psychische und physische Gesundheit wird sich erst in der Zukunft zeigen, ebenso die individuellen und gesellschaftlichen Folgen von Long-COVID.

Wie durch ein Brennglas verschärfen sich also Ungleichheiten, die schon vor der Pandemie bestanden, und mehr denn je werden durch die Pandemie umfassende Politiken der *Entprekariisierung* erforderlich (Wimbauer/Motakef 2020a, Kapitel 13). Dies führt zurück zu Butler (2010): Nimmt man die von ihr betonte Verletzbarkeit und Angewiesenheit auf andere ernst, wird deutlich, dass unabdingbar gesellschaftlich Legitimität geschaffen werden muss für die eigene Verletzbarkeit, für körperliche und psychische Begrenzungen, für Sorge und Selbstsorge als grundlegende Bedingungen menschlichen Lebens. Hierzu schlagen wir breite und geschlechteregalitäre Politiken der *Entprekariisierung* vor (ausführlich: Wimbauer/Motakef 2020a: Kap. 13). Sie dezentrieren Erwerbsarbeit und stellen – so eine ungebrochen aktuelle feministische Forderung – Sorge und den gesamten Lebenszusammenhang ins Zentrum.

Politiken der Entprekariisierung zielen erstens auf die Verbesserung prekärer Arbeitsbedingungen: auf die Eindämmung oder Abschaffung prekärer Beschäftigung; auf bessere Vereinbarkeit von Familie, Selbstsorge und Beruf, eine bessere Ausgestaltung von körperlich und psychisch belastender Arbeit – also auf eine Orientierung an „Guter Arbeit“ und an anderen Lebens- und Arbeitszeitmodellen wie eine 32-Stunden-Woche als reguläre Normalarbeitszeit, regelmäßige Auszeiten und Sabbaticals für Weiterbildung, Sorge und Selbstsorge.

Zweitens erfordern sie grundlegend eine umfassende soziale Sicherung unabhängig vom Markt, vom individuellen Marktwert und damit jenseits von Erwerbsarbeit. Hier geht es also um eine Dekommodifizierung, die mehr als nur das absolute Existenzminimum ermöglicht und die nicht bedürftigkeitsgeprüft, sondern bedingungslos ist und die damit auch nicht stigmatisiert, sondern die auf eine würdevolle Existenz und Teilhabe gerichtet ist – etwa in Form eines bedingungslosen Grundeinkommens für alle.

Drittens und derzeit nur als Utopie denkbar die Fundierung der Gesellschaft in Sorge statt in Erwerbsarbeit, also eine „sorgsame Gesellschaft“ (Aulenbacher et al. 2015) oder eine Caring Democracy. Wir schließen an die Kritik von Aulenbacher et al. (2015: 67) an der „Sorglosigkeit des Kapitalismus“ an und betonen die strukturelle Rücksichtslosigkeit und Blindheit einer kapitalistischen Wirtschaftsform gegenüber den Wechselfällen des Lebens wie Krankheit, Tod und anderen Schicksalsschlägen, ja gegenüber den Erfordernissen des Lebens und vollends eines „Guten Lebens“. Sorgetätigkeiten müssen umfassend aufgewertet werden und finanziell und sozial anerkannt werden. Dies würde etwa auch bedeuten, Erziehungs- und Pflegezeiten für Angehörige oder Freund*innen voll rentenrechtlich anzuerkennen. Bezahlte Pflege und auch die Infrastruktur für Sorge müssen massiv verbessert werden – auch die Sorgekrise wird durch die Pandemie extrem verschärft.

Sorge als Ausgangspunkt bedeutet auch, Sorge jenseits der Kernfamilie rechtlich, staatlich und gesellschaftlich anzuerkennen (vgl. Wimbauer 2021). Schließlich bedarf es unabdingbar auch der sozialstaatlichen und gesellschaftlichen Aufwertung und Anerkennung von Selbstsorge.

Wenden wir uns nun *Politiken der Prekariisierung* zu. Diese zielen auf die Auflösung einengender Normen und Verhältnisse. Erstens zählt für uns dazu die Dezentrierung und Transzendierung von Erwerbsarbeit



Mona Motakef.

und Leistung im Anschluss an Überlegungen einer „sorgsamem Gesellschaft“ (Aulenbacher et al. 2015), so dass Raum und Zeit geschaffen werden für vielfältige Sorge, gesellschaftlich sinnvolle Tätigkeiten, Weiterbildung, Teilhabe, Freundschaft, Muße, Freizeit und auch das Nichtstun ohne Sorge.

Zweitens regen unsere Befunde dazu an, die gesellschaftliche Paarnormativität zu präkarisieren, Heteronormativität zu überschreiten und Geschlechternormen zu verunsichern und zu präkarisieren (Peukert et al. 2020; Wimbauer 2021), sodass auch die geschlechterdifferenzierende Arbeitsteilung aufgelöst und letztlich Sorge entgeschlechtlicht werden kann.

Dazu ist aber vorerst drittens noch die Präkarisierung der derzeitigen Unsichtbarkeit, Nichtanerkennung, Abwertung und Delegitimierung von vergeschlechtlichter Sorge nötig.

Kurzum: Für „gute“ Arbeits- und Lebensverhältnisse sind umfassende *Politiken der Ent-Präkarisierung* unerlässlich, die auf die gesellschaftliche Absicherung unsicher gewordener Dimensionen, wie Erwerbsarbeit und Sorge *und* auf die Auflösung einengender Normen und Verhältnisse zielen. Schließlich ist auch Solidarität in Zeiten ausgeweiteter Verletzbarkeit wichtiger denn je. Wenn auch körperlich auf Abstand, so können wir es doch nur gemeinsam durch diese prekären Zeiten schaffen – und durch die Zeit danach.

Literaturverzeichnis

- Aulenbacher, Brigitte; Maria Dammayer; Fabienne Décieux (2015): Prekäre Sorge, Sorgearbeit und Sorgeproteste. Über die Sorglosigkeit des Kapitalismus und eine sorgsame Gesellschaft. In: Susanne Völker und Michèle Amacker (Hrsg.): *Präkarisierungen. Arbeit, Sorge und Politik*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 59–74.
- Butler, Judith (2010): *Warum wir nicht jedes Leid beklagen*. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Hammerschmid, Anna; Julia Schmieder und Katharina Wrohlich (2020): Frauen in Corona-Krise stärker am Arbeitsmarkt betroffen als Männer. In: *diw-aktuell*, 42, S. 1–7, <http://hdl.handle.net/10419/222873>.
- Honneth, Axel (1992): *Kampf um Anerkennung: Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Jessen, Jonas; C. Katharina Spieß und Katharina Wrohlich (2021): Sorgearbeit während der Corona-Pandemie: Mütter übernehmen größeren Anteil – vor allem bei schon zuvor ungleicher Aufteilung, *DIW Wochenbericht* 9, 131–139, http://dx.doi.org/10.18723/diw_wb:2021-9-1.
- Koebe, Josefine; Claire Samtleben; Annetrin Schrenker und Aline Zucco (2020): Systemrelevant, aber dennoch kaum anerkannt: Entlohnung unverzichtbarer Berufe in der Corona-Krise unterdurchschnittlich. *DIW aktuell* 48/2020, <http://hdl.handle.net/10419/222878>.
- Peukert, Almut; Julia Teschlade; Christine Wimbauer; Mona Motakef und Elisabeth Holzleithner (Hrsg.) (2020): *Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit*. Sonderheft 5 der Zeitschrift *GENDER*. Opladen: Barbara Budrich (open access), <https://shop.budrich.de/produkt/elternschaft-und-familie-jenseits-von-heteronormativitaet-und-zweigeschlechtlichkeit/>.
- Sperber, Carina; Daniel Giehl und Ulrich Walwei (2021): Warum die Corona-Krise atypisch Beschäftigte besonders stark trifft. In: *IAB-Forum* 5. Mai 2021, <https://www.iab-forum.de/warum-die-corona-krise-atypisch-beschaeftigte-besonders-stark-trifft/>.
- Walwei, Ulrich (2021): Erwerbsformen in Krisenzeiten: Was folgt aus Corona? In: *WSI-Mitteilungen*, Jg. 74, Heft 2, S. 151–159. <https://www.wsi.de/de/wsi-mitteilungen-erwerbsformen-in-krisenzeiten-was-folgt-aus-corona-31494.htm>.
- Wimbauer, Christine (2021): *Co-Parenting und die Zukunft der Liebe. Über post-romantische Elternschaft*. Bielefeld: transcript (open access), <https://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5503-2>.
- Wimbauer, Christine und Mona Motakef (2020a): *Prekäre Arbeit, prekäre Liebe. Über Anerkennung und unsichere Lebensverhältnisse*. Frankfurt a. M./New York: Campus (open access), https://www.campus.de/e-books/wissenschaft/soziologie/prekaere_arbeit_prekaere_liebe-16170.html.
- Wimbauer, Christine und Mona Motakef (2020b): *Wie durch ein Brennglas – Prekäre Arbeits- und Lebensverhältnisse vor und während der COVID-19-Pandemie*. Gender Blog des ZtG der HU Berlin <https://genderblog.hu-berlin.de/brennglas-covid-19/>.
- Wimbauer, Christine und Mona Motakef (2017): *Das Paarinterview. Methodologie – Methode – Methodenpraxis*. Springer VS.
- Zucco, Aline und Yvonne Lott (2021): *Stand der Gleichstellung – Ein Jahr mit Corona*. (WSI Report Nr. 64). https://www.boeckler.de/pdf/p_wsi_report_64_2021.pdf.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Christine Wimbauer
christine.wimbauer@hu-berlin.de

Prof. Dr. Mona Motakef
mona.motakef@tu-dortmund.de

<https://doi.org/10.17185/duerpublico/75196>

Constanze Stutz

Über „... spöttische situationistische Interventionen und groben zivilen Ungehorsam“ (N. Fraser). Feministische Kämpfe um Reproduktion zwischen Aufstand und Streik

Ich lebe in Leipzig und bin dort seit mehreren Jahren in unterschiedlichen feministischen Zusammenhängen aktiv. Am Anfang der Corona-Pandemie im März 2020 wurde Myriam Z., eine Sozialarbeiterin, auf einem Spaziergang im Leipziger Auwald von ihrem Ex-Freund brutal angegriffen und starb zwei Tage später an den Folgen. Die kollektive Wut und Trauer über diesen Femizid, also den Mord an Myriam Z., weil sie eine Frau war (Segato 2021: 100; Dyroff/Pardeller/Wischnewski 2021), führte in den folgenden Tagen und Wochen zu vielfältigen öffentlichen Protestaktionen, der Gründung einer Ortsgruppe der Organisation *Keine Mehr*¹ sowie der Vernetzung unterschiedlicher feministischer Gruppen über inhaltliche Differenzen und Ausrichtungen hinweg. Der Grad der Organisation entwickelte in dieser Zeit eine neue Qualität. Die feministische Politisierung im Zuge des Femizids führte zu einer breiten Vernetzung bestehender und neu gegründeter Gruppen sowie zu neuen Formen des feministischen Protests: Neben einer breiten Inanspruchnahme des öffentlichen Raums in den folgenden Monaten kam es nach dem Bekanntwerden von Fällen von Vergewaltigungen, sexuellen und sexualisierten Übergriffen im Stadtraum innerhalb kürzester Zeit immer wieder zu Spontandemonstrationen. Vergleichbare Entwicklungen, wenn auch in einem größeren Ausmaß, ließen sich in diesem Jahr in London nach den Femiziden an Sarah Everard und Sabine Nessa beobachten. Diese Protestdynamik findet ihren Ursprung und ihre Inspiration in einem Repertoire kollektiver Praxis feministischer Aktivist:innen und Bewegungen in lateinamerikanischen Ländern wie Mexiko, Argentinien und Chile (Gago 2021). Die Formen und Orte feministischer Kämpfe haben sich damit in den letzten Jahren vom globalen Süden bis in den globalen Norden hinein nachhaltig verschoben. Dieser Spur möchte ich in meinem Vortrag folgen und die spezifischen Neuformierungen feministischer Proteste in der Gegenwart als Kämpfe um soziale und ökologische Reproduktion in umfassenden lokalen und transnationalen Netzwerkstrukturen theoretisch vermessen. Besonders fokussieren werde ich mich dabei auf die Formen des feministischen Streiks und des Aufstands, die zunehmend neben basisdemokratischen Versammlungen und Demonstrationen wie dem *Women's March* in den USA oder dem *Frauenkampftag am 8. März* in Deutschland organisiert werden, entstehen oder aus ihnen hervorgehen. Um Fragen nach Krise und Utopie in den gegenwärtigen Verhältnissen nachgehen zu können, erscheint es mir notwendig, gerade auf jene Praktiken, Protest- und Widerstandsformen zu blicken, die in einer impliziten bis offen artikulierten Verbindung zu globalen gesellschaftlichen Krisenprozessen stehen. In den letzten Jahren lässt sich entlang internationaler Arbeitsstreiks und -unruhen in feminisierten Erwerbssektoren ein Erstarren der Kämpfe um Arbeit und Forderungen der Neuordnung von Sorgeverhältnissen beobachten (Artus et al. 2020; Notz 2020; Winker 2015). In Deutschland zeigt sich eine Verdichtung von Arbeitskämpfen in diesem Sektor seit dem Streik der Pflegearbeiter:innen der Berliner Charité von 2015 (Dück 2018). Dabei ist die gesellschaftliche Abwertung feminisierter Erwerbssektoren nicht das einzige Feld der Auseinandersetzung um soziale Reproduktion: Neben breiten Mieter:innen-Protesten (Rink/Vollmer 2019) und sozialökologischen Bewegungen organisierten transnationale Netzwerke in den letzten Jahren eine wirkmächtige internationale feministische Streikbewegung (Gago 2021). Im Zuge der internationalen Mobilisierung zum *Frauen*streik* wird auch in Deutschland seit 2018 bundesweit zum feministischen Streik am 8. März mobilisiert. Hier wird, wenn auch mitunter unbewusst, an den Frauenstreik von 1994 angeschlossen, bei dem über 1 Mio. Frauen in Deutschland streikten, gemeinsam mobilisiert von der ost- und westdeutschen Frauenbewegung (Notz 2020). Die feministischen Streiks eint dabei ein erweiterter Arbeitsbegriff, der Haus- und Sorgearbeiten und ehrenamtliche Gratisarbeiten einschließt und ein daran anschließender erweiterter Streikbegriff, der nicht mehr nur die Fabrik bestreikt, sondern ebenso die Küche, die unentlohnte Reproduktionsarbeit, die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung ebenso wie spezifische Subjektanforderungen. Dabei wird in einem erweiterten Sinne die Reproduktionsweise der bestehenden gesellschaftlichen Strukturen ausgesetzt bzw. bestreikt, gerade indem das



Constanze Stutz.

¹ Mehr Informationen zur Ortsgruppe „Keine Mehr in Leipzig“ findet sich unter: <https://keinemehrleipzig.noblogs.org/>.

gesellschaftlich zuvor Unsagbare bewusst, sagbar und damit politisierbar wird: Hausarbeit ist Arbeit, die allerdings nicht bezahlt und daher gesellschaftlich abgewertet wird oder im Bereich der feminisierten Erwerbssektoren rationalistisch und unter erschöpfenden Arbeitsbedingungen in Wert gesetzt wird. Diese Strategie durchzieht die Geschichte feministischer Protest- und Widerstandsformen, in Organisation und Kampagnen wie der internationalen Kampagne „Lohn für Hausarbeit“ in den 1970er-Jahren (Dalla Costa 1973; Federici 1977). Die Protestform des erweiterten Streiks bringt uns damit auf die Spur der Frage nach der gesellschaftlichen Organisation von sozialer Reproduktion und der Möglichkeit ihrer Politisierung.

An die Seite feministischer Streiks tritt zunehmend auch ein Repertoire an explizit feministischen Aufständen. Proteste gegen Femizide und Gewalt an Frauen mobilisierten im Zuge der *Ni una menos*-Bewegung in Lateinamerika und zunehmend auch in den Zentren des globalen Nordens, wie zuletzt in London, tausende Demonstrierende (Arruzza 2018). Hier zeigen sich Formen feministischer Proteste, die sich gegen die Verfügung und Kontrolle über weibliche Körper und Reproduktionsfähigkeit stellen und mitunter zu Aufständen werden. Dies zeigt sich in einem Antagonismus zur staatlichen Gewalt, zumeist verkörpert von Polizist:innen (Clover 2021: 120). Vergleichbar dem erweiterten Arbeitsbegriff des feministischen Streiks finden wir in der Analyse der feministischen Aufstände einen erweiterten Gewaltbegriff. Direkte Gewalt und strukturelle Gewalt gegen Frauen und LGBTIQ* wird so gemeinsam politisiert und in einen Zusammenhang gebracht, der z. B. in der argentinischen Bewegung breite Bündnisse zwischen feministischen und Bewegung von prekarierten und erwerbslosen Arbeiter:innen ermöglicht (Gago 2021: 71f.). Veronica Gago, die die feministischen Diskussionen in Argentinien dokumentiert hat, fasst diese Erweiterung so: „Wir haben aufgehört, ‚nur‘ über die Gewalt gegen Frauen und feminisierte Körper zu sprechen, und haben sie stattdessen mit anderen Formen von Gewalt [...] wie z. B. ökonomischer, institutioneller, arbeitsbezogener, kolonialer in Zusammenhang gebracht“ (Gago 2021: 71). Ebenso wie auch die Erweiterung des Arbeitsbegriffs ist auch die des Gewaltbegriffs dabei als strategische zu verstehen, die es ermöglicht, die Gleichzeitigkeit und Wechselbeziehungen zwischen unterschiedlichen Gewaltformen zu vermessen, zu politisieren und darüber breite Bündnisse zur Überwindung dieser Gewaltverhältnisse zu schließen.

Diese Aktualisierung und Neuformation der Protestformen Streik und Aufstand von feministischen Netzwerken und Akteur:innen zeigt, dass soziale Reproduktion gesellschaftstheoretisch als umkämpftes gesellschaftliches Verhältnis verstanden werden muss und gegenwärtig von transnationalen feministischen Bewegungen auf die Straße getragen wird. Dabei wird „... um geschlechtliche und rassistische Arbeitsteilung und die Verfügung und Kontrolle über (weibliche) Körper und Gebärfähigkeit ebenso gerungen [...] wie um ihre Regulierung mit Hilfe von ‚Familie‘, ‚Generativität‘, Sexualität, Subjektivität oder Mobilität“ (Dück/Hajek 2018: 228). Wir haben es hier also mit „... Kämpfe[n] in den und um die vergeschlechtlichten Lebensweisen und Subjektivitäten sowie um die gesellschaftliche Reorganisation von Fürsorge“ (Dück 2021: 48) zu tun. So politisiert lassen sich kapitalistische Produktionsverhältnisse also nicht allein als ökonomische verstehen, sondern als umkämpfte und vergeschlechtlichte Verhältnisse. Dabei wiederholen sich entlang des Geschlechterverhältnisses nach Silvia Federici in den fortlaufenden Prozessen der kapitalistischen Landnahme im Zuge der Globalisierung (Dörre 2020; Fraser 2020) spezifische Bewegungen der Regulation von Frauen und weiblichen Körpern: Zum einen wird die Reproduktionssphäre als von der Produktion abgetrennter, abgewerteter und an Frauen verwiesener gesellschaftlicher Bereich stetig hervorgebracht und reproduziert und zum anderen wird die Verfügung und Kontrolle über (weibliche) Körper und Gebärfähigkeit institutionalisiert (Federici 2020: 40). Nimmt man nun feministische Streiks und Aufstände als Politisierungen der Gewalt, die in diese Bewegungen eingeschrieben sind, ernst, lassen sich diese als Möglichkeiten verstehen, die Reproduktion der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung und die entsprechende Reproduktion der Arbeitskräfte als Voraussetzung dieser zu bestreiten und zu verändern. Gerade dieses Potenzial ist, darauf hat Nancy Fraser hingewiesen, in der Vorstellung noch immer eng an die historisch spezifische fordistische Konstellation von „gewerkschaftlich organisierten Arbeiter*innen in der industriellen Massenproduktion“ (Ketterer/Becker 2019: 242) gebunden und wird damit grundsätzlich und noch immer als männlich imaginiert (von Redecker 2012: 24).

Diese Fokussierung führt in den Ländern des globalen Nordens dazu, dass die gegenwärtigen Formen und auch Orte der Auseinandersetzungen der Arbeiter:innenklasse übersehen und unterschätzt werden – konzentrieren sich diese doch vermehrt auf die Zirkulationssphäre, den Dienstleistungssektor: Kitas, Krankenhäuser, Callcenter oder plattformbasierte Lieferdienste wie Gorillas werden bestreikt. Auch die Forderungen und Ziele der Kämpfe haben sich verschoben. Nicht allein die Löhne sind umkämpft, sondern es wird gegen Einsparungen, gerade bei den Sozialausgaben, und gegen sexuelle Gewalt und Belästigung protestiert. Dabei zeigt sich, dass die Wachstums- und Expansionspotenziale der post-fordistischen Produktionsphase entlang der Profite aus der Zirkulationssphäre spätestens seit der Wirtschafts-

krise 2008/09 zunehmend an ihr Ende gekommen sind. Offensichtlich wird eine ökonomisch-ökologische Zangenkrise (Dörre 2020; Fraser 2020) mit um sich greifender sozialer Ungleichheit, die die vielfach diagnostizierte Krise der sozialen Reproduktion (Dück/Hajek 2018) verschärft. Gerade die zunehmenden Schwierigkeiten für immer mehr Menschen, die eigene Reproduktion sicherzustellen, werden über die feministische Erweiterung des Arbeits- und Gewaltbegriffs und die entsprechenden Repertoires von kollektiven Aktionen im feministischen Streik und im Aufstand politisiert. Dabei erscheint es sinnvoll, die unterschiedlichen Formen „Streik“ und „Aufstand“ im Anschluss an Joshua Clover zu verstehen, der die beiden jeweils als „... ein Repertoire von Praktiken kollektiver Aktion“ versteht, „... derer sich die Menschen bedienen, wenn ihre Reproduktion bedroht ist. Der Streik und der Riot sind zweckmäßige Reproduktionskämpfe in der Sphäre der Produktion bzw. der Zirkulation“ (Clover 2021: 51). In Zeiten, da sowohl das Kapital als auch die Lohnarbeiter:innen dazu gezwungen sind, die eigene Reproduktion in der Zirkulation zu suchen, treten Aufstände und erweiterte Streiks im Dienstleistungssektor dabei als zunehmend zentrale Figuren des politischen Antagonismus auf. Es zeigt sich, dass eine Einheit der Beteiligten durch die geteilte Erfahrung einer fortgesetzten kapitalistischen Enteignung eines selbstbestimmten Zugriffs auf den eigenen Körper und Reproduktionsmöglichkeiten für Frauen und LGBTIQ*, aber auch von Land, Subsistenz- und Reproduktionsmitteln, hergestellt wird. Allerdings in dem Sinne, dass das „... gemeinsame Element nicht Gewalt (ist), sondern das Gemeinsame durch das situierte und transversale Infragestellen von Gewalt entsteht“ (Gago 2021: 74). Das politische Subjekt entsteht in den Auseinandersetzungen selbst. Die kollektive Organisation von feministischen Streiks und die geteilte Erfahrung des Aufstands werden so durchaus auch konfliktreiche solidarische Beziehungsweisen (Adamczak 2017) und Bewegungen: „Das geteilte politische Bewusstsein wird als erst im gemeinsamen Kampf geschaffenes gesehen“ (Leinius 2019: 84).

Als Ausdruck und als mögliche Antwort auf die sozialen Repulsionen der globalisierten Kapitalakkumulation finden wir in den konkreten Widerstandsformen „oppositionelle Aktivitäten der Grenzüberschreitung“ (Maurer 2014: 333), also reale Eingriffe in die Reproduktion der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung, die zu Unterbrechungen der Reproduktion führen können. Neben diesen Eingriffen finden sich in der kollektiven Umsetzung der erweiterten Arbeits- und Gewaltbegriffe utopische Vorgriffe (von Redecker: 2012) auf andere, solidarische und kollektive gesellschaftliche Organisationsformen in breiten Bündnissen. Und gerade darauf ist unser Blick zu richten – in öffentlichen wie wissenschaftlichen Resonanzräumen.

Literaturverzeichnis

- Adamczak, Bini (2017): *Beziehungsweise Revolution*, Frankfurt a. Main.
- Arruzza, Cinzia (2018): *From Women's Strikes to a New Class Movement: The Third Feminist Wave*, in: *Viewpoint Magazine*, Nr. 8.
- Artus, Ingrid/Bennewitz, Nadja/Henninger, Annette/Holland, Judith/Kerber-Clasen, Stefan (Hg.) (2000): *Arbeitskämpfe sind Geschlechterkämpfe. Sozialwissenschaftliche und historische Perspektiven*, Münster.
- Bewernitz, Torsten (2014): *Globale Krise – globale Streikwelle?*, in: *PROKLA* 177, 44. Jg., S. 513–530.
- Clover, Joshua (2021): *Riot. Strike. Riot: Die neue Ära der Aufstände*, Berlin.
- Dalla Costa, Mariarosa (1973): *Die Frauen und der Umsturz der Gesellschaft*. In: Dalla Costa, Mariarosa/James, Selma (Hg.): *Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft*, Berlin, S. 27–66.
- Dück, Julia (2018): *Feministische Klassenpolitiken in Kämpfen um soziale Reproduktion. Zu den Auseinandersetzungen an der Berliner Charité für mehr Personal im Krankenhaus*, in: *sub/urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung*, Band 6, Heft 1, S. 129–140.
- Dück, Julia/Hajek, Katharina (2018): *„Intime Verhältnisse“*. Eine gesellschaftstheoretische Erweiterung der Debatte um soziale Reproduktion, in: Scheele, Alexandra/Wöhl, Stefanie: *Feminismus und Marxismus*, Weinheim, S. 220–233.
- Dück, Julia (2021): *Mehr als Erschöpfungen im Hamsterrad – Soziale Reproduktion und ihre Krise(n)*, in: Altenried, Moritz/Dück, Julia/Wallis, Mira (Hg.): *Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion*, Münster, S. 28–49.
- Dyroff, Merle/Pardeller, Marlene/Wischnewski, Alex (Hg.) (2020): *Femizide in Deutschland. #keinemeher*, Berlin.
- Federici, Silvia (2021): *Caliban und die Hexe*, Wien.
- Federici, Silvia (2020): *Die Welt wiederverzaubern*, Wien.
- Federici, Silvia (1977): *Lohn für Hausarbeit*, Berlin.
- Gago, Veronika (2021): *Für eine feministische Internationale. Wie wir alles verändern*, Münster.

- Leinius, Johanna (2019): Feministische Solidarität als Kosmopolitik, in: *Femina Politica – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft*, Nr. 2, S. 81–94.
- von Redecker, Eva (2012): Feministische Strategie und Revolution, in: Landweer, Hilge/Newmark, Catherine/Kley, Christine/Miller, Simone: *Philosophie und die Potenziale der Gender Studies. Peripherie und Zentrum im Feld der Theorie*, S. 17–36.
- Rink, Dietmar/Vollmer, Lisa (2019): Mietenwahnsinn stoppen! Netzwerke und Mobilisierungen der Mieter:innenbewegung in deutschen Großstädten, in: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*, 32(3), S. 337–349.
- Segato, Rita Laura/Schmidt, Sandra (2021): *Wider die Grausamkeit. Für einen feministischen und dekolonialen Weg*: Mandelbaum Verlag.
- Steenblock, Anna (2018): Materialität der Körper & Reproduktion von Differenzen, in: Meier-Arendt, David/Schmitt, Christiane/Heß, Julian/Schäfer, Jan/Beisswanger, Marcus (Hg.): *Geschlecht, Differenz und Identität*, Darmstadt, TU Prints.
- Maurer, Susanne (2014): Zerstreute Geschichte(n)? Überlegungen zu einer feministischen Geschichtsschreibung. In: *DAS ARGUMENT* 56 (3), S. 331–339.
- Notz, Gisela (2020): Uns reicht's: Streikende Frauen sind keine Ausnahmerecheinungen – Der Wandel der Arbeitskämpfe aus feministischer Perspektive, in: Becker, Karina/Binner, Kristina/Décieux, Fabienne (Hg.): *Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus*, Berlin, S. 215–238.
- Notz, Gisela: Frauenstreik 1994–8. März Schluss! Uns Reicht's! <https://www.das-feministische-archiv.de/wir-haben-sie-noch-alle/frauenstreik-1994-8-maerz-schluss-uns-reicht-s> (abgerufen am 11.11.2021).
- Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*, Bielefeld.

Kontakt und Information

Constanze Stutz
TU Dresden
Professur für Makroökonomie
Institut für Soziologie
Chemnitz Straße 46a
01187 Dresden
constanze.stutz@tu-dresden.de

<https://doi.org/10.17185/duerpublico/75197>

Annette Vanagas

Das ‚Gute Leben für Alle‘ durch Waldbesetzungen? Bedürfnisse erkunden zwischen Klimakrise und commonistischer Utopie

Die allgegenwärtige Klimakrise hat mit der Waldbesetzung eine neue Form des Protestes mobilisiert. Immer mehr Waldbesetzungen stellen sich gegen die Objektivationen der Klimakrise, sie blockieren den Ausbau von Autobahnen, die Versiegelung von Naturräumen und die Fortführung von Tagebauen. Die Aktivist:innen der Waldbesetzungen zählen sich mehrheitlich zur Klimagerechtigkeitsbewegung, daher ist es zunächst notwendig, den Unterschied von Klimabewegung und Klimagerechtigkeitsbewegung zu skizzieren. Im Anschluss wird der Fokus auf das Baumhausdorf ‚Unser Aller Wald‘ (UAW) gerichtet, welches das Keyenberger Wäldchen am rheinländischen Tagebau Garzweiler besetzt hat. Die dort lebenden Aktivist:innen bemühen sich neben dem aktiven Protest gegen die Klimapolitik um eine *commonistische* Utopie und rufen *Das Gute Leben für Alle* aus. In diesem Rahmen werde ich meinen Fokus immer wieder auf die Geschlechterverhältnisse richten. Abschließen möchte ich mit einer Kritik an der commonistischen *Utopie*, allem voran aber an den Strategien der Klimagerechtigkeitsbewegung, indem ich an die Gerechtigkeitstheorie von Nancy Fraser und die Gedanken zum *Guten Leben für Alle* von Hartmut Rosa anknüpfe.

Die Klima-(Gerechtigkeits-)Bewegung

Die Klimakrise ist nicht neu, im Gegenteil ist sie vielen als Umwelt- oder Ökologiekrise schon in den 1970er Jahren bewusst geworden. Inspiriert von Greta Thunberg wuchs ab Ende Dezember 2018 in Deutschland und ganz Europa mit „Fridays for Future“ (FFF) eine neue Klimabewegung an, welche vorwiegend von jungen Menschen getragen wurde. Grundlegende Forderungen sind die Abkehr von fossilen Brennstoffen, das Einleiten einer Energiewende und der Ausbau des öffentlichen Personennahverkehrs. FFF tritt vornehmlich als reine Protestgruppe auf, die zwar politisch interessiert (vgl. Rucht et al. (2020):

S. 44), aber nicht immer politisiert in Erscheinung tritt. FFF wird durch das Angstnarrativ des unaufhaltsamen Klimawandels geprägt und benennt vor allem die Regierung und Industrie als Motor dieser Zerstörung (vgl. Rucht et al. (2020): S. 34). Im Gegensatz zu der Klimabewegung FFF protestiert das Bündnis Ende Gelände (EG) bereits seit 2015 gegen Atom-, Gas- und Kohlestrom und ruft einmal, zuletzt mehrmals jährlich zu Großaktionen auf. Seit 2018 versteht sich EG als Teil der Klimagerechtigkeitsbewegung, die unter dem Slogan „System Change not Climate Change“ die Klimakrise mit Kapitalismuskritik und Systemkritik wie Wachstumskritik verbindet. Im Gegensatz zu FFF praktiziert EG zivilen Ungehorsam und ist hochgradig politisiert (vgl. Haussermann (2015)). Beide Gruppierungen zeichnen sich durch die mehrheitliche Teilhabe von jungen Menschen aus dem Bildungsbürgertum aus, die zu über 50 % über ein Abitur oder ein abgeschlossenes Studium verfügen (vgl. Rucht et al. (2020): S. 30). EG ist mittlerweile sehr gut über die Interventionistische Linke (IL) vernetzt, welche sich selbst als „Zusammenschluss linksradikaler, emanzipatorischer Gruppen und Einzelpersonen aus dem deutschsprachigen Raum“ bezeichnet, die sich „für eine solidarische, ökologische Gesellschaft“ einsetzen (Interventionistische Linke (2019)). Die IL kennzeichnet vor allem das hohe Maß an Netzwerkarbeit, welches mittels breiter Bündnispolitik die Positionen der IL verbreitet.

Nicht zuletzt ist es ebenso wichtig zu betrachten, dass die Klimakrise im Bewusstsein der Bevölkerung angekommen ist, was sich an der Bundestagswahl 2021, die auch als Klimawahl bezeichnet wurde, abzeichnet. Der Soziologe Hartmut Rosa sagte dazu in einem Vortrag bei der Heinrich-Böll-Stiftung vortrefflich:

„Die zerstörte Welt ist natürlich das Gegenteil von der verfügbar gemachten, erreichbar gemachten, verheißungsvollen Welt und es ist nicht nur so, dass wir dabei sind die Welt vielleicht zu zerstören, die zerstörte oder beschädigte Welt schlägt dann auch auf uns zurück, so dass sie uns bedroht und Menschen haben Angst vor Klimakatastrophen, Erwärmung, Dürrekatastrophen, Hitzewellen, Stürmen, Tsunamis, Lawinen, es gibt ein riesiges Asservat von Angstbildern“ (2017)).

Alle Protestgruppierungen können mit Rosa als Steigerung der Selbstwirksamkeit verstanden werden, da zum einen Verbündete gefunden werden und zum anderen mittels Protestes auf politische Entscheidungsträger*innen eingewirkt wird.

Unterschiede zwischen der Klimabewegung und der Klimagerechtigkeitsbewegung ergeben sich in den Forderungen bzw. Zielen. Während die Klimabewegung vorwiegend einen New Green Deal forciert, fordert die Klimagerechtigkeitsbewegung grundlegende Veränderungen wie Degrowth bis hin zu einem Systemchange. Der New Green Deal zielt auf eine ökologische Wende im Wirtschaften und Konsumieren (vgl. Heinrich-Böll-Stiftung; Worldwatch Institute (2009): S. 7 f.), indem die Entwicklung von Umwelttechnologien ein kohlenstoffarmes Wirtschaften ermöglicht und Energieeffizienz im privaten, wirtschaftlichen und öffentlichen Sektor subventioniert wird. Die Abkehr von Kohle-/Gas- und Atomstrom, wie von diesel- bzw. benzinbetriebenen Kfz und der Ausbau vom öffentlichen Nah-/Fernverkehr wie der Rückbau der Fleischindustrie sollen beim klimabewussten Konsumieren unterstützen (vgl. Heinrich-Böll-Stiftung; Worldwatch Institute (2009): S. 9 f.). Das Degrowth-Konzept, die Wachstumsrücknahme, ist im Bereich der Wachstumskritik zu verorten. Die Forderungen nach einem Systemchange reichen von Reformen, welche am demokratischen System festhalten und mehr Plebiszite einfordern, bis zu der Forderung nach einem neuen System, bspw. dem Commonismus, als reine Selbstorganisation (vgl. Rosa Luxemburg Stiftung (2017): S. 31 f.). Degrowth fordert darüber hinaus eine Arbeitszeitverkürzung und eine Umverteilung von Eigentum oder gänzliche Abkehr von Eigentumslogiken (vgl. Rosa Luxemburg Stiftung (2017): S. 38).

Ungerechtigkeit und Klimawandel werden in der Klimagerechtigkeitsbewegung als Verschränkung verstanden, da der immer weiter fortschreitende Klimawandel zwar jeden Menschen trifft, jedoch die bereits deprivilegierten Menschen deutlich stärker. Die kapitalistische Wachstumsdynamik wird in diesem Verständnis als Ursache und Beschleuniger sowohl des Klimawandels als auch der globalen Ungerechtigkeitsdynamiken verstanden. Ungerechtigkeit wird auf diese Weise ausschließlich im Sinne einer Ökonomisierung essentialisiert, da die kapitalistische Wirtschaftsweise den Menschen in seinem Werden und Verhalten determiniere.

Auch neu ist die Aktionsform der Waldbesetzung, die seit dem Hambacher Forst breite mediale Öffentlichkeit erhält. Dass 2019 eine politische Abkehr von Braunkohleabbau und somit -verstromung entschieden wurde, gelang maßgeblich durch die Proteste um den Hambacher Forst, die letztlich Ende des Jahres 2018 über 50.000 Demonstrierende mobilisieren konnten. Dieser Erfolg wird bis heute als der „Hambi-Moment“ glorifiziert. Der Braunkohleausstieg ist jedoch nur ein Teilerfolg, während der



Annette Vanagas.

Hambacher Tagebau maßgeblich verkleinert wurde und die Lausitz den Braunkohlebetrieb gänzlich aufgibt, hält die Politik am Tagebau Garzweiler und der Umsiedlung von fünf noch existierenden und zwei nur noch rudimentär erhaltenen Ortschaften fest. Die Waldbesetzung als Aktionsform wird immer populärer, insgesamt lässt sich seit 2019 ein förmlicher Bauboom feststellen, was es zu analysieren und verstehen gilt.

Unser Aller Wald – Waldbesetzung als linker Aktivismus

Unser Aller Wald (UAW) ist ein widerständiges Baumhausdorf im Keyenberger Wäldchen am Tagebau Garzweiler. UAW entstand im September 2020 und öffnete sich der Welt im Zuge der Ende Gelände Rheinland Aktion und dem Dorfspaziergang der Bürger*innen-Initiative Alle Dörfer Bleiben (ADB). Die Menschen in UAW bezeichnen sich selbst als loser Zusammenschluss von Menschen, die eine neue Lebensweise ausprobieren wollen. Wenngleich sie sich selbst gerne so darstellen, kannte sich die Kerngruppe und war in der IL bereits gut vernetzt. Einzelne Aktivist*innen aus UAW bemühen sich zudem um eine theoretische Auseinandersetzung und/oder Konzeption des Commonismus-Konzepts und sind auf der Internetplattform ‚keimform.de‘ aktiv. Theoretischer Ausgangspunkt ist das Buch »Kapitalismus aufheben« von Stefan Meretz & Simon Sutterlütli. Sie zeigen sich prinzipiell allen interessierten Menschen gegenüber offen und laden auf ihren medialen Kanälen (Youtube, Instagram, Twitter & Co.) zu einem Besuch ein. Weiter sind viele Aktivist*innen nicht nur in UAW, sondern auch am Danni und Hambi aktiv. Im Außenauftritt wird zu gleichen Teilen vom Guten Leben für Alle und vom Systemchange als utopische Hoffnung gesprochen.

Das ‚Gute Leben für Alle‘

Was das *Gute Leben für Alle* genau ist, wird nicht näher definiert, vielmehr wird der Leitsatz als Fahnenwort für die eigenen Kämpfe verwendet, jedoch finden sich einzelne Aussagen, welche den Leitsatz mit Theorie füllen. So bedienen sich einige Aussagen an der afrikanischen Ubuntu-Philosophie, welche in der Gemeinschaft und im Gemeinsinn die einzige Möglichkeit erkennt, dass sich der*die Einzelne als Teil eines Ganzen und somit als Subjekt wahrnehmen kann (vgl. Onyebuchi Eze (2020): S. 930). Vor allem der Aspekt des Teilens erhält in diesem Zusammenhang eine sinnstiftende Funktion. Die Ubuntu-Philosophie entspricht demnach einem Kommunitarismus (vgl. Onyebuchi Eze (2020): S. 934), wobei das Individuum hier nicht als einzigartiger und autonomer Teil der Gesellschaft, sondern durch diese determiniert verstanden wird (vgl. Onyebuchi Eze (2020): S. 937).

Ein weiteres in Aussagen aufgegriffenes Konzept umfasst Buen-Vivir, übersetzt „das Recht auf ein gutes Leben“. Buen-Vivir ist eine politische Strömung aus Südamerika, welche die eigene Vergangenheit der Kolonialisierung überwinden will und nach neuen Leitbildern und einem neuen Bewusstsein sucht (vgl. Fatheuer (2011): S. 9). Im Vordergrund steht ein Unbehagen an den westlichen Wachstums- und Fortschrittskonzepten (vgl. Fatheuer (2011): S. 10). Der Wachstumsdrang wird als kollektiver Selbstmord verstanden und verweist auf einen nicht länger haltbaren vorherrschenden Lebensstil, welcher das gesamte Leben am Konsum ausrichtet, ohne dabei die eigentlichen Bedürfnisse zu befriedigen (vgl. Acosta (2015): S. 41 f.). Ähnlich wie die Ubuntu-Philosophie ist das Buen-Vivir-Konzept am sozialen Zusammenhang ausgerichtet, wodurch es sich nie um das individuelle gute Leben handelt (vgl. Fatheuer (2011): S. 20; vgl. Acosta (2015): S. 39). Die anthropozentrische Tradition, welche den Menschen als Beherrscher der Natur konstruiert, wodurch dieser frei über die natürlichen Ressourcen verfügen könne, wird abgelehnt (vgl. Fatheuer (2011): S. 23). Harmonie zwischen Mensch und Natur bedeutet eine Abkehr von dem Wunsch nach Beherrschung der Natur, welche unter dem Konzept der Kultivierung im Entwicklungsnarrativ als gesellschaftliche Norm konstruiert wird. Stattdessen wird der Mensch als integraler Bestandteil der Natur verstanden (vgl. Acosta (2015): S. 92). Nur durch die Trennung von Mensch und Natur war „der Weg [...] frei für die Beherrschung und Manipulation der Natur“ (Acosta (2015): S. 93). Stattdessen wird ein biozentrisches Weltbild vorgezogen, welches die Einheit des Lebens erkennt und Mensch wie Natur nicht als Gegensatz denkt (vgl. Fatheuer (2011): S. 24). Buen-Vivir wird als Chance betrachtet, neue Lebensformen kollektiv aufzubauen (vgl. Acosta (2015): S. 144). Die neue Lebensform soll auf

„Solidarität, Gegenseitigkeit, Komplementarität, Verantwortung, Integralität (alle Lebewesen sind bedeutend für den Planeten), Suffizienz (und in gewisser Weise auch Effizienz), kulturelle Vielfalt und Identität, Gleichheit“ (Acosta (2015): S. 145).

und den demokratischen Grundprinzipien beruhen. Das gemeinschaftliche Wirtschaften basiert auf einem Autozentrismus, indem von unten und innen heraus, also durch die Verbraucher*innen und im lokalen Umfeld ein gemeinschaftliches Wirtschaften ermöglicht wird (vgl. Acosta (2015): S. 147). Für ein solidarisches und bedürfnisorientiertes Wirtschaften müsste jedoch ebenfalls das politische System transformiert werden, da es einer weit größeren Versammlungskultur bedürfe, um autozentrisches Wirtschaften zu ermöglichen: „Auch würden dabei notwendigerweise die traditionellen politischen Parteien und Organisationen überdacht werden müssen“ (Acosta (2015): S. 151). Bezogen auf die Geschlechterfrage werden Werte und vor allem gesellschaftliche Aufgaben wie Solidarität, Mitmenschlichkeit und der Schutz des Lebens seit Jahrhunderten als klassisch weibliche Aktivitäten – weil dem Wesen der Frau entspringend – essentialisiert und konstruiert, um so als Eigenschaften unentgeltlich abgewertet zu werden. *Das Gute Leben für Alle* setzt diese gesellschaftlichen Aufgaben als gesamt menschliche Bedürfnisse von allen Menschen und somit als zu erfüllende Aufgabe aller Menschen voraus. Diese Grundannahme fordert Autonomie, Souveränität und Gleichberechtigung ein (vgl. Acosta (2015): S. 172). Dies werde vor allem dadurch ermöglicht, dass das Produzieren der Wachstums- und damit der Konkurrenzlogik entzogen und zum Allgemeingut werden“. (Acosta (2015): S. 176)

„Hier taucht nun mit voller Kraft das Thema der Allmende (Commons) auf, wobei darunter alle Güter zu verstehen sind, die von einer mehr oder minder großen Gruppe von Einzelpersonen oder der Gesellschaft als solcher besessen oder genutzt oder konsumiert werden“. (Acosta (2015): S. 176)

Diese Logik steht konträr zu dem sich derzeit abzeichnenden Bild einer Gesellschaft, in der wenige ein gutes Leben auf Kosten vieler haben, denen das gute Leben wiederum vorenthalten wird.

Auch die Philosophin Silvia Federici nutzt die historische Lebensweise der Allmende und idealisiert diese als eine Welt, „in der Güter geteilt werden und gesellschaftliche Beziehungen von der Solidarität zehren, nicht von dem Wunsch nach selbstsüchtiger Erweiterung“ (Federici (2014): S. 29). Federici sieht die Allmende mit ihrer sozialen Funktion für Frauen als besonders bedeutend an, da Frauen erst durch die Privatisierung von Land ihre Rollenbeschränkung auf die Reproduktionsarbeit erhielten (vgl. Federici (2014): S. 90). Die Theorien Federicis aufgreifend wird das Geschlechterverhältnis in UAW in besonderer Weise mit dem Kapitalismus verschränkt begriffen und vor allem die Sorgearbeit als Kennzeichen einer kapitalistischen Ungleichbehandlung von Frauen verstanden:

„Durch Kategorien wie Geschlecht, aber auch andere Identitätskategorien werden Unterdrückung und Ausbeutung gerechtfertigt. In diesem kapitalistischen Wirtschaftssystem in dem wir leben, sind wir gezwungen unsere Bedürfnisse und Wünsche im Alltag immer auf die [sic!] Kosten anderer zu erfüllen. Diese Menschen werden in Kategorien gezwängt, zum Beispiel sowas [sic!] wie Geschlecht oder Rasse aber auch Klasse und diese Kategorien werden abgewertet, nur um dieses Verhältnis, dieses Ausbeutungsverhältnis zu legitimieren.“ (UAW – Vlog S02 E04)

Das Gute Leben für Alle in UAW orientiert sich an einer Gerechtigkeit, die ebenfalls global gedacht wird. Der Globale Norden steht in der Verantwortung, die Ausbeutung des Globalen Südens zu stoppen und Privilegien abzugeben. Gleichzeitig wird eine Relokalisierung gewünscht, indem sich das gemeinsame Wirtschaften regional ausrichten soll, wobei nur noch Güter global gehandelt werden sollen, bei denen dies wirklich sinnvoll ist (vgl. Konzeptwerk neue Ökonomie (2020): S. 13). *Das Gute Leben für Alle* soll ferner aus einer Bedürfnisorientierung resultieren, wobei Bedürfnisse hier nicht näher, aber als vielfältig definiert werden. So fallen darunter Grundbedürfnisse der Lebenserhaltung (Nahrung, Wohnraum, Wärme), aber auch Bedürfnisse wie Gemeinschaft, Selbstentfaltung und Wertschätzung. Welche Bedürfnisse als notwendig erachtet werden, soll demokratisch entschieden werden, wodurch diese als verallgemeinerbar gelten (vgl. Konzeptwerk neue Ökonomie (2020): S. 6).

Gemäß dem Prinzip der Subsidiarität sollen Entscheidungen wenn möglich immer auf der kleinsten Ebene getroffen werden (vgl. Konzeptwerk neue Ökonomie (2020): S. 16). Daher werden alle Entscheidungen in UAW gemeinschaftlich getroffen, weshalb es viele Plenarsitzungen gibt. Der Tag ist bestimmt von Aktivismus, sei es der neue Bau von Baumhäusern, Info- und/oder Bildungsveranstaltungen, Pressearbeit oder Aktionen wie Sit-ins, kurzzeitige Hausbesetzungen und Festivals. Auch die eigene Bildung nimmt einen großen Raum ein, wobei die Bildung vor allem durch Erkenntnisse in der eigenen Praxis erzielt wird. So gibt es Skill-Share-Runden, sei es im Klettern, im Bauen, im landwirtschaftlichen Anbauen oder Kritische-Männlichkeits-, Tina- und Flinta-Runden, um die eigene Rolle oder (De-)Privilegierung innerhalb der heteronormativen Gesellschaftsordnung und die eigenen Bedürfnisse außerhalb dieser Norm zu erkunden, internalisierte Verhaltensweisen zu ergründen und entlang der Unterstützung durch die Gemeinschaft neue solidarische Verhaltensweisen zu erarbeiten. Dies betrifft im hohen Maße die Sorgearbeit, wobei im Wald nur das Kochen und das Reinigen der Kompolette anfallen. Es wird darauf geachtet, dass die Sorgearbeit fair und zwanglos unter allen Mitgliedern aufgeteilt wird und den gleichen Rang erhält wie die Erwerbsarbeit, die Bildungsarbeit und die Ratsarbeit. Insgesamt scheint sich die solidarische

Lebensweise an Frigga Haugs »4-in-einem-Perspektive« zu orientieren. Haug hält eine gleichmäßige Aufteilung der Lebenszeit auf die vier zentralen Bereiche – bei Haug sind dies die Erwerbsarbeit, Familienarbeit, Gemeinwesenarbeit und Entwicklungschancen – für sinnvoll (vgl. Haug (2011)). Mit ihrer 4-in-einem-Perspektive reagiert Haug auf die zunehmende Erschöpfung der Natur, der Menschen, aber auch der Gesellschaft, welche ihren Ursprung in der Wachstumsmaxime habe. Weiter, so Haug, wird mit jeder neuen Krise deutlich, „dass die alten Lebensweisen und ihre gewohnten Herrschaftsstrategien“ nicht ausreichen, um die Krise zu bewältigen, und so „mit auf die Anklagebank gehören“ (vgl. Haug (2014)). So treffe gerade der Zwang zum Profit den unrentablen Sorge- bzw. Familienbereich und führe dazu, dass fürsorgliches Verhalten abgewertet werde. Da keine Tätigkeit mehr entlohnt wird, sondern der eigenen Bedürfnisbefriedigung unterliegt, kann dies auch zu einer männlichen Emanzipation führen. Für jedwede Form der Emanzipation soll es eine offene Lernkultur geben (vgl. Konzeptwerk neue Ökonomie (2020): S. 76), die nicht marktfähig macht, sondern die individuellen Fähigkeiten weckt und die Potenziale stärkt. Auch sollen mittels Bildung mehr Werteorientierung und praktisches Wissen vermittelt werden: „Statt Abschlüssen gibt es Anschlüsse“ (Konzeptwerk neue Ökonomie (2020): S. 77). Zugangsvoraussetzungen und Qualifikationen für einzelne Berufe werden demokratisch beschlossen und stehen jeder Person offen.

Das Gute Leben für Alle definiert sich als solidarische Lebensweise, welche sich bisher in der Theorie als Negativdefinition, somit als Gegenteil der aktuellen imperialistischen Lebensweise definiert. Die imperiale Lebensweise ist gekennzeichnet durch die Ausbreitung und gleichzeitige Verdrängung anderer Lebensweisen sowie einer ungerechten Verteilung von natürlichen Ressourcen und der konstanten Ausbeutung von Mensch und Natur (vgl. I.L.A. Kollektiv (2017): S. 6). Als solidarische Lebensweise bezeichnet das Autor*innen-Kollektiv eine Bedürfnisorientierung, welche sich auf Menschen und Mitwelt richtet und nicht auf Kosten anderer geht (I.L.A. Kollektiv (2017): S. 90). Als solidarisch wird die Zusammengehörigkeit, die Kooperation, die Gerechtigkeit und die Gleichwertigkeit der Ökologie erachtet. *Das Gute Leben für Alle* nimmt hier erneut die Rolle eines prägnanten Fahnenwortes ein, welches jedwede Form von Ungleichwertigkeit und Benachteiligung ausschließt (vgl. I.L.A. Kollektiv (2019): S. 10). Wie die solidarische Lebensweise genau aussieht und was die Folgen sind, wird durch das Autor*innen-Kollektiv nicht beantwortet, da „der sozial-ökologische Wandel kein einheitlicher Prozess [ist] und die Utopie nicht eine einzige vorstellbare Zukunft, sondern Ergebnis eines aktiven Aushandelns“ sei“ (I.L.A. Kollektiv (2019): S. 16). Hier wird deutlich, dass vor allem die Praxis ein Wissen über mögliche Alternativen herausarbeiten kann. Bestehendes Wissen sei nicht in der Lage, die aktuellen Krisen zu lösen, und so muss ein neues Wissen erst erlernt werden. Dies knüpft an die Theorien des situierten Wissens (situated knowledge) von Donna Haraway an:

„Was wir aber dringend brauchen, ist ein Netzwerk erdumspannender Verbindungen, das die Fähigkeit einschließt, zwischen sehr verschiedenen – und nach Macht differenzierten – Gemeinschaften Wissen zumindest teilweise zu übersetzen.“ (Haraway (1995): S. 79)

Haraway lehnt die Ansicht ab, es gäbe eine Wissensform, bspw. wissenschaftliches Wissen, welche über allen anderen Wissensformen steht. Vielmehr sei Wissen situiert und damit partiell, wodurch Wissen immer auch an seine Umgebung gebunden ist. Hiermit ließe sich die Bedeutung der Ubuntu-Philosophie und des Buen-Vivir-Konzeptes verdeutlichen, da beide auf einem Wissen basieren, welches im Globalen Norden als marginalisiertes und verdrängtes Wissen kaum eine Beachtung findet, jedoch in der Klimakrise wichtige Bewältigungsansätze bereitstellen könne.

Commonistische Utopie

Für die Aktivistin in UAW bleibt es jedoch nicht bei der Erprobung neuer möglicherweise solidarischer Lebensweisen, sondern es geht um Utopie. Sutterlütti unterscheidet zur Selbstverortung drei Utopietypen, (1) die unmöglichen Utopien, von ihm auch Tagträumereien genannt, dennoch mit der Fähigkeit, utopische Energie zu mobilisieren; (2) die allgemeinen Utopien, welche im menschlichen, nicht aber im historischen Möglichkeitsraum liegen; und (3) die historischen Utopien, die sowohl menschlich als auch historisch möglich sind, weil sie auf den existierenden Verhältnissen aufbauen. In Selbstkritik verortet Sutterlütti die Commonismus-Utopie auf ‚keimform.de‘ als historisch unmöglich und ohne ausreichend Realitätsverbindung. Der Autor schlussfolgert:

„Wir argumentieren also konkret im [sic] Bezug auf den Menschen und abstrakt im [sic] Bezug auf die Geschichte. Das kann man uns vorwerfen, aber ist nun mal notwendig der erste logische Schritt einer Utopie: Sie muss menschlich-möglich sein. Erst dann kann vernünftig diskutiert werden, ob sie denn auch historisch-möglich ist.“ (Sutterlütti (2020))

Sutterlütli bemüht sich aus diesem Grund um eine Perspektivverschiebung, indem nicht mehr danach gefragt wird, ob der Commonismus umsetzbar ist, sondern stattdessen zu erkunden, ob Menschen commonistisch leben können. Sutterlütli wagt den Ausblick, dass die Utopie eine Theorie der menschlichen Möglichkeit ist und die Transformation anschließend in die Praxis der historischen Möglichkeit überführt (vgl. Sutterlütli (2020)).

Die Kernthese, mit welcher der Commonismus legitimiert wird, arbeitet sich am Beispiel der Ökologiebewegung ab, welche zwar erkannt habe, dass die Menschen ihre Lebensbedingungen zerstören, und daraus hervorgehend individuelle Handlungsalternativen hinsichtlich des Konsumverhaltens, der Ernährungsweise und der Energieeffizienz entwickelt hat, aus welchen durchaus ein politischer Wandel angeregt wurde, jedoch keine Änderung der zugrunde liegenden Herrschaftsverhältnisse auf gesamtgesellschaftlicher Ebene hervorgehen konnte (Sutterlütli; Meretz (2018): S. 14). Diese Annahme folgt Nancy Frasers Unterscheidung von affirmativer und transformativer Strategie. Die affirmative Strategie zielt darauf ab, „unfaire Wirkungen gesellschaftlicher Strukturen zu korrigieren, ohne die zugrundeliegenden sozialen Strukturen, die sie hervorbringen, anzugreifen“ (Fraser (2003a): S. 102). Während die transformative Strategie darauf zielt, „ungerechte Wirkungen gerade durch Restrukturierung des zugrundeliegenden allgemeinen Rahmens zu beseitigen.“ (Fraser (2003a): S. 102)

Reformismus, so Sutterlütli und Meretz, führe einen endlosen politischen Kampfs ohne dabei grundlegende gesellschaftliche Veränderungen hervorzurufen, und eine Revolution verlaufe zumeist durch eine Machtübernahme, welche neue Herrschaftsverhältnisse produziert. Dennoch könne der Reformismus die gesellschaftlichen Prozesse verändern und die Revolution den Bruch mit der Gesellschaftsordnung bedingen (Sutterlütli/Meretz (2018): S. 18). Die Autoren leiten entlang von interpersonalen und politisch-staatlichen Transformationstheorien sowie dem Unterschied von Reform und Revolution eine eigene Theorie zum Systemwechsel her (Sutterlütli/Meretz (2018): S. 46). Meretz entwickelt entlang Klaus Holzkamps „Fünf Schritte des phylogenetischen Prozesses“ die Keimformtheorie als einen Fünf-Schritte-Plan zum Systemchange. Dabei folgt der Autor der Frage, wie etwas Neues aus etwas vorherrschendem Alten hervorgehen kann. In dem Fünfschritt entstehen die Keimformen im ersten Schritt, bevor es zu der eigentlichen gesellschaftlichen Krise im zweiten Schritt kommt. Diese Krise überfordert das aktuelle System, was schließlich nicht mehr angemessen reagieren kann. Im dritten Schritt kommt es daher zu einem Funktionswechsel, indem sich die Keimform als Alternative zum System entwickelt und im vierten Schritt zu einem Dominanzwechsel führt, indem die Alternative das eigentliche System verdrängt und final im fünften Schritt zum neuen Gesellschaftssystem wird. Im Gegensatz zu einem Keim, der bereits alle Anlagen für seine spätere Entwicklung besitzt, ist die Keimform nach Meretz ein Hinweis auf eine alternative Entwicklung, welche jedoch nicht durch bestimmte Anlagen auf eine bestimmte Entwicklung festgelegt ist (vgl. Meretz (2011)). Die Keimformtheorie kennzeichnet somit einen Dominanzwechsel von kapitalistischer zu commonistischer Gesellschaft, wobei die Keimformen zunächst in den kleinen Nischen entstehen und sich immer mehr ausdehnen, bis sie gesellschaftlich dominant werden (vgl. Klick 2020). Da innerhalb des Kapitalismus zwar Commoning als Keimzelle existiert, sich aber nicht im kapitalistischen System verallgemeinern lässt, müsse der Commonismus den Kapitalismus ersetzen, und zwar dann, „wenn er in eine Krise gerät, also von einer bedeutenden Zahl von Menschen nicht mehr als funktional für die eigene Existenzsicherung angesehen wird“. (Klick (2020)) Dazu bedürfe es bereits erprobter Keimformen und entsprechenden Erfahrungen, welche den Menschen, die sich durch den Kapitalismus nicht mehr in ihrer Existenz gesichert fühlen, aufzeigen, dass ihre Bedürfnisse im Commonismus befriedigt werden. Die herbeigesehnte Krise wird als Kairos verstanden. Die Kairos-Theorie nutzt eine griechische Mythologie als Sinnbild, da der Begriff Kairos für einen günstigen Zeitpunkt steht, der auch in der biblischen Erzählung als eine von Gott gegebene Gelegenheit benannt wird. Diese Gelegenheit ist jedoch zeitlich begrenzt und wird sie nicht ergriffen, so kommt sie nicht wieder, wie die daraus hervorgehende Redewendung „die Gelegenheit beim Schopfe packen“ aussagt:

„Transformation beginnt demnach, als Vorbereitung auf einen Kairós, durch Interventionen, revolutionäre Realpolitik und durch den Aufbau von Alternativen. Sie wird abgeschlossen, wenn neue Lebensformen in einem Kairós der Krise durch so eine Konstitution revolutionär bestätigt werden. Das ist die Revolution, die weder nur als linearer Prozess noch allein als ein plötzlicher Bruch zu denken ist.“ (Neupert-Doppler (2019))

Sowohl die Klimakrise als Stoffwechselkrise als auch die vom Kapitalismus ausgehende Verwertungs-krise werden als Möglichkeit zum Dominanzwechsel diskutiert. Auch erscheinen Mischformen aus beiden gewinnbringend, so könne bspw. aus der, die Klimakrise innerhalb einer kapitalistischen Marktwirtschaft und der Demokratie zu lösen, eine neue Krise – die Legitimierungskrise – entstehen.

Der Commonismus sieht eine Gesellschaftsordnung vor, welche sich an den Bedürfnissen der Menschen orientiert und ohne Herrschaftssystem mittels interpersonaler Selbstplanung und Konfliktlösung als an-

dauernder selbstgesteuerter Lernprozess verstanden werden kann. Mittels Commoning (Vermittlung von Bedarfen) werden Commons (materielle und immaterielle Ressourcen) hergestellt und verfügbar (Sutterlützi/Meretz (2018): S. 154 f.). Commons umfassen jedwede Lebensressource, wobei der individuelle Körper und seine Arbeitskraft nicht darunter fallen.¹ Das Commoning ist dementsprechend ein bedürfnisorientiertes und selbstorganisiertes Produzieren, Nutzen und Verwalten der Commons und der Commonismus eine bedürfnisorientierte und selbstverwaltete Ressourcenproduktion und -nutzung, welche als strukturelle Verallgemeinerung zu einem Gesellschaftssystem gereicht. Commonismus ist die Utopie, UAW die Keimform, also die Praxis, in der nach Möglichkeiten und Handlungsweisen gesucht wird, welche die Utopie verwirklichen, indem sie an einem geeigneten Ort – den von Umsiedlung bedrohten Dörfern – einen gesellschaftlichen Lernprozess öffnen wollen, welcher dann auf eine gesellschaftliche Verallgemeinerung hinauslaufen soll (Sutterlützi/Meretz (2018): S. 175, S. 214 f.).

Ein erster Versuch für eine Verallgemeinerung war das Kuloko. Das ‚Kultur ohne Kohle Festival‘ (Kuloko) war ein selbstorganisiertes Festival der Klimagerechtigkeitsbewegung im August 2021 direkt im Braunkohlerevier des Tagebaus Garzweiler im Rheinland. Neben Musik, Theater, Kino und Kunst ging es vor allem um den Protest und die Vermittlung der neuen solidarisch-commonistischen Lebensform. Workshops führten systematisch gegliedert zunächst in die Theorie, dann in die Transformation und schließlich in die gewünschte Utopie, den Commonismus, ein. Das Kuloko-Festival fand nach eigener Außendarstellung als selbstorganisiertes Event statt. Bei genauerer Analyse waren daran einige Institute finanzierend und unterstützend beteiligt. Der Aufbau, bspw. von Kompoletten oder Wasserstellen, Seminarzelten und Sitzgelegenheiten, fand gemeinschaftlich in den Tagen vor dem Festival statt. Während des Festivals wurde ebenfalls auf Freiwilligkeit gesetzt, indem die Besucher*innen alle Sorgetätigkeiten, also Besetzung von Infopoints, Essens- und Getränke-Ausgaben, Reinigung der Kompoletten, Arbeiten in der KüFA (Küche für Alle) oder Awareness-Schichten selbst übernahmen. Speisen, Getränke und die Festival-Acts waren tauschfrei, das heißt, vor Ort musste kein Geld bezahlt werden. Hier sollte jedoch angemerkt werden, dass die gesamte Zeit zu Geldspenden aufgerufen und beständig über Telegram und Co. darum gebeten wurde, es mögen sich mehr Menschen an der Sorgearbeit beteiligen und Geld spenden. Auch das freiwillige Hygiene-Konzept wurde von vielen weitestgehend ignoriert, so konnte vor Ort zwar getestet und ein Bändchen gegen Vorlage von Impfausweis oder Testergebnis abgeholt werden, dieses Bändchen trugen jedoch weniger als ein Drittel der Anwesenden. Insgesamt muss jedoch festgehalten werden, dass die Workshops sehr gut besucht waren, also ein großes Interesse an der commonistischen Utopie zu verzeichnen ist.

Kritik an Strategie, Theorie und Praxis

UAW ist eine von derzeit 28 bestehenden Waldbesetzungen von Menschen, die sich der Klimagerechtigkeitsbewegung verbunden fühlen. Im Wiki der LANtifa (Local Area Network Technology Infrastructure for all), welches im Zuge der Besetzung des Dannenröder Forstes entstanden ist, wurden alle bestehenden Besetzungen gesammelt und wird ebenfalls auf die Projekte bzw. Bürger*innen-Initiativen ohne organisierten Widerstand verwiesen. Letzteres ließe sich sozusagen als Marktplatz für aktivistilose und deshalb attraktive, weil gesellschaftlich legitime Plätze für einen linken Widerstand bezeichnen. Durch diese Bündelung können lokale linke Gruppen schnell eine Aktionsbühne finden, um die eigenen Ideen in eine bereits bestehende Bürger*innen-Initiative einzubringen. Es zeigt sich in den Waldbesetzungen deutlich das Bestreben, bereits existierende gesellschaftliche Transformationsprozesse für einen Systemchange anzueignen – vom neuen Klimabewusstsein in der breiten Öffentlichkeit über die anhaltende mediale Repräsentation der Kritik an Ungleichheitsverhältnissen wie #MeToo, #BlackLivesMatter bis zu den ungleichen Eigentumsverhältnissen, welche dazu führen, dass Mietraum knapp und Eigentum für die meisten verunmöglicht wird. Gleichzeitig werden die Bürger*innen-Initiativen in ihrer heterogenen Zusammensetzung und in ihrem je spezifischen Anliegen jedoch nicht unterstützt, sondern thematisch in den politischen Kampf der IL überführt. Dies geschieht mit dem Ziel, dass eine gesellschaftlich als legitim empfundene Bürger*innen-Initiative dem eigenen Kampf politische Legitimität verschaffen kann. Diese Strategie könnte die Demokratie in eine größere Krise versetzen, da so plebiszitär-demokratische Beteiligungsformate infiltriert werden, was zur Folge hat, dass viele der Bürger*innen nach und nach die selbstorganisierte Initiative verlassen, da sie nicht mit den neuen Motiven und Zielen übereinstimmen und die Initiativen sich nun mehr weitestgehend aus Aktivist*innen der Klimagerechtigkeitsbewegung zusammensetzen. Mit Hartmut Rosa kann die IL-Strategie in der kritisierten Wachstumskultur begründet werden, da die IL die Reichweite des eigenen Protestes vergrößern will und sich durch die Bürger*innen-Initiativen ebenso eine Beschleunigung der Verbreitung der eigenen Theorien erhofft (vgl. Rosa (2018): S. 7).

¹ Commonismus folgt dem Prinzip der Freiwilligkeit, anders als im Kapitalismus kann niemand zur Arbeit gezwungen werden. Dass trotz Freiwilligkeit die meisten Arbeiten verrichtet würden, ergibt sich aus einem Menschenbild, welches den Menschen als gesunde Mischung aus Tätigkeitslust und Faulheit beschreibt (vgl. Sutterlützi (2019)).

Ungleichheitsverhältnisse und daraus hervorgehende Diskriminierungsarten werden ausschließlich durch die imperialistisch-kapitalistische Lebensweise begründet, welche dem Menschen eine Konkurrenzlogik einschreibt. Wenngleich Kulturalisierung und Biologisierung als Essentialisierungen kritisiert werden, erfolgt eine Essentialisierung der Menschen, indem die Aktivisti ausschließlich von einer Ökonomisierung ausgehen, welche den Menschen determiniere. In der wäldlichen Keimzelle, so die Vermutung, ließe sich entlang alternativer, und zwar commonistischer Lebensweisen die Ökonomisierung durchbrechen und die eigenen Bedürfnisse erkunden. Nach Nancy Fraser umfasst die soziale Ordnung jedoch zwei Modi, einen ökonomischen Modus (Ökonomismus) und einen kulturellen Modus (Kulturalismus) und jeder dieser beiden Modi hat eigene Hindernisse auf dem Weg zur paritätischen Partizipation (vgl. Fraser (2003a): S. 73, 76). Selbst wenn die kapitalistische Wirtschaftsordnung und die demokratische Staatsform abgeschafft werden, so bleibt immer noch der kulturelle Modus, der schließlich zu neuen Hierarchien führen wird, indem bestimmte Tätigkeiten mehr Anerkennung erhalten, während anderen Tätigkeiten diese Anerkennung nicht zugestanden wird. Auch wird der ökonomische Modus nicht verschwinden, da Commons ebenfalls der Ökonomie zuzurechnen sind und auf Angebot wie Nachfrage antworten, wodurch auch hier neue Hierarchien und Klassen denkbar sind, indem bestimmte Tätigkeiten als existenzieller und somit als wichtiger bewertet werden.

Das Gute Leben soll im Commonismus verallgemeinert werden, jedoch ist anzuzweifeln, dass sich das Gute Leben und individuelle Bedürfnisse verallgemeinern lassen, nur weil sie mehrheitlich Zustimmung erhalten. Mit Fraser muss resümiert werden, dass sich das Gute entlang der Moralphilosophie im Bereich der Ethik verorten ließe, da es Fragen der Selbstverwirklichung umfasst, während Gerechtigkeit auf der Ebene der Moral verstanden wird, da die Normen der Gerechtigkeit universell verbindlich sind und unabhängig davon gelten, wozu sich ein einzelner Handelnder verpflichtet (vgl. Fraser (2003a): S. 43).

Praxis und Theorie werden zudem nicht verschränkt, sondern die Praxis als Ort der Wissensproduktion über andere Orte der Wissensproduktion (bspw. die Forschung) gestellt. Dies bildet einen Elitarismus heraus, welcher unter anderem dazu führt, dass die Bürger*innen der Bürger*innen-Initiativen sich schnell vom Aktivismus entfremden, sofern sie nicht mit dem Theorie- und Praxiskanon übereinstimmen. Ähnlich verhält es sich mit den Narrationen, welche vereinheitlicht werden und die vormalig recht spezifischen und dennoch vielfältigen Erzählungen der Bürger*innen-Initiativen überlagern. Rosa hat in seiner Auseinandersetzung um ein *Gutes Leben für Alle* erkannt, dass in der Forderung nach dem Guten Leben der Wunsch nach einem anderen Weltverhältnis geäußert wird. Ähnlich wie Fraser erkennt auch Rosa zwei Ebenen. Als alternatives Weltverhältnis erkennt Rosa auf strukturell ökonomisierter Ebene die adaptive Stabilisierung und auf kultureller Ebene die Resonanz. Die adaptive Stabilisierung lehnt Wachstum, Beschleunigung und Innovation jedoch keineswegs ab, sondern knüpft diese an das normative Ideal der Weltverbesserung, welches schließlich den Status quo ändern (bspw. Hungersnöte bekämpfen, grüne Energiegewinnung entwickeln, Krankheitsbekämpfung beschleunigen) könne. Nur so lasse sich ein anderes Weltverhältnis entwickeln, welches Resonanz als Weltbeziehung ermöglicht.

„Nicht also den anderen zu überzeugen, das Gleiche zu denken wie ich, sondern den anderen mit den eigenen Ideen berühren zu wollen, so wie sich selbst durch den anderen berühren zu lassen“ (Rosa (2017)).

Den anderen für die eigenen Ideen und deren Verbreitung zu instrumentalisieren ist somit das Gegenteil von Resonanz und verhindert dadurch das *Gute Leben für Alle* (vgl. Rosa (2017)).

Literaturverzeichnis

- Acosta, Alberto (2015): *Buen Vivir. Vom Recht auf ein gutes Leben*. Oekom Verlag: München
- Fatheuer, Thomas (2011): *Buen Vivir. Eine kurze Einführung in Lateinamerikas neue Konzepte zum guten Leben und zu den Rechten der Natur*. Heinrich-Böll-Stiftung, Schriften zur Ökologie, Band 17: Berlin.
- Federici, Silvia (2014): *Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*. 2. Aufl. Mandelbaum kritik & utopie: Wien.
- Fraser, Nancy (2003a): *Soziale Gerechtigkeit im Zeitalter der Identitätspolitik. Umverteilung, Anerkennung und Beteiligung*. In: Fraser; Honneth (2003): *Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse*. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Gudynas, Eduardo (2012): *Buen Vivir. Das Gute Leben jenseits von Entwicklung und Wachstum*. Quelle: https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Analysen/Analyse_buenvivir.pdf (letzter Zugriff: 14.10.2021).

- Häussermann, Dorothee (2015): Supermann sind wir. Quelle: <https://taz.de/Debatte-Klimapolitik/!5251372/> (letzter Zugriff: 29.09.2021).
- Haug, Frigga (2011): Die Vier-in-Einem-Perspektive – Eine Utopie von Frauen, die eine Utopie für alle ist. Quelle: <https://www.postwachstum.de/die-vier-in-einem-perspektive-eine-utopie-von-frauen-die-eine-utopie-fur-alle-ist-20110828> (letzter Zugriff: 04.10.2021).
- Haug, Frigga (2014): Wege zu einer Postwachstumsgesellschaft – die Vier-in-einem-Perspektive. Quelle: <https://www.postwachstum.de/wege-zu-einer-postwachstumsgesellschaft-die-vier-in-einem-perspektive-20140808> (letzter Zugriff: 04.10.2021).
- Heinrich-Böll-Stiftung; Worldwatch Institute (2009): Auf dem Weg zu einem Green New Deal. Die Klima- und die Wirtschaftskrise als transatlantische Herausforderungen. Schriften zur Ökologie, Band 3. Heinrich-Böll-Stiftung: Berlin.
- I.L.A. Kollektiv (2017): Auf Kosten Anderer? Wie die imperiale Lebensweise ein gutes Leben für alle verhindert. Oekom Verlag: München.
- I.L.A. Kollektiv (2019): Das Gute Leben für Alle. Wege in die solidarische Lebensweise. Oekom Verlag: München.
- Interventionistische Linke (2019): Nach der Kohle: Das Rheinland der Gemeinschaft bauen. Quelle: https://rheinlanddergemeinschaft.noblogs.org/files/2019/12/Booklet-Klima_screen.pdf (letzter Zugriff: 29.09.2021).
- Klick, Jonna (2020): Diskussionsstand der Buchprojektgruppe zur commonistischen Transformation. Quelle: <https://keimform.de/2020/diskussionsstand-der-buchprojektgruppe-zur-commonistischen-transformation/#more-13467> (letzter Zugriff: 21.10.2021).
- Konzeptwerk neue Ökonomie (2020): Zukunft für Alle. Eine Vision für 2048. Oekom Verlag: München.
- Meretz, Stefan (2011): Fünfschritt – methodische Quelle des Keimform-Ansatzes. (letzter Zugriff: 21.10.2021).
- Neupert-Doppler, Alexander (2019): Kairós-Zeit – Eine Denkfigur für emanzipatorische Interventionen. In: Blog Interventionistische Linke. Quelle: <https://blog.interventionistische-linke.org/transformationstrategien/kairos-zeit> (letzter Zugriff: 04.10.2021).
- Onyebuchi Eze, Michael (2020): Ubuntu/Botho: Ideologie oder Versprechen? In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie. Band 68 Heft 6. DeGruyter: Berlin. S. 928–942.
- Rosa, Hartmut (2017): Vortrag. Resonanz: Über die Soziologie des guten Lebens. Quelle: <https://www.youtube.com/watch?v=S-bHnM3Uwuk> (letzter Zugriff: 29.09.2021).
- Rosa, Hartmut (2018): Analyse, Diagnose, Therapie? Versuch einer kritischen Neubestimmung der spätmodernen Sozialformation. In: Bittlingmayer et al. (Hrsg.): Handbuch Kritische Theorie. Springer VS: Wiesbaden.
- Rosa Luxemburg Stiftung (2017): Kein Wachstum ist auch (k)eine Lösung. Mythen und Behauptungen über Wirtschaftswachstum und Degrowth. Quelle: https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Argumente/lux_argu_14_Wachstum_dt_05-17.pdf (letzter Zugriff: 29.09.2021).
- Rucht, Dieter et al. (2020): Wer demonstriert da? Ergebnisse von Befragungen bei Großprotesten von Fridays for Future in Deutschland im März und November 2019. In: Haunss; Sommer (Hg.): Fridays for Future – Die Jugend gegen den Klimawandel. Konturen der weltweiten Protestbewegung. Transcript: Bielefeld.
- Sutterlütti, Simon/Meretz, Stefan (2018): Kapitalismus aufheben. Eine Einladung, über Utopie und Transformation neu nachzudenken. VSA: Verlag Hamburg.
- Sutterlütti, Simon (2019): Motiviert Leben, statt erzwungen arbeiten. Quelle: <https://keimform.de/2019/motiviert-leben-statt-erzwungen-arbeiten/#more-12532> (letzter Zugriff: 21.10.2021).
- Sutterlütti, Simon (2020): Konkrete und abstrakte Utopie. Quelle: <https://keimform.de/2020/konkrete-und-abstrakte-utopien/#more-13489> (letzter Zugriff: 21.10.2021).
- Unser Aller Wald (2021): Vlog Staffel 2, Episode 4. Quelle: <https://www.youtube.com/watch?v=GWTRhpViJA>.

Kontakt und Information

Dr. Annette Vanagas
 Universität zu Köln
 Humanwissenschaftliche
 Fakultät
 Gronwaldstraße 2a
 50931 Köln
 annette.vanagas@uni-koeln.de

<https://doi.org/10.17185/duerpublico/75198>

Fabienne André

Im Zeitalter des Postfeminismus? Feministische Bewegungen zwischen Subversion, Neoliberalismus und Digitalisierung

1 Im Zeitalter des Postfeminismus?

Feminismus ist auch im Jahr 2021 ein Thema, das in vielen gesellschaftlichen Diskursen auftritt. Vor allem in den popkulturellen Kontexten gewinnt der Begriff in den letzten Jahrzehnten an Relevanz und entwickelt sich regelrecht zu einem Trend. *Feministisch* sein wird zu einem Lebensmotto, das sich auch viele gerne in ihr Instagram-Profil schreiben. Um dies zu unterstreichen, gibt es die passenden Accessoires: T-Shirts, Anhänger und Taschen mit feministischen Sprüchen oder der passende Vibrator, welcher sexuelle Befreiung verspricht¹: Emanzipation kann sich die moderne, unabhängige Frau für nur 69,95 € kaufen. Ein Fortschritt im Feminismus?

Zugleich spüren feministische Kollektive einen starken Gegenwind, der in Debatten wie *#metoo* einen immer größer werdenden Rechtfertigungsdruck erzeugt. Ein gängiger Vorwurf an Feminist*innen bleibt, dass sie Frauen* unbegründet als Opfer darstellen (vgl. Gutzeit 2018): *Leben wir nicht in einem Zeitalter, in dem Frauen* alles schaffen können, wenn sie nur hartnäckig, stark und leistungsfähig sind?* Das Argument: Erst wenn du dich selbst als Opfer darstellst, wirst du eins!

Neben diesen zwei Beobachtungen zeigt sich aber auch, dass viele feministische Kollektive sich selbst verändern. Die Frage nach Differenz, Inklusion und Intersektionalität führt zu neuen Formen der politischen Bündnisbildung, in denen kritisch über eigene Privilegien, Komplizenschaften und Identitätspolitiken diskutiert und nach neuen Formen der Solidarisierung gesucht wird. Wer gehört zur Kategorie *Frau*? Wer darf mit *uns* kämpfen? Wessen Stimmen vertreten *wir*? Diese Fragen prägen feministische Gruppen und stellen sie zugleich auf die Probe.

Die Digitalisierung spielt in diesen Prozessen eine ambivalente Rolle. Sie eröffnet neue Räume der globalen Vernetzung, steht jedoch auch einer neoliberalen Strategie² der Individualisierung nahe, in der weniger die Möglichkeit der Kollektivierung, sondern mehr das Angebot der Selbst-

verwirklichung über Konsum im Vordergrund steht. Wer nimmt am digitalen Aktivismus teil und wer ist von diesen Netzwerken ausgeschlossen? Ersetzt digitaler Protest immer mehr ein analoges *auf-die-Straße-gehen*? Was zeigen all diese Entwicklungen hinsichtlich der Frage, wo Feminismen heute stehen? Viele feministische Autor*innen sprechen bei diesen Fragen von dem Phänomen *Postfeminismus*.

2 Theorien zum Postfeminismus

Das Phänomen *Postfeminismus* wurde bereits von vielen Theoretiker*innen bearbeitet, die unterschiedliche Facetten der Thematik beleuchten. Eine erste Lesart versteht *Postfeminismus* als einen epistemologischen Bruch mit der zweiten Frauenbewegung, in der vor allem identitätspolitische Ansprüche gestellt wurden (vgl. Gill 2007: 250). Die Kritik an diesen Ansprüchen formuliert sich ab den 1980er-Jahren über die Entwicklung poststrukturalistischer, intersektionaler und postkolonialer Theorien, in denen die Vorstellung, dass eine homogene Gruppe unter der Kategorie *Frau* zusammenfassbar sei, als problematisch diskutiert wird. Eine zentrale Kritik bezieht sich dabei auf die dominante und kolonialisierende Stimme feministischer Bewegungen, die vordergründig von weißen*, westlichen*, heterosexuellen und bürgerlichen Frauen bestimmt werde (vgl. Gill 2007: 250f.). Die Interessen der Frauen*, die von dieser Norm abweichen, finden dagegen kaum beziehungsweise gar kein Gehör. Die Philosophin Judith Butler stellt in dieser Debatte eine zentrale Figur dar, da sie in ihrer Kritik an Identitätspolitiken auf die Problematik der Identitätskonstruktion aufmerksam macht, welche sich innerhalb einer heterosexuellen Matrix befinde und über Ausschlussmechanismen funktioniere (vgl. Butler 1991: 21). Auf die Unsichtbarkeit von *Women of Color* in feministischen Diskursen macht unter anderem die Juristin Kimberlé Crenshaw aufmerksam, indem sie mit dem Konzept *Intersektionalität* die

¹ Sextoy-Unternehmen schreiben in ihrem Werbetext beispielsweise von einer „Sexual-Wellness-Revolution“ (Satisfyer o. D.), in der Frauen mithilfe des passenden Vibrators sexuelle Selbstbestimmung erreichen könnten.

² Die Bezeichnung *neoliberale Strategie* orientiert sich in diesem Artikel an Michel Foucaults theoretische Überlegungen hinsichtlich einer neoliberalen Regierungstechnik als „Machtstrategie“ (Foucault 2005: 261), die für ihn vor allem auf Selbsttechnologien beruht, mit denen sich Subjekte selbst disziplinieren und in allen Lebensbereichen den herrschenden Prinzipien *Leistung* und *Effektivität* anpassen (vgl. Sauer 2008: 249f.). Mit dem Zwang zur Selbststeuerung verlagert sich auch jede Verantwortung auf das Individuum (vgl. Hark 2014: 83). Die damit einhergehende Marktlogik definiert Freiheit vor allem im Rahmen „individualisierter Konsumentscheidungen“ (Hark 2014: 80).

Wechselwirkungen unterschiedlicher Diskriminierungsformen herausstellt (vgl. Riegraf 2011: 176f.). Auch viele andere Theoretiker*innen beschäftigen sich mit dieser Problematik, sodass verstärkt eine Verschiebung von Gleichheitsdebatten hin zu einer Fokussierung auf Differenzen stattfindet (vgl. Gill 2007: 250). In dieser ersten Lesart wird *Postfeminismus* vor allem als eine theoretische Perspektive verstanden, in der die Differenzkategorie *Geschlecht* mit anderen Formen der Marginalisierung verbunden ist (vgl. Gill 2007). Das Präfix Post meint in diesem Kontext nicht das Ende des Feminismus, sondern vielmehr eine Transformation und Veränderung der feministischen Diskurse aufgrund einer Kritik an identitätspolitischen Praxen (vgl. Gerdes 2012: 11). Die Frage, inwieweit feministische, kollektive Praktiken überhaupt möglich sind, ohne sich Identitätspolitiken zu bedienen, ist dabei zentral und verbindet sich mit Diskussionen zu einem neuen Subjektverständnis. Die Entwicklungen in einigen differenzorientierten theoretischen Auseinandersetzungen stehen jedoch in einer gewissen Nähe zu neoliberalen Vorstellungen. In diesen werden, durch die einfache Vervielfältigung von Differenzkategorien bei gleichzeitiger Entkopplung von damit verbundenen Machtdynamiken und historischen Verortungen, gesellschaftliche Ungleichheitsstrukturen verschleiert und individualisiert (vgl. Riegraf 2011: 180). Die Betonung von Vielfalt wird vor allem im Wirtschaftssektor häufig zu einem Marktprinzip, welches auch ein Profitversprechen mit sich bringt.

In einer zweiten Lesart steht das Phänomen *Postfeminismus* für eine historische Verschiebung. Diese Perspektive verbindet sich mit theoretischen Überlegungen der ersten Lesart, setzt jedoch verstärkt den Fokus auf die unterschiedlichen zeitlichen Perioden des Feminismus (vgl. Gill 2007: 251). Vor allem im US-amerikanischen Kontext wird *Postfeminismus* auch als Synonym für die dritte Welle des Feminismus verwendet (vgl. Gill 2007). Das Präfix Post steht hier zwar für ein nach der zweiten Frauenbewegung, jedoch ebenfalls nicht für ein Ende des Feminismus, sondern vielmehr für eine Transformation aufgrund der Debattenverschiebung und Veränderung gesellschaftlicher Zusammenhänge (vgl. Gerdes 2012: 12). Diese gehen auch mit der Entwicklung einer Popkultur einher, die sich mit feministischen Aktivitäten verbindet und ab den 1990er-Jahren neue Gruppierungen wie beispielsweise die feministische, subkulturelle Bewegung *RiotGrrrl* hervorbringt, welche sich mehr auf Diversität und Individualität fokussieren. Dabei lehnen sie vermehrt das in den feministischen Bewegungen der 1970er-Jahre

entworfene Bild des weiblichen Opfers ab. Diesem stellen sie einen Selbstermächtigungsgestus entgegen, mit dem über subversive Performances auf sexistische und rassistische Strukturen aufmerksam gemacht werden soll (vgl. Gerdes 2012: 16f.). In den letzten Jahren wird zudem auch häufig von einer vierten Welle des Feminismus gesprochen, die sich vordergründig über die massive Nutzung sozialer Medien von der dritten Welle unterscheidet (vgl. Munro 2013: 22): Internetblogs, Instagram, Facebook und Co. werden zu zentralen Plattformen und ermöglichen eine stärkere globale Vernetzung. Dabei stellt sich jedoch zugleich die Frage, inwieweit diese Entwicklungen nicht bereits eine Anpassung an neoliberale Strukturen darstellen, in der ein politischer Protest häufig bereits über das *Liken* eines feministischen Beitrags, Videos oder Fotos definiert wird. Ob dies die Herausbildung kollektiver, feministischer Praktiken, die über den Konsum feministischer Plattformen hinausgehen, erweitert oder eher hemmt, stellt einen entscheidenden Diskussionspunkt dar. Die Möglichkeiten der Vernetzung und Bündnisbildung stehen hier im direkten Spannungsverhältnis zum individuellen Konsumverhalten. Erkennbar wird dies beispielsweise an der politischen Aktivierung durch Hashtags wie *#metoo*. Zum einen ermöglicht dieser eine globale Vernetzung über die Kommunikation von Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt, mit der bereits einige Veränderungen in der politischen Debatte bewirkt werden konnten. Zugleich stellt sich jedoch immer wieder die Frage, ob solche Debatten mehr als nur einen kurzen Aufschrei darstellen. Ermöglichen sie eine soziale Bewegung, die gesellschaftliche Strukturen grundlegend kritisiert, oder werden sie früher oder später von neoliberalen Regierungsstrategien vereinnahmt?

Eine dritte Lesart versteht *Postfeminismus* als einen *backlash*, der sich über die vorherrschende Meinung äußert, dass Feminismus heute nicht mehr nötig sei (vgl. Gill 2007: 253). Die Psychoanalytikerin Almuth Bruder-Bezzel beschreibt diese Gegenreaktion auch „als Karrierefeminismus oder Antifeminismus auf den Spuren des Neoliberalismus“ (Bruder-Bezzel 2020: 47). Das Präfix Post meint aus dieser Perspektive das Ende des Feminismus aufgrund eines wachsenden Individualismus, in dem Selbstverantwortung und vermeintliche Entscheidungsfreiheit im Fokus stehen (vgl. Gerdes 2012: 12). Eine zentrale Theoretikerin, die sich mit dieser Perspektive auseinandersetzt, ist die britische Kommunikationswissenschaftlerin Angela McRobbie, die in ihrem Buch *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes* (2010) *Postfeminismus* als eine *doppelte Ver-*

wicklung beschreibt (vgl. McRobbie 2010: 33). Zentral erscheint dabei, dass Feminismus zwar Teil des Alltagsverständnisses geworden ist, zugleich jedoch häufig abgelehnt und als veraltet wahrgenommen wird. Die Vorstellung eines neoliberalen Subjektes vereinnahmt in dieser Lesart vollkommen das feministische Subjekt, sodass eine feministische Politik im Sinne einer Bündnisbildung und Kollektivierung verunmöglicht wird. Unter einem neuen *Geschlechtervertrag* versteht McRobbie, dass die Bedingung der Partizipation von Frauen an gesellschaftlichen Ressourcen daran geknüpft sei, die Kritik an Geschlechterungleichheiten aufzugeben und einen *aggressiven Individualismus* zu leben (vgl. Stehling 2015: 105). Der Kampf um Gleichberechtigung finde dabei über individualisierte Wettkämpfe statt, in denen vor allem Frauen dazu aufgefordert werden, angepasst, flexibel und begehrenswert zu sein. McRobbie beschreibt diese Entwicklung auch als „undoing feminism“ (McRobbie 2010: 13).

Die drei beschriebenen Lesarten lassen in unterschiedlicher Akzentuierung bereits eine Verbindung zwischen feministischen Praktiken und neoliberalen Strategien feststellen. Diese bezieht sich vor allem auf die Vorstellung eines feministischen Subjekts, das sich über Begriffe wie Selbstbestimmung, Entscheidungsfreiheit, Autonomie und der Betonung von Differenz mit der vermehrten Absage identitätspolitischer Strategien in gewisser Weise neoliberalen Vorstellungen annähert. Um das Spannungsverhältnis zwischen Feminismus und Neoliberalismus genauer analysieren zu können, schlägt die Soziologin und Kulturtheoretikerin Rosalind Gill eine neue Perspektive auf *Postfeminismus* vor, die kritische Analysen zu Ähnlichkeiten zwischen dem neoliberalen Subjekt und *postfeministischen Weiblichkeiten** ermöglicht (vgl. Gill 2018). In ihrer Theorie zu einer „postfeministischen Sensibilität“ (Gill 2017: 607) verortet sie das Phänomen als einen Gegenstand, der kritisch in seinen widersprüchlichen Verhältnissen analysiert werden kann:

„Statt *Postfeminismus als theoretische Perspektive, historische Epoche oder (nur) als Gegenreaktion zu betrachten, halte ich es für zielführend, ihn als eine zeitgenössische Sensibilität zu betrachten, die mit anderen koexistiert.*“ (Gill 2018)

Dabei spielen die Themen weibliche* Körper, Psyche, Sexualität, Kultur und neoliberale Subjektivierung beziehungsweise Differenz(re)produktion für Gill eine zentrale Rolle. Sie weist in ihren Analysen immer wieder auf ein Spannungsverhältnis hin, in dem sowohl neoliberale Vereinnahmungen als auch subversive, politische

Momente sichtbar werden. Mithilfe dieser Perspektive lassen sich auch Formen feministischer Kollektivierung heute in ihren Ambivalenzen und Widersprüchen kritisch analysieren.

3 Feministische Kollektivierung heute – die Rolle der Digitalisierung

Die verschiedenen Lesarten und insbesondere Rosalind Gills Theorie einer *postfeministischen Sensibilität* machen ein Spannungsverhältnis sichtbar, in dem sich heute auch feministische Kollektive befinden. In diesem spielt die Digitalisierung eine entscheidende Rolle, denn sie stellt eine immer zentralere Plattform dar, auf der politische Bündnisse agieren. Soziale Medien wie Facebook und Instagram ermöglichen eine Vernetzung über nationale Grenzen hinweg, erzeugen zugleich jedoch auch Räume, in denen Aktivismus nicht über digitale Grenzen hinausgeht. Die Frage, wie *feministisch* ein Profil ist, soll häufig über digitale Aktivitäten (Likes, Posts) beantwortet werden. Der Soziologe Andreas Reckwitz beobachtet in sozialen Netzwerken allerdings vor allem Singularisierungsprozesse (vgl. Reckwitz 2017: 219f.). Diese entsprechen häufig einer neoliberalen Strategie, in der Konsum, Selbstoptimierung und Individualisierung im Vordergrund stehen. Eine solche Entwicklung kann Kollektivierungsprozesse behindern und strukturelle Ungleichheiten aufgrund einer Fokussierung auf individuelle Handlungen, unsichtbar machen. Feministischer Aktivismus wird immer mehr ein individuelles Unternehmen und somit vordergründig Privatsache.

Das Bilden von Netzwerken stellt seit den 1980er-Jahren eine immer zentralere Form der Kollektivierung in feministischen Kontexten dar und beinhaltet unter anderem den Anspruch, differenzübergreifend und solidarisch zu agieren (vgl. Bock 2008: 878ff.). Mit der Verschiebung hin zu differenzorientierten Perspektiven entwickelt sich mit dem Aufbau sozialer Frauen*-netzwerke eine neue Art der Verbindung, die von *schwachen* Beziehungen und informellen Strukturen geprägt ist (vgl. Bock 2008: 878ff.). Digitale Plattformen bieten einen Raum für diese Form der Kollektivierung und ermöglichen auch differenzübergreifende Vernetzungen, die globale Solidarisierungsprozesse anstoßen. Zugleich zeigen bereits einige Studien, wie exklusiv soziale Netzwerke generell sein können: Häufig profitieren vordergründig hochqualifizierte Frauen von *schwachen* Beziehungen und informellen Strukturen (vgl. Mayr-Kleffel 2008: 347). Social-Media-Plattformen werden zudem vor allem von jungen Menschen genutzt, die bereits früh mit

digitalen Tools konfrontiert werden. Die Frage nach der Zugänglichkeit und Inklusion sozialer Netzwerke spielt für feministische Kontexte eine entscheidende Rolle, wenn es um Potenziale und Grenzen der Digitalisierung geht. Die Vernetzung als dominante Form der Kollektivierung setzt auf schwache Verbindungen, die häufig mit einem geringeren Verantwortlichkeitsgefühl und einer höheren Fluktuation in Gruppen einhergehen. Hier zeigen sich Widersprüche, die sich nicht so leicht auflösen lassen.

Die gesellschaftliche Situation aufgrund der Ausbreitung des Coronavirus 2020 zeigt eine weitere Konzentration auf digitale Medien. Die soziale Distanzierung verunmöglicht ein reales Aufeinandertreffen und reduziert Kontakte auf Social-Media-Plattformen. Diesen Verlust eines öffentlichen Miteinanders und die Konzentration auf digitale Kommunikation beschreibt die Erziehungswissenschaftlerin Catrin Dinger auch als eine Gefahr für feministische Austauschformen:

„Ein virtuelles Meeting bringt nicht in Beziehung, es sorgt lediglich für einen Kontakt, dessen Verlauf und Dauer häufig genug nicht von der Qualität der Kommunikation und der Stimmung unter den Beteiligten abhängt, sondern von der Verfügbarkeit und Geschwindigkeit der Internetverbindung“ (Dingler 2020).

Dingler regt mit dieser Aussage eine zentrale Frage an: Was charakterisiert feministischen Austausch heute und welche Formen der Kollektivierung ermöglichen oder verunmöglichen ihn? Für Dingler zeichnet sich im pandemiebedingten Digitalisierungsschub eine neoliberale Logik ab, nach der sich Menschen vor allem über Praktiken der Selbstoptimierung an die digitale Welt anpassen sollen (vgl. Dingler 2020).

Die Beobachtung einer neoliberalen Logik bestätigt sich auch in den Strukturen vieler Social-Media-Plattformen, in denen ein Überangebot an digitalen Inhalten vorherrscht. Dabei werden Nutzer*innen vor allem als Konsument*innen und Produzent*innen betrachtet. Viele feministische Aktivist*innen und Kollektive sehen sich mit der Reduktion der feministischen Austauschformen auf den digitalen Raum gezwungen, mit den unzähligen (Wissens- und Vernetzungs-) Angeboten Schritt zu halten und zugleich selbst permanent Inhalte zu produzieren. Diese Form der ständigen Leistungsbereitschaft und Produktivität kommt einem Hamsterrad gleich, das den permanenten Konsum digitaler Medien voraussetzt. Der Fokus auf das eigene Profil und die Begrenzung auf die eigene digitale *Bubble* richten sich zudem mehr auf die Selbstdarstellung und -optimierung und weniger auf politische Partizipation aus. Zugleich zeigt sich aber auch, dass Aktivist*innen trotz dieser Entwicklung immer

wieder über digitale Grenzen hinaus laut werden. Im letzten Jahr wurde dies unter anderem bei der *Black Lives Matter*-Bewegung sichtbar, die sich trotz Lockdown³ formierte und aktuelle Debatten zu Rassismus entscheidend prägt. Die digitale Vernetzung dient dabei als eine wichtige politische Praxis, um Bündnisse zu bilden und Solidarisierung über Grenzen zu erzeugen. Die weltweiten Demonstrationen zeigen zudem, dass es bei vielen nicht beim digitalen Protest bleibt.

4 Ein kurzes Resümee

Es gibt also Hoffnung für politische Bündnisse, die sich gegen patriarchale, rassistische und kapitalistische Gesellschaftsstrukturen richten. Mit Gills Perspektive einer *postfeministischen Sensibilität* lässt sich allerdings ein Spannungsverhältnis beobachten, welches Aktivist*innen immer wachsam halten muss:

„Indem wir gegenüber dem Postfeminismus als Studienobjekt eine kritische Haltung einnehmen, begreifen wir, inwiefern er sich feministische und antifeministische Ideen sowohl aneignet als auch ablehnt. Es ist daher unerlässlich, dass wir den Aufstieg des populären Feminismus zusammen mit der sich rasch verschärfenden Frauenfeindlichkeit und der andauernden kulturellen Kraft des Neoliberalismus betrachten“ (Gill 2018).

Die Digitalisierung kann dabei auch als eine Art Brennglas wirken, in dem sich Widersprüche, die Feminist*innen heute erleben, noch weiter vergrößern und verschärfen. Es gilt daher, kritisch auf neue *feministische Trends* und antifeministische Einflüsse zu schauen, um zugleich immer wieder subversive Potentiale zu erkennen, mit denen neue feministische Räume eröffnet werden können. Wie digitale Räume diese in Zukunft weiter prägen, bleibt eine zentrale Frage, die im Zentrum feministischer Forschungen zur Bündnisbildung stehen muss.

Literaturverzeichnis

- Bock, Stephanie (2008): Frauennetzwerke: Geschlechterpolitische Strategie oder exklusive Expertinnennetze? In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 878–886.
- Bruder-Bezzel, Almuth (2020): Von der Frauenbewegung zum Postfeminismus. In: Zeitschrift für Individualpsychologie, 45(1), S. 47–63.

³ Der Begriff *Lockdown* wird in der Corona-Pandemie verwendet, um von den „drastische[n] Einschränkungen von Grundrechten und der weitestgehenden Stilllegung des öffentlichen Lebens“ (Gensing 2020) zu sprechen.

- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. 1. Ausgabe, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dinger, Catrin (2020): Corona und die Hochschulen. Anmerkungen zum Digitalisierungsvirus. Zugriff am 21.08.2020 unter <https://blog.feministische-studien.de/2020/03/corona-und-die-hochschulen-anmerkungen-zum-digitalisierungsvirus/>.
- Foucault, Michel (2005): Subjekt und Macht. In: Defert, Daniel et al. (Hrsg.): Michel Foucault. Analytik der Macht. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 240–263.
- Gensing, Patrick (2020): Was genau ist ein Lockdown? Zugriff am 07.02.2020 unter www.tagesschau.de/faktenfinder/lockdown-103.html.
- Gerdes, Gesche (2012): Der Postfeminismus-Vorwurf: Beobachtungen zum feministischen Selbstkonzept junger Theaterkünstlerinnen und Journalistinnen am Beispiel des Missy Magazine. In: Gender: Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, 4(1), S. 9–23.
- Gill, Rosalind (2007): Gender and the media. Cambridge: Polity Press.
- Gill, Rosalind (2017): The affective, cultural and psychic life of postfeminism: A postfeminist sensibility 10 years on. In: European Journal of Cultural Studies, 20(6) 606–626.
- Gill, Rosalind (2018): Die Widersprüche verstehen. (Anti-) Feminismus, Postfeminismus, Neoliberalismus. Zugriff am 12.07.2018 unter <http://www.bpb.de/apuz/267938/die-widersprueche-verstehen-anti-feminismus-Postfeminismus-neoliberalismus?p=all>.
- Gutzeit, Angela (2018): Ein sträflich generalisierender Diskurs. Svenja Flaßpöhler im Gespräch mit Angela Gutzeit. Zugriff am 11.02.2021 unter www.deutschlandfunk.de/philosophin-svenja-flasspoeehler-zu-metoo-ein-straeflich.700.de.html?dram:article_id=417397.
- Hark, Sabine (2014): Vom Erfolg überholt? Feministische Ambivalenzen der Gegenwart. In: Hänzi, Denis/Matthies, Hildegard/Simon, Dagmar (Hrsg.): Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft, S. 76–89.
- Mayr-Kleffel, Verena (2008): Netzwerkforschung: Analyse von Beziehungskonstellationen. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 351–358.
- McRobbie, Angela (2010): Postfeminismus und Populärkultur: Bridget Jones und die neue Geschlechterordnung. In: Hark, Sabine/Villa, Paul-Irene (Hrsg.): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien, S. 31–46.
- Munro, Ealasaid (2013): Feminism: A Fourth Wave? In: Political Insight, 4(2), S. 22–25.
- Reckwitz, Andreas (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Riegraf, Birgit (2011): Die Arbeit an der Kategorie Geschlecht: Zwischen (erkenntnis-) theoretischer Weiterentwicklung und gestaltungsorientiertem Anspruch. In: Barbara Rendtorff et al. (Hrsg.): Geschlechterforschung. Theorien, Thesen, Themen zur Einführung. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, S. 172–184.
- Satisfyer (o. D.): Satisfyer – Sexual-Wellness-Produkte für ungeahnte Höhepunkte. Zugriff am 11.02.2020 unter www.satisfyer.com/de/.
- Sauer, Birgit (2008): Formwandel politischer Institutionen im Kontext neoliberaler Globalisierung und die Relevanz der Kategorie Geschlecht. In: Casale, Rita/Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung, Bielefeld: transcript, S. 237–254.
- Stehling, Miriam (2015): Die Aneignung von Fernsehformaten im transkulturellen Vergleich. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Kontakt und Information

Fabienne André
fabienne.andre@uni-wuppertal.de

<https://doi.org/10.17185/duerpublico/75199>

Patricia Plummer, Syed Kazim Ali Kazmi

“Transgendered, castrated, effeminate”? Gender and Ambiguity in Cross-Cultural Perspective

1 The Song of the Hijra¹: Introduction

Sitting in the corner of a shop, a person wearing a *shalwar kameez* is singing a song while playing a *dholki* drum.² The singer’s throaty voice resonates; undisturbed by the noise of cars from the nearby street, the singer seems absorbed by the song and the rhythm of the drum. The person’s outward appearance and voice defy categorisation along the binary of male or female. The short video clip identifies the singer as a *khawaja sira*,³ and thus as a member of Pakistan’s hijra community. You can find people like the singer anywhere on the streets of the subcontinent. Around the cars stopped at the signal lights, at the Sufi shrines, and in the marketplace. The most distinctive elements one can observe about them are their flamboyant gaits and their characteristic claps. They are commonly perceived as men dressed as women. They are the hijras, a community of people in the subcontinent who have been described “as eunuchs, transvestites, homosexuals, bisexuals, hermaphrodites, androgynes, transsexuals, and gynomimetics; and as if this multiplicity of terms was not enough, they are also referred to as a people who are intersexed, emasculated, impotent, transgendered, castrated, effeminate, or somehow sexually anomalous or dysfunctional” (Lal 119).

Our project⁴, in which we focus on ambiguity in Orientalist discourse, has led us to detect perceptions of gender in multiple, overlapping, and transnational perspectives. These representations of ambiguous gender identities, as well as the existence of multilayered gender regimes, challenge binary constructions of gender that emerged in Europe across the eighteenth century. While ambiguity is in itself an ambiguous term that has variously been defined as vague, difficult to categorise, contradictory, doubtful, inconclusive, having double or multiple meanings, our research group defines ambiguity as being indeterminate (uneindeutig). Although the current renaissance of ambiguity studies has led to a rediscovery of William Empson’s *Seven Types of Ambiguity* (1930), a study of stylistic ambiguity, the authors of the present article, subscribe to an understanding of ambiguity as a subject for cultural studies. According to Thomas Bauer (2011, 2021), cultural ambiguity is characterised

“by the fact that mutually exclusive norms may be valid at the same time” (Bauer 2021: 11). We take our cue from the colonial archive, and focus in particular on travel discourse, a genre that since its emergence in the early modern period was conceived of as a medium of distinction; exact and exhaustive observations of ‘other’ cultures were intended to generate knowledge and contribute to the growth of empire. Although travel literature consists of a plurality of voices, observations and perspectives, binary structures have been particularly persistent in Orientalist travel writing, in which the harem, as the alleged site of pleasure and perversion, held its place at the centre of the Western obsession with the Orient across the centuries.

There is one figure, however, that disrupts this set of gendered binaries: the figure of the eunuch. Eunuchs were individuals who were “created” through emasculation and employed as the guards of the harem in the Ottoman empire. These emasculated men, many of whom were of African origin, remained in the service of the Ottoman rulers until the fall of the Ottoman Empire in 1923 (Junne 146). In antiquity eunuchs had claimed a similar space and status. There is no historical evidence of when and how castration became a method to create these outsider bodies. In Achaemenid Persia, the eunuchs were found in almost every powerful man’s household in the east so much so that “eunuchs were present at the seats of power in the late Roman Empire, Christian Byzantium and the Ottoman Empire as well as Imperial China” (Llewellyn-Jones 21). This was also the case in Muslim courts where “eunuchs were not only the guardians of the *harim*, themselves physical symbols, like the veil, of the ideals of domestic seclusion; they were also neutral emissaries in a moral universe highly charged with sexual tension, a universe in which the forces of *fitna*, a word that signifies sexual temptation as well as political discord and civil strife, were seen as an omnipresent threat to the social and moral order” (Marmon 5–6).

In contrast to occasional references to the ‘monstrous bodies’ of eunuchs in travel reports of the early modern period, English travellers of the eighteenth century notice eunuchs merely in passing. In her *Turkish Embassy Letters*, written during her 1716–18 journey to Constantinople,

¹ An earlier version of this article is available as a podcast cf. www.uni-due.de/forschungsgruppe_2600/podcasts.php.

² “Pakistani khawaja sira [kusra] beautiful voice”. 9 January 2015. 15 August 2021. <https://www.youtube.com/watch?v=5fz3v1NLIYI>.

³ The is an Urdu term for “eunuch”; other words used to identify members of this community are hijra, khusra, mukhanass, moorat etc. In the following, we refer to them as hijras.

⁴ The authors are members of the DFG-funded interdisciplinary research group “Ambiguity and Distinction: Historical and Cultural Dynamics” at the University of Duisburg-Essen, cf. www.uni-due.de/forschungsgruppe_2600/. Our project is titled “Unveiling Orientalism: Gender and Ambiguity in 18th century British Discourse on Travel” cf. www.uni-due.de/anglistik/postcolonial_studies/unveiling_orientalism/.

Lady Mary Wortley Montagu mentions brief encounters with eunuchs who met her at the harem entrance or “helped her out of the coach with great respect.” The Earl of Sandwich recalls palace gates being guarded by eunuchs during his 1738–39 *Voyage Round the Mediterranean*, and Aubry de la Motraye includes the important detail that eunuchs “have all that part cut from them, that distinguishes a man from a woman” in his *Travels through Europe, Asia, and into Parts of Africa* (1723–24). These brief acknowledgments of the presence of eunuchs in the Ottoman harem constitute one strand within the entangled discourse on gender, ambiguity and the Orient across the long eighteenth century. While travel writers noted their perceptions of Ottoman eunuchs in diaries and letters, Italian castrati appeared on the London stage in the Italian operas popularised by Handel. Initially mocked in contemporary reviews for their effeminate “squeaky” voices, they would eventually prompt fascinated audiences to wonder “is this a man or a woman singing”? Meanwhile, the expanding East India Company resulted in a growing British presence on the subcontinent, including colonial officials such as James Forbes, who lived in India from 1765 to 1784. In his *Oriental Memoirs* (1813–1815) Forbes records the medical examination of “disgusting” hermaphrodites; in a similar vein, other officials declared the customs of the hijra community as “revolting” (Lal 121). Eunuchs, castrati and hijras existed in different world regions, their experiences shaped by specific cultural and religious traditions. Their presence was perceived and recorded across different British genres and media, their distinct identities becoming increasingly blurred as their existence was perceived as deviant, defined solely by the act of castration. These processes of scrutinising ambiguous identities while categorising, and thus submitting them to a system of control and regulation, are the focus of our current research. By analysing the perception of ambiguous gender identities across empires, we bring them into ‘Shared Focus,’ a comparative perspective suggested by historian Almut Höfert (2018).

2 Ambiguity or Third Gender? Hijras in South Asia

Serena Nanda notes three important disjunctions “that exist between the cultural definition of the hijra role and the variety of individually experienced social roles, gender identities, sexual orientations, and life histories of the people who become hijras” (Nanda xix). One of these disjunctions is the fact that many hijras do not

perform at all, the second is the “cultural definition of hijras as neither men nor women and the experienced gender identity of many hijras as women”, and the third disjunction regards “the definition of the hijra role as based on sexual impotence due to an ascribed physical condition of intersexuality, and the reality that most hijras are not hermaphrodites” (Nanda xix–xx). Similarly, Vinay Lal draws attention to the ambiguous, complex and multifaceted conditions of hijras, who are also referred, by Serena Nanda, as neither man nor woman (Nanda 5). This often reiterated phrase, “neither man nor woman,” points to the ambiguation of difference.

In principle one can be a hijra or one can become one. This gap between being and becoming is the gap we explore in this article by engaging with debates on gender, sexuality, performativity and ambiguity. The ambiguous position of being neither one nor the other has motivated researchers and lawmakers to create a third gender category. In 2007, Nepal was the first South Asian country to assert the rights of the hijras. In 2009, the Pakistani Supreme Court accepted hijras as a “third gender.” The court ruling (*Khaki v. Rawalpindi*) specifies hijra bodies as follows: “it is to be noted that this class of the society has been neglected merely on account of *gender disorder* in their bodies [...]. Similarly, NADRA⁵ is required to adopt a strategy with the assistance of the concerned departments of the Govt. to record *exact* status in the column meant for male or female after undertaking some medical tests on hormones etc.” (*Khaki v. Rawalpindi* 2). Even in this landmark decision, celebrated by the Pakistani hijra community, the body of a hijra is imagined as “abnormal” as hijraness is equated with a “gender disorder” requiring the medical intervention of an authority. Hijras are once more categorized, in this case as a deviation from an implied norm; this treatment is justified by the pretext of providing “protection and respect” so “they can spend their life in respectable manner” (*Khaki v. Rawalpindi* 3). In Bangladesh, the year 2013 the hijras were acknowledged as the third gender when the Cabinet decided to “recognise the Hijra community and to reflect their presence in national identification documents and censuses” (Titir 1). Bangladesh, like Pakistan, struggles with defining the mechanisms for the identification of hijra bodies. Titir reports that “in the absence of any guidance on how to identify members of the Hijra community and Hijra culture, relevant authorities often resort to carrying out physical examinations to verify whether a person is an ‘authentic Hijra’” (Titir 2). Authorities thus resort to a method originally employed by British colonial administrators to identify hijras

⁵ NADRA (National Database and Registration Authority) is a Pakistani government agency responsible for the collection and tabulation of the familial and biometric database of the population.

as eunuchs.⁶ In India, a comparable judgement was made in 2014 in another landmark case, National Legal Services Authority v. Union of India & Ors. However, the terminology used in the court proceedings was 'transgender' which was equated with "Hijras, eunuchs, Kothis, Aravanis, Jogappas, Shiv-Shakthis etc." (National Legal Ser. Auth vs Union Of India & Ors 4).

It is important to note that India, Pakistan and Bangladesh inherited the British legal system after Independence, and it was within this system of British colonial law that hijras had been submitted to a regime of classification. Eighteenth-century British officials had expressed "disgust" on encountering and examining 'hermaphrodites' or 'eunuchs.' In the nineteenth century, however, these "eunuchs of India" were categorized as deviant and eventually declared "habitual criminals" in the infamous Criminal Tribes Act (CTA) of 1871. In an attempt to govern these unruly bodies, "criminal and immoral 'eunuchs'" needed to be registered. To complicate matters even further, authorities discovered "various other persons with non-binary gender expression who were not castrated and did not describe themselves as 'Hijra'" (cf. Hinchy 167). 'Eunuch' thus became an increasingly ambiguous shorthand for multiple gender identities construed as deviations from a norm imposed by the colonial administration. 21st century court rulings across the subcontinent accepting hijras as 'neither man nor woman' thus explicitly undo the 1871 CTA while they implicitly continue colonial procedures of inspecting and controlling 'deviant' bodies. It is also important to note that this ambiguous non-binary state of 'neither/nor' leads to their categorization as the "Third Gender", a category that has recently been introduced in several European countries (Germany 2018, Netherlands 2018, Austria 2019, Spain 2021). Does this category of "Third Gender" accommodate or reject the ambiguity of the hijra community, which had, after all, been included in the Hindu ternary category of *Tritiya Prakriti* or Third Gender? Among others, the contemporary category deals with hijras in either/or scenarios. For example, one is either born a hijra or one can become a hijra later in life. Most of the time it is the realisation of one's inner-self as different from the physical-self that enables one to determine their belonging to the hijra community. Vern L. Bullough refers to hijras as "an Indian male cult" the members of which believe that "asceticism and renunciation of sexual desire are proven by total castration or emasculation in an operation called *nirvan*, a term for the state of mind where the individual is liberated from the finite human consciousness and is approaching

the dawn of higher consciousness" (Bullough 2). The responsibility of castration falls on the shoulder of a *dai ma*⁷ (Bullough 3). For this reason, Renate Syed argues that hijras should not be defined as transgender but as cisgender: "It might be confusing for some Westerners to learn that Hijrās do not fit and do not want to fit into the taxonomy of Western theories of sex and gender, and that their resistance challenges familiar Western models and patterns: the Western binary concept of sex and gender travelled to India, while the Indian ternary sex/gender model was not meant to be sent abroad to influence or transform Western cultures. Western countries sent missionaries to India for hundreds of years, but Indian culture is self-referential, complacent, and never made efforts to convince other cultures concerning religion, philosophy, concepts, or ideas. Cross-cultural differences should be respected and recognized" (Syed 234). Significantly, Syed identifies the ambiguity of the hijra identity in the phrase, "the body is male, the soul female" (Syed 236). This co-existence of two distinct selves is often referred to within hijra discourse on the construction of the self.⁸

3 "Me Hijra": Finding a Voice

In *The Truth about Me: A Hijra Story* (2010), the first life narrative ever written by a hijra, the author, A. Revathi, states that she "was born a boy but behaved like a girl" (blurb). Revathi recalls: "In class, I would be staring at the girls, taking notes of the way their braids fell, the intricate knots of their colourful ribbons, the jasmine and kanakambaram they wore in their hair, and their skirts and blouses. I longed to be like them and suffered that I could not dress so" (Revathi 6). In her memoir Revathi uses similar expressions for showing the truth about herself along with the discrimination she faced while growing up: "I am one such individual who has been marginalized because I was born a male and wanted to live my life as a woman" (Revathi v). This quest of finding one's true identity is presented as an effort to cross over from one category to the other, and thus within a Western gender regime based on a system of binaries. The author adopts these signifiers to maintain a notion of difference by establishing her sense of unbelonging to the former categorization.⁹ This method of identifying remains within binary categories and corresponds with a Western notion of individualism, which can be supported by the choice of the memoir as a genre. This difference of being and becoming is further explored by Laxminarayan Tripathi in her memoir

⁶ In the terminology of the legal system the words Eunuch and Hijra are either used interchangeably or without giving much attention to the historical and cultural differences in meanings. Similarly, both words refer to a particularly different discourses which works behind the construction of both type of "gendered" bodies.

⁷ *Dai* means midwife and *ma* stands for mother; the term may also be used for wet nurse.

⁸ Although our research focuses on perceptions of ambiguity, we refer to life narratives of hijras here in an attempt to supplement the silence of hijras in the historical archive.

⁹ A recent article exploring media discourse on transgender women constructed as India's 'new women' in opposition to the hijras, mentions briefly that Revathi now identifies as a transgender woman (Mount 631).

Me Hijra, Me Laxmi (2015). Laxmi, who was born into a high-caste Brahmin family was identified at birth as a boy. *She*¹⁰ narrates his interaction with a hijra named Shabina, long before her parents knew about her decision to become a hijra, in the following words: “She looked every bit a woman from head to toe. [...] I knew at that very moment that I yearned to be like Shabina. [...] I learnt everything about hijras from Shabina. She acquainted me with their history, their traditions, their lifestyles and their sources of income” (Tripathi 38). Through this reference to history and traditions, Laxmi expresses a sense of kinship with the traditions of the subcontinent and the holy status hijras enjoyed for many millennia. Laxmi also points towards the fundamental difference which sets the hijra identity apart from the other genders: the way the members of the community define themselves. The *hij* of the word hijra is refers to the soul or a holy soul; the carrier body is the hijra (Tripathi 40). But this carrier body also needs a ritual to become a hijra. It is known as *reet* in the Indian state of Maharashtra, the region Laxmi hails from. It is a short ceremony that marks their *Jogjanam* (Tripathi 42). As Laxmi writes: “When I became a hijra, a great burden was lifted off my head. I felt relaxed. I was now neither a man nor a woman. I was a hijra. I had my own identity. No longer did I feel like an alien” (43).

Even though Laxmi narrates her great relief on becoming a hijra, the assertion of her newly formed identity (i.e. the act of castration) was not initially carried out, possibly to prevent a reaction from her family to which Laxmi remains close. Her guru understood her dilemma and suggested that she keep on living with her family and go about her life as ‘normally’ as possible because “it is no fun wearing a sari, and nor is it compulsory to do so” (44). In Laxmi’s case this need to be secretive and selective about revealing her ‘true’ identity in order to uphold a notion of ‘respectability’ can be connected to the paradigm of caste distinction. However, the so-called shame of becoming a hijra while belonging to a high-caste family is amplified through the parallel caste systems navigated and embraced by Laxmi. The ambiguity of her identity becomes even more apparent when Laxmi recalls how she and her community revered the Muharram, a predominantly Shi’a Muslim tradition,¹¹ which is also observed by the hijras (51). Due to the various ambiguities arising from the community’s diversity with regard to gender and sexuality, ethnicity and caste, in addition to their religious pluralism and tolerance of spiritual practices, the idea of castration is not essential when one is becoming a hijra, nor is it a marker

of distinction. Therefore, castration itself is not necessarily considered a rite of passage, though the hijra who goes through the act of emasculation earns and demands more recognition. As Laxmi notes: “There are those who believe that one isn’t a true hijra unless one is castrated. But they are in the minority. The traditional castration rite is performed on a hijra by another hijra (or *dai* or priest) without the use of anesthesia. It is excruciatingly painful. [...] Nowadays hijras are also allowed to have their castration done in a clinic by a doctor. At first, this was illegal, and doctors did it secretly. Today, however, it is done more openly. Castration is a spiritual process. One has to be ready for it. It cannot be imposed” (175).

From the information presented so far, one could imagine a hijra as a transgender person, a cross dresser or a drag queen as these are some of the categories created in the West, and, more recently, increasingly in South Asia, for people who do not conform to their gender at birth.¹² Indeed, when Laxmi, the hijra, speaks English, she uses the word ‘transgender’ for herself for want of a better word in the English language to signify who she is. These complexities are addressed, but not resolved, in her following statement: “[h]ijras are referred to as transgender. To me, the term transgender means ‘transcending gender’. In the formulation of ‘LGBT’, ours is the only category that refers to gender. All the other three categories – lesbian, gay, and bisexual – refer to sexuality” (Tripathi 179–80).

4 Squealing Voices? Castrati and Eunuchs

The act of castration seems to put the hijra identity quite close to, and is often confused with, the castrato. i. e. “a man gelded in childhood to preserve his youthful singing voice [who] provides a rare example of a body which was ‘created’ by surgery to fulfil a purpose” (Skuse 16). These castrated men, trained to be singers in Italy, appeared on the London stage during the eighteenth century; some acted parts of eunuchs who served as the guardians of the “sacred” spaces in various empires. The arrival of castrati on the London stage was not a small incident. Their arrival was reported in the newspapers, and caricatures of those “abnormal” singers simultaneously sparked interest and raised discontent. Their presence in England was primarily a result of aristocratic musical tastes. One of the most famous of the castrati singers was Farinelli (Carlo Broschi), who arrived in England in 1734. His contemporary, the musicologist Charles Burney, who had met with Farinelli

¹⁰ While personal pronouns are gender-specific in English as well as other European languages, personal pronouns in Hindi, Urdu and many other languages of the subcontinent, including Hindku, Pashto, Farsi and Dari, are not. While pronouns remain neutral, the verb form determines the gender of the subject. Therefore, the debate around the choice of a particular pronoun as an expression of one’s gender is obsolete in places where these languages are spoken. The ‘performative’ function of the verb in these languages essentially determines the manifestation of gender in language. However, in Tamil, the language in which *The Truth About Me: A Hijra Life Story* was originally written, pronouns are gendered. The same applies to Marathi, the mother tongue of Laxmi Tripathi, which is the original language of *Me Hijra Me Laxmi*.

¹¹ Muharram is the first month of the Islamic lunar calendar. This is one of the four months when any form of warfare was traditionally forbidden. It is significant for Shi’a Muslims, who observe the 10th of this month as the day of mourning (Aashooraa) because the grandson of Muhammad was killed along with his 72 companions at the banks of the river Euphrates in 680 A.D.

¹² On the emergence of the South Asian trans movement vis-à-vis hijra traditions cf. Azhar (2017).

during his travels, describes his first impression of him in *The Present State of Music in France and Italy* (1771): "I found him much younger in appearance than I expected. He is tall and thin, but by no means infirm in his appearance" (196). Having attended one of Farinelli's performances, Burney sounds ecstatic: "it was ecstasy! rapture! Enchantment!" (208).

Despite their fame, castrati often lived on the fringes of society. Frandsen notes that it was primarily "difference" which restricted these "modified" bodies to participate in the "normal" affairs of life: "Difference, it would seem, governed every aspect of [the castrato's] life, from his upbringing and early socialisation to his vocal range and physical appearance" (54). Similarly, their central position as performers and their marginality as "modified men" made them simultaneously central and marginal (Frandsen 54). Furthermore, their "indeterminate sexuality" was imagined as a threat to the established social normativity (Frandsen 54). Marriage of these castrated men was therefore forbidden: "The practice of castration, and eunuch marriage, were [...] prohibited in judicial codes across Europe as abominations which went against natural law. Undertaking deliberate mutilation of the male body was regarded as perverse and dangerous, as much for the body politic as for the individual victim" (Berry 13).

At times, the castrati shunned their invisible private life and position on the fringes of society and adopted a more heteronormative role. Frandsen notes one example of a castrato named Bartolomeo Sorlisi, who lived in Dresden and "[i]n 1667, after a prolonged and at times trying engagement, Sorlisi succeeded in marrying a young woman named Dorothea Lichtwer, the stepdaughter of a lawyer who practised in that city" (P. Zimmermann qtd. in Frandsen 55). As Frandsen points out: "Sorlisi's fascinating story, with all of its twists and turns, chronicles the experience of a castrato cum private citizen in seventeenth-century Germany. Not only does this microhistory illuminate the personal relationships that one castrato developed with the members of a *bürgerlich* Lutheran family, it also details the far-reaching consequences of his decision to push one of those relationships far beyond traditionally accepted limits" (55).

Long before Farinelli came to England, Charles Ancillon categorized eunuchs into three distinct groups in *Eunuchism Display'd: Describing all the Different Sorts of Eunuchs* (1707). According to Ancillon, a eunuch "is a Person which has not the Power or the Faculty of Generation, either through Weakness or Coldness of nature, or who is any wise deprive of the parts proper to Gen-

eration. In short eunuchs are such, *qui generare non possunt*, as the Civil Law expresses it. Such who can by no means propagate and generate, who have a squealing languishing Voice, a Womanish Complexion and a soft Down for a Beard, who have no Courage of Bravery of Soul, but ever timorous [sic] and fearful: In a few words whose Ways, Manners, and Customs are entirely effeminate" (Ancillon 8). This interchangeability of eunuchs and castrati also establishes the possibility of engaging with the presence and reception of these seemingly "ungendered" bodies. As Ancillon states: "I shall only say, that I know it to be fact, that there can be no finer Voices in the World, and more delicate, than of some Eunuchs, such as *Tasqualini*, *Pauluccio*, and *Jeronimo*, (or *Momo*,) and were esteemed so when I was in Rome, which was in the Years 1709 and 1706, and I believe are all living at this very Day. It is impossible to give any tolerable Idea of the Excellencies of these Three Celebrated Eunuchs, or the Beauty of their several Voices" (Ancillon 29–30). A further factor that contributed to this equation of castrati and eunuchs was the presence of castrati performing roles of eunuchs in numerous popular Orientalist plays, tragedies as well as comedies, of the eighteenth century. Ann Greenfield (2019) notes that the early decades of the eighteenth century alone saw twenty-five productions featuring eunuchs on the London stage, in which the action of the performance was set in the Turkish, Indian or Persian royal courts.

5 Conclusion

Our shared focus on eunuchs, castrati and hijras has identified a dynamic interplay of ambiguity and distinction across various settings. It has become apparent that the act of emasculation is not a common denominator. While castration as a severe act of creating difference was required for eunuchs and castrati, albeit for different reasons, they were not necessarily regarded as effeminate or unmasculine. This variation in the perception of eunuchs and castrati is not so much linked to individual perceptions but may be explained by observers becoming familiar to their presence, at home and abroad, in the course of the eighteenth century, i.e. developing tolerance of ambiguity. As Greenfield observes: "during the seventeenth and eighteenth centuries, eunuchs would have carried a fraction of the shock value they hold today. As historians now acknowledge, it has only been in the last one hundred years or so (at which point eunuchs largely disappeared from royal courts globally)

that the world has not been accustomed to seeing eunuchs (Greenfield 24).

In the subcontinent the act of castration for a hijra continues to serve a spiritual function but it is not considered a mandatory ritual. The gendered identity of a hijra was and still is therefore fundamentally more ambiguous because one can be married with children and still be a hijra (Reddy 48). That is one of the reasons the hijra identity is read, by us, as being *more* ambiguous than the other identities discussed. However, as Greenfield points out: "In light of the complex and, at times, sympathetic treatment of these sexual and cultural Others, it is tempting to view Orientalist depictions of eunuchs as progressive steps toward today's culturally-inclusive world. After all, these plays found a place for the queer Other at a time when castrated men in real life were regularly treated as medical and sexual oddities. Yet, in some ways, this analysis of Orientalist eunuchs also underscores something surprising about our own world by comparison. While modern-day acceptance toward the queer Other, in many ways, has never been more inclusive, in the case of the concept of eunuchs, we are perhaps less at ease than we ever have been before" (24).

Finally, there is another point that needs to be addressed, specifically with regard to Western interest in and fascination for hijras. As we have pointed out, there is a current tendency to celebrate hijras as transgender, and thus as markers of 'modernity'. We have addressed the complexity of their ambiguous indigenous identities. Subsuming them into Western categories implicitly reinforces a binary structure introduced on the subcontinent in the days of the British Empire. This may result in exoticising the hijras, an aspect which is apparent in the ubiquitous images of mostly young, hyper-feminine hijras, carefully made up in their colourful clothes. This popular image seems worlds apart from the video of an elderly hijra singing and playing the drum in a Pakistani corner-shop. Even hijra activist, author and performer Laxmi Tripathi was confronted with this exotic image, when she became the subject of the documentary *Between the Lines: Indiens drittes Geschlecht* (2007). Seeking to create an 'authentic' image, director Thomas Wartmann and photographer Anita Khemka reverted to Orientalist modes of representation. In the words of Laxmi Tripathi: "Anita had her own way of looking at things, and I couldn't see eye to eye with her. Though she has observed the hijras closely, she observed them as an outsider and not as a hijra herself. That made all the difference. In retrospect, I realize that Anita wanted to exoticize – even orientalize – the hijras, but

I find such exoticism and orientalism repulsive because it 'others' us" (70–71).

Works Cited

- Ancillon, Charles. *Italian Love or, Eunuchism Displayed*. London: Edmund Curl, 1758.
- Azhar, Mobeen. "Pakistan's third gender isn't happy with the trans movement." *The World* (29 July, 2017): n.p.
- Berry, Helen. *The Castrato and His Wife*. Oxford: Oxford University Press, 2012.
- Bullough, Vern L. "Eunuchs in History and Society." *Eunuchs in Antiquity and Beyond*. Ed. Shaun Tougher. The Classical Press of Wales and Duckworth, 2002. 1–18.
- Burney, Charles. *The Present State of Music in France and Italy*. London: T. Becket and Co., 1721.
- Frandsen, Mary E. "Eunuchi Conjugium: The Marriage of a Castrato in Early Modern Germany." *Early Music History* (2015): 53–124.
- Greenfield, Anne. "Eunuchs in London Theatre." *Comparative Drama* (2019): 1–29.
- Höfert, Almut. "Introduction. Celibate and Childless Men Placed into a Shared Focus: Ruling Eunuchs and Bishops between the Intersections of Power, Networks, Sacredness and Gender." *Celibate and Childless Men in Power: Ruling Eunuchs and Bishops in the Pre-Modern World*. Ed. Almut Höfert et al. London: Routledge, 2018. 1–40.
- Junne, George. *The Black Eunuchs of the Ottoman Empire: Networks of Power in the Court of the Sultan*. London: I.B. Tauris & Co, 2016.
- Khaki v. Rawalpindi. No. 43/2009. The Supreme Court of Pakistan. 23 December 2009.
- Lal, Vinay. "Not This, Not That: The Hijras of India and the Cultural Politics of Sexuality." *Social Text* (1999): 119–140.
- Llewellyn-Jones, Lloyd. "Eunuchs and the Royal Harem in Achaemenid Persia (559-331 Bc)." *Eunuchs in Antiquity and Beyond*. Ed. Shaun Tougher. London: The Classical Press of Wales and Duckworth, 2002. 19–50.
- Marmon, Shaun. *Eunuchs and the Sacred Boundaries in Islamic Society*. New York: Oxford University Press, 1995.
- Mount, Liz. "'I Am Not A Hijra': Class, Respectability, and the Emergence of the 'New' Transgender Woman in India." *Gender & Society* 34.4 (August 2020): 620–647.
- Nanda, Serena. *Neither Man nor Woman: The Hijras of India*. Belmont: Wadsworth Publishing Company, 1999.
- National Legal Ser. Auth vs Union Of India & Ors . No. Writ Petition (Civil) No.400 Of 2012

Kontakt und Information

Projektleiterin
Prof. Dr. Patricia Plummer
patricia.plummer@uni-due.de

Projektmitarbeiter
Syed Kazim Ali Kazmi
syed.kazmi@uni-due.de

[https://www.uni-due.de/
forschungsgruppe_2600/
tp06.php](https://www.uni-due.de/forschungsgruppe_2600/tp06.php)

[https://doi.org/10.17185/
duerpublico/75200](https://doi.org/10.17185/duerpublico/75200)

- Versus Writ Petition (Civil) No.604 Of 2013. Supreme Court of India. 15 April 2014.
- Reddy, Gayatri. *With Respect to Sex: Negotiating Hijra Identity in South Asia*. Chicago: Chicago UP, 2005.
 - Revathi, A. *The Truth About Me: A Hijra Life Story*. Trans. V. Geetha. Haryana: Penguin Books, 2010.
 - Skuse, Alanna. *Surgery and Selfhood in Early Modern England: Altered Bodies and Contexts of Identity*. Cambridge: Cambridge University Press, 2021.
 - Syed, Renate. "Hijrās. India's Third Gender, or, Why Hijrās Are Not Transgender, but Cisgender." *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften: Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*. Ed. Gerhard Schreiber. Berlin, Boston: De Gruyter, 2016. 233–244.
 - Titir, Abdullah. *From Recognition to Realising Rights: Legal Protection of Gender Identity in Bangladesh Law*. Policy Brief. Dhaka: Bangladesh Legal Aid and Services Trust (BLAST), 2019.
 - Tripathi, Laxminarayan. *Me Hijra, Me Laxmi*. Trans. R. Raj Rao and P.G. Joshi. New Delhi: Oxford University Press, 2015.

Inken Lind

Wissenschaftler*innen als Sorgende Angehörige: Befunde, Desiderata und Bedarfe an Hochschulen

Der Beitrag gibt einen Überblick über die Befundlage zur Pflege/Sorgeverantwortung von Wissenschaftler*innen, zeigt allgemeine Erkenntnisse der Forschung zu pflegenden Angehörigen auf und reflektiert die Bedarfe für Hochschulen in Bezug auf Erkenntnisse und Perspektiven für die Vereinbarkeit von Pflege- und Sorgeverantwortung mit einer wissenschaftlichen Tätigkeit.

1 Einleitung

Maßnahmen der Vereinbarkeit an Hochschulen konzentrierten sich bisher auf die Unterstützung der Balancierung von wissenschaftlicher Laufbahn mit der Sorge um Kinder, was nicht zuletzt aufgrund der dynamischen Entwicklungen im Kontext der Exzellenzinitiativen zu einer Verbesserung der Situation für Eltern und insbesondere der Mütter in der Wissenschaft führte (Kunadt et al. 2014; Klammer et al. 2019). Mögliche Sorge- und Pflegeverantwortungen des wissenschaftlichen Personals für erwachsene Angehörige wurden dagegen bislang nur wenig thematisiert (Batisweiler/Vogel 2019). Dies ist einerseits ein gesamtgesellschaftliches Phänomen, andererseits im Hochschulkontext auch der Tatsache geschuldet, dass Pflege-Situationen sehr viel weniger offensichtlich, oft einschleichend und heterogener sind als der Übergang zur Eltern-

schaft (Batisweiler/Vogel 2019; Langer et al. 2011). Auch werden pflegende Angehörige eher in einer Altersgruppe verortet, die aufgrund der wissenschaftlichen Karrierewege nicht mehr in den Bereich des sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchses fällt und daher seltener im Fokus gleichstellungspolitischer Bemühungen steht. Teilweise unklare begriffliche Abgrenzungen, ab wann Zuwendung, Aufmerksamkeit und Sorge in informelle Pflege übergeht, erschwert die Entwicklung von Konzepten. Unter informeller Pflege wird einerseits eine unmittelbare körperliche und alltagsnahe Versorgung von Angehörigen verstanden in einem zeitlich relevanten Ausmaß pro Tag in Form von mehrstündiger körperlicher Pflege, daneben aber auch Pflege auf Distanz im Sinne von Organisation von Unterstützungsleistungen. Es gibt auch Konzeptionen von informeller Pflege, die sich eher auf Unterstützung und Sorge im weiteren Sinne beziehen. Die unterschiedliche Definition und Erfassung von dem, was unter Pflege verstanden wird, führt zu sehr verschiedenen quantitativen Angaben von durch Pflege für Angehörige betroffenen Personen (Franke/Reichert 2010). Zunehmend wird der Pflege-Begriff ersetzt durch Fürsorge oder durch ‚sorgende Angehörige‘ (Auth et al. 2020). Dabei ist der Begriff der Angehörigen nicht zwingend mit Verwandtschaftsverhältnissen verbunden (Feichtner 2021), sondern durch „verpflichtende

Nähe“ (Feichtner 2021: 91). Mit Bezug auf die erstarkende Care-Forschung der letzten Jahre wird auch der Care-Begriff für einen erweiterten Pflegebegriff verwendet (Beckmann 2016). Der sozialwissenschaftliche Diskurs zum Thema Pflege und Sorge bezieht sich sowohl auf Gender mit einer Thematisierung des Gender-Care-Gap und vergeschlechtlichen Zuschreibungen, aber auch auf Organisationsstrukturen und -kulturen sowie auf Care als gesellschaftliche Verantwortung und zentrales Thema der Zukunft (Riegraf 2019; Auth et al. 2020; Thiessen 2020; Feichtner 2020). Eine ‚Krise der Sorge‘ (Aulenbacher/Dammayr/Décieux 2014; Rerrich/Thiessen 2014; Winker 2015; kritisch dazu siehe Maier/Schmidt 2019) oder sogar die „Entsorgung der Sorge“ (Hartmann 2020) werden konstatiert und kontrovers diskutiert. Im Hochschulkontext wurde Sorge und Pflege für Angehörige bislang v. a. mit Bezug auf Personalmaßnahmen thematisiert, weniger aus einer theoretischen Perspektive mit unmittelbarem Bezug zur Care-Forschung. Entsprechend gering ist bislang die Befundlage: Im Gegensatz zu einem insgesamt recht breiten Forschungsstand zu Pflege und Care in anderen Bevölkerungsgruppen gibt es kaum gesicherte Erkenntnisse zu pflegenden Hochschulangehörigen (Batisweiler/Vogel 2019; Langer et al. 2011). Befunde der Care-Forschung, die Hinweise auch zur Situation von sorgenden Angehörigen in der Wissenschaft geben könnten, werden nachfolgend knapp zusammengefasst.

2 Erkenntnisse zu sorgenden und pflegenden Angehörigen

Insgesamt beziehen aktuell rund drei Millionen Menschen Leistungen der Pflegeversicherung, wobei die tatsächliche Anzahl sorgebedürftiger Personen deutlich darüber liegt: Nowossadek (2018) geht von geschätzten 4,4 bis 5,4 Mio. Menschen mit Unterstützungsbedarf aus. Entsprechend hoch ist die Anzahl der sorgenden und pflegenden Angehörigen: Jede*r elfte Beschäftigte leistet zusätzlich zur Berufstätigkeit Pflege oder Sorge für Angehörige, dies sind überwiegend Frauen ab dem mittleren Erwachsenenalter (Au/Hagen 2018) mit einem durchschnittlichen Zeitaufwand für die Pflege von 13,3 Stunden wöchentlich (DGB 2018). Die Dauer der Pflege beträgt bei rund der Hälfte zwischen zwei und fünf Jahren, bei 24 % länger als fünf Jahre (Bestmann/Wüstholtz/Verheyen 2014). Nicht mitgezählt sind hier diejenigen Personen, die deutliche Unterstützung benötigen, jedoch (noch) nicht in einer Pflegestufe erfasst sind (Nowossadek 2018).

Zentrales Merkmal der Pflegesituation ist eine oft jahrelange Lebenssituation relativer Unsicherheit bzgl. der noch kommenden Dauer und Höhe der Anforderungen. Es handelt sich somit nicht nur um eine Phase der erhöhten Belastung, sondern oft um einen relevanten Lebensabschnitt in der Biographie der sorgenden Angehörigen, was zukünftig kaum mehr eine biographische Ausnahmesituation, sondern sich aufgrund der demographischen Lage zu einer normativen Anforderung für die Mehrheit der berufstätigen Erwachsenen entwickeln wird (Wilz/Pfeiffer 2019). In Bezug auf Merkmale der pflegenden Angehörigen zeigt sich das hinlänglich bekannte Gender-Care-Gap: Mehrheitlich wird die Pflege von weiblichen Angehörigen geleistet (Beckmann 2016; Auth/Leiber/Leitner 2020; Auth et al. 2020; Appelt/Fleischer/Preglau 2014; Wilz/Pfeiffer 2019; BMFSFJ 2016; Fischer/Müller 2020; Wetzstein/Rommel/Lange 2015), und zwar auch im europäischen Ausland (Herlofson/Brandt 2020). Jedoch ist der Anteil der pflegenden Männer von 1998 bis 2016 um 11 % angestiegen auf nun rund 31 % (Auth et al. 2016; BMFSFJ 2016). Bei täglicher und körpernaher Pflege fällt der Anstieg jedoch geringer aus (Auth et al. 2016). Insgesamt kümmern sich vier Prozent der Männer und sieben Prozent der Frauen zwischen 16 und 64 Jahren mindestens eine Stunde in der Woche um Angehörige, bei den älteren Personen zwischen 55 und 59 Jahren sind es zwölf Prozent der Frauen und acht Prozent aller Männer (Geyer/Schulz 2014).

Dabei zeigen sich Unterschiede zwischen den Geschlechtern im Selbstverständnis sowie im Umgang mit den Anforderungen, dem Stellenwert der eigenen Berufstätigkeit und den Strategien zur Bewältigung der Pflegesituation (Auth et al. 2016; Auth/Leiber/Leitner 2020; Fischer/Müller 2020; Wetzstein/Rommel/Lange 2015). Mit steigender Pflegestufe nimmt das Ausmaß an Erwerbstätigkeit der pflegenden Frauen ab (Appelt/Fleischer/Preglau 2014; Wetzstein/Rommel/Lange 2015). Auth et al. (2020) verweisen jedoch darauf, dass bei den Sorge-Arrangements durchaus auch andere Faktoren wie die berufliche Situation und der sozioökonomische Status von größerer Bedeutung sein können als das Geschlecht und insofern intersektionale Effekte zu berücksichtigen sind.

Mit der sogenannten Sorge auf Distanz wird v. a. im nordamerikanischen Raum ein zunehmend verbreitetes Sorge-Arrangement umschrieben (Franke 2020). Einige wenige Untersuchungen gehen auch im deutschsprachigen Raum der Frage nach, unter welchen Bedingungen und Unterstützungsstrukturen Sorge auf Distanz möglich ist (Engler 2020; Zentgraf et al. 2019; Franke 2020).

Fast jede achte pflegende Person ist auch für Kinder unter 14 Jahren zuständig (Wilz/Pfeiffer 2019: 6). Somit kumulieren sich für eine relevante Anzahl von Eltern die Sorge-Aufgaben für unterschiedliche Generationen. Beide Care-Aufgaben sind jedoch sehr unterschiedlich: Während die Fürsorge für Kinder als zeitlich belastend wahrgenommen wird und Eltern vor große, v. a. zeitliche Herausforderungen stellt, liegt in der Sorge für erwachsene Angehörige ein höheres psychisches Belastungsrisiko durch die Nähe zu Krankheit und Tod sowie die damit verbundene Rollenkehr. Wie in einer 14 europäischen Länder umfassenden Studie deutlich wurde, häufen sich in den alternden Gesellschaften sogar Situationen, in denen die pflegenden Angehörigen bereits selbst Enkelkinder haben und die erwachsenen Kinder bei deren Betreuung unterstützen, während sie gleichzeitig für die eigenen hochbetagten Eltern Fürsorge leisten und noch selbst berufstätig sind (Herlofson/Brandt 2020). Sorge und Pflege ist häufig konsequenzenreich für die sorgenden Angehörigen: Sie haben ein höheres Krankheitsrisiko (Gräbel/Behrendt 2016; Auth et al. 2020; BMFSFJ 2016; BAFzA 2019; Wilz/Pfeiffer 2019), geringeres psychisches Wohlbefinden (Gräbel/Behrendt 2016; Auth et al. 2020; Nowossadeck/Engstler/Klaus 2016; BAFzA 2019), ein höheres Risiko der Einschränkung oder des Verlustes der Erwerbsarbeit sowie ein höheres Armutsrisiko als nicht pflegende Personen (Gräbel/Behrendt 2016; Auth et al. 2020; BMFSFJ 2016; Nowossadeck/Engstler/Klaus 2016; BAFzA 2019). Konsistente Befunde zum geringeren Wohlbefinden von Pflegenden im Vergleich zu Nicht-Pflegenden finden sich auch im europäischen Vergleich, wobei in Regionen mit guten Unterstützungsstrukturen die Unterschiede geringer ausfallen (Wagner/Brandt 2018). Insgesamt scheinen Frauen ein höheres Risiko für eine Burn-Out-Symptomatik zu haben als pflegende Männer, die auch ein geringeres Risiko für längerfristige materielle Einbußen tragen (Feichtner 2020).

Bemerkenswert sind Ergebnisse, nach denen ein erheblicher Anteil der pflegenden Angehörigen eigene Lebensziele aufgibt (Wilz/Pfeiffer 2019). Dies spielt gerade bei sensiblen Phasen in der eigenen Biographie sowie bei kritischen beruflichen Übergängen eine Rolle, die bislang in ihren Konsequenzen für die berufliche und finanzielle Entwicklung der Pflegenden wenig Beachtung fand.

Die Mehrzahl aller Pflegenden berichtet auch von beruflichen Schwierigkeiten bei der Vereinbarkeit von Pflege und Beruf (Wilz/Pfeiffer 2019; Nowossadeck 2016; Au/Hagen 2018; BAFzA 2019), ein Effekt, der sich teilweise bei pflegen-

den Männern in der Form nicht fand (Auth et al. 2016; Auth/Leiber/Leitner 2020). Auch das Gefühl der Isolation wird als negative Konsequenz von den Pflegenden genannt, sowie weitere psychische Symptome in Form von Depressionen (Wilz/Pfeiffer 2019). Anhand einer großangelegten Studie in 138 europäischen Regionen stellen Wagner/Brandt (2018) fest, dass das Wohlbefinden, die Lebenszufriedenheit, Gefühle der Isolation und Depression der Pflegenden mit dem Ausmaß an Unterstützungsangeboten korrelieren. Die positiven Effekte wirken zum einen direkt durch die Inanspruchnahme entlastend, aber vor allem erhöhen die Angebote das Kontrollgefühl der Pflegenden, da sie ein Gefühl der Entscheidungsmöglichkeit über die Inanspruchnahme von weiterer Unterstützung haben.

Grundlage für zahlreiche Studien zur Belastung durch Pflegeverantwortung ist das Modell von Pearlin et al. (1990), in dem zwischen primären Stressoren durch die unmittelbare Pflegebelastung und sekundären Stressoren unterschieden wird. Sekundäre Stressoren können Rollenkonfusionen sein, Schwierigkeiten der Vereinbarkeit von Pflege und Beruf, geringe soziale Unterstützung etc. Die Kontextfaktoren können die Belastung verstärken oder reduzieren. Allerdings gibt es insgesamt relativ wenig gesichertes Wissen zur Wirkung von Kontextfaktoren auf das Wohlbefinden von pflegenden Angehörigen (Feichtner 2020: 93). Das deutlich schlechtere Wohlbefinden pflegender Frauen während der Corona-Pandemie (Brandt et al. 2021; Mordhorst et al. 2020) kann in diesem Sinne als aktueller Befund zur Wirkung von Kontextfaktoren für das Belastungserleben gewertet werden.

Daneben werden jedoch auch positive Effekte der Pflegesituation beschrieben, wie eine Verbesserung der Beziehung zu der Sorgeempfangenden Person, das Erleben von Sinnhaftigkeit sowie Kompetenzzuwachs (Wilz/Pfeiffer 2019; Feichtner 2020; Auth et al. 2020).

3 Sorge um Angehörige im Kontext einer wissenschaftlichen Tätigkeit und Wissenschaftskarriere

Aufgrund hoher Mobilitätsanforderungen, teilweise prekärer Beschäftigungsverhältnisse unterhalb der Professur (Kreckel/Zimmermann 2014; Binner/Weber 2019), aber auch aufgrund der Arbeitszeitkultur (Berli/Reuter/Hammann 2018) und des kompetitiven Umfeldes, in dem sich wissenschaftliche Karrieren vollziehen und Exzellenzkonzepte greifen (Metz-Göckel et al. 2016; Engels et al. 2015; Beaufays/Löther 2017), stellen die Bedingungen einer wissenschaftlichen

Tätigkeit sorgende Angehörige in besonderer Weise vor Herausforderungen im Vereinbarkeitsmanagement. Unterhalb der Professur gibt es aufgrund von Befristungen und engen Zeitfenstern, in denen bestimmte Karriereschritte vollzogen werden müssen, biographische Verdichtungen im Lebenslauf, die schon die Gründung einer Familie erheblich erschweren und zeitlich verzögern (Lind 2013; Metz-Göckel 2020). Bislang fehlen jedoch Daten zur Frage, ob der wissenschaftliche Nachwuchs überhaupt von Sorge und Pflege für Angehörige in relevantem Maß betroffen ist. Ergebnisse zu Studierenden verweisen darauf, dass eine generelle Zuschreibung von Sorgetätigkeiten auf höhere Altersgruppen nicht angemessen ist. So zeigen Befunde aus dem Studierendensurvey, dass ca. 5 % der Studienabbrüche durch die Belastungen durch Angehörigenpflege bedingt sind (Middendorf et al. 2017), eine kleinere Befragung an der HAW Hamburg ergab einen Anteil von 15 % sorgender Studierender (Mindermann et al. 2020). Aber auch für unbefristetes, in aller Regel älteres wissenschaftliches Personal stellt die wissenschaftliche Arbeitszeitkultur mit dem üblichen zeitlichen Überinvestment (Hobler/Reuß 2020) ein Hindernis für Sorge-Arrangements dar. Da in aller Regel erst spät in der wissenschaftlichen Berufsbiographie Klarheit darüber herrscht, ob eine unbefristete Stelle erreicht wird (Kreckel/Zimmermann 2014), ist die Übernahme von Sorge- und Pflegeverantwortung unterhalb der Professur beruflich hoch riskant für die Betroffenen, zumal das Wissenschaftszeitvertragsgesetz keine Verlängerung der Befristung aufgrund von Pflegeverantwortung vorsieht (Gassmann 2020). Ob es, wie bei der Verantwortung für Kinder, zu genderspezifischen Cooling-Out- und Drop-Out-Prozessen (Metz-Göckel et al. 2016; Metz-Göckel 2020) auch für die Vereinbarung von Wissenschaft und Pflege kommt, kann bislang nicht sicher gesagt werden, ist aber unter den gegebenen Bedingungen als wahrscheinlich anzunehmen. Ergebnisse aus Studien zur Situation von Wissenschaftlerinnen mit Kindern während der Corona-Pandemie verdeutlichen die nach wie vor hohe Beharrungskraft genderspezifischer Zuschreibungsprozesse und Verantwortungsübernahme von Care-Aufgaben (Esselborn/Wolf 2020; Flaherty 2020; Knoblich 2020; Mordhorst et al. 2020; Guy 2020) mit den entsprechenden Folgen für die Karrieren. Im Sinne des caregiver-stress-Modells nach Pearlin et al. (1990) können somit für das wissenschaftliche Personal je nach Qualifikationsstufe und vertraglichem Status erhebliche belastende Kontextfaktoren im Sinne sekundärer Stressoren als gesichert gelten.

Erkenntnisse aus der Care-Forschung verweisen auf die Bedeutung intersektionaler Verschränkungen, die auch im Kontext der Hochschulen wirken dürften. Mögliche Verschränkungen von Geschlecht, beruflichem Status und Belastungserleben durch Pflege sind daher unbedingt zu berücksichtigen, ebenso wie Kumulationen von Sorge-Verantwortlichkeiten, formale und informelle Kontextfaktoren der Berufssituation, soziale Unterstützung und räumliche Distanz zu den Sorgeempfangenden.

Als zentrale Desiderata sind somit die Konsequenzen einer Sorge- oder Pflege-Verantwortlichkeit hinsichtlich Wohlbefinden, wissenschaftlicher Produktivität und Karriereentwicklung zu nennen. Dabei ist von großer Bedeutung, die Heterogenität unterschiedlicher Sorge-Situationen und -Arrangements in der Wissenschaft mit ihren jeweiligen Konsequenzen zu erfassen.

4 Ausblick

Perspektivisch ist davon auszugehen, dass auch Hochschulangehörige sehr viel häufiger Sorge-Aufgaben für Angehörige übernehmen werden, dies ergibt sich aus den Prognosen für das nächste Jahrzehnt (Rothgang et al. o. J.), wobei noch unklar ist, in welchem Ausmaß derzeit Sorge und Pflege von Wissenschaftler*innen geleistet werden. Dabei sind zwei Lebensbereiche verschränkt, bei denen Geschlecht als Differenzmerkmal hoch virulent ist: Das Wissenschaftssystem mit seiner Beharrungskraft ungleicher hierarchischer Positionierungen der Geschlechter einerseits und andererseits der wie kaum ein anderer von vergeschlechtlichen Zuschreibungen durchzogene Sorge- und Pflegebereich. Mit dem nach wie vor bestehenden pflegepolitischen Grundsatz ‚ambulant vor stationär‘ ist der politische Wille verbunden, der privaten, also informellen, Pflege und Sorge Vorrang vor einer stationären Unterbringung der Pflegebedürftigen zu geben. Dem gegenüber stehen jedoch bislang kaum entsprechende gesellschaftliche Strukturen oder gar Hochschulen, die den Wandel zu carebewussten Organisationen bereits vollzogen hätten (Jurczyk/Thiessen 2020). Somit werden Sorge-Arrangements nach wie vor in innerfamiliäre und stark geschlechtlich tradierte Aushandlungsprozesse verwiesen (Riegraf 2019) inklusive der Spannungsverhältnisse zwischen den entgrenzten zeitlichen Strukturen der Wissenschaft und Anforderungen, die mit oft zeitintensiven Sorge-Arrangements – oft kurzfristig und kaum planbar – verbunden sind.

Das verstärkte Aufgreifen der Thematik im Wissenschaftskontext beinhaltet die Chance, Anerken-

nungsdefizite von Sorgetätigkeiten abzufüllen und im Sinne einer sozialen Verantwortung von Hochschulen für gesellschaftliche Entwicklungen Sorge und Pflege als hoch bedeutsame anerkanntenswerte Aufgaben in der Biographie zu konzeptionalisieren. Damit verbunden wäre auch, die Logik von Effizienz und Outputorientierung abzuschwächen zugunsten einer Logik, die sich nicht nur auf die (produktive) Sorge für die nachfolgende Generation, sondern auch auf Krankheit, Alter und Schwäche bezieht. Dies berührt Fragen nach der Qualität von Sorgebeziehungen und der Rolle, die der Selbstfürsorge zukommt (Klinger 2014), aber auch die notwendige Akzeptanz der Interdependenz menschlichen Daseins (Jordan 2017) und einer grundsätzlichen Vulnerabilität aller Individuen (Klinger 2012). Die Entwicklung sorgender Strukturen ist eine hoch relevante Aufgabe für die Zukunft, nicht nur, aber auch für Hochschulen. Ein wichtiger Schritt in diese Richtung ist die Schaffung einer angemessenen Datenbasis und differenzierter Befunde zu Konsequenzen von Sorge und Pflege für Wissenschaftler*innen. Die Sichtbarmachung einer Assoziation von Sorge und Pflege mit Weiblichkeit oder aber gerade die Durchkreuzung dieser Zuschreibung in der Gruppe des wissenschaftlichen Personals sowie die Berücksichtigung weiterer intersektionaler Verschränkungen können die Grundlage bilden für passgenaue Maßnahmen, aber auch für eine Anreicherung des Diskurses um Care, Gender und wissenschaftliche Karrieren an bundesdeutschen Hochschulen.

Literaturverzeichnis

- Appelt, Erna; Fleischer, Eva & Preglau, Max. (2014). *Elder Care – Intersektionelle Analysen der informellen Betreuung und Pflege alter Menschen in Österreich*. Innsbruck: Studien-Verlag.
- Au, Cornelia & Hagen, Christina. (2018). Vereinbarkeit von Pflege und Beruf. In Clemens Tesch-Römer & Christine Hagen (Hrsg.), *Ausgewählte Aspekte zur informellen häuslichen Pflege in Deutschland*. DZA-Fact Sheet (S. 1–37). Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen.
- Aulenbacher, Brigitte; Dammayr, Maria & Décieux, Fabienne. (2014). *Herrschaft, Arbeitsteilung, Ungleichheit – Das Beispiel der Sorgearbeit und des Sorgeregimes im Gegenwartskapitalismus*. PROKLA, 44 (175), 209–224.
- Auth, Diana; Dierkes, Mirjam; Leiber, Simone & Leitner, Sigrid. (2016). *Trotz Pflege kein Vereinbarkeitsproblem? Typische Arrangements und Ressourcen erwerbstätiger pflegender Söhne*. Zeitschrift für Sozialreform, 62(1), 79–110.
- Auth, Diana; Leiber, Simone & Leitner, Sigrid. (2020a). *Bedarfe und Bewältigungshandeln von sorgenden Angehörigen: Welche Rolle spielt Geschlecht in Wechselwirkung mit anderen Differenzkategorien?* In: Sozialer Fortschritt, 69(3), 163–182.
- Auth, Diana; Brüker, Daniela; Kischer, Kerstin; Kaiser, Petra; Leiber, Simone & Leitner, Sigrid. (2020b). *Sorgende Angehörige. Eine intersektionale Analyse*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Batisweiler, Claudia & Vogel, Nina. (2019). *Who Cares? Gleichstellungspolitisches Positionspapier zur aktuellen Pflegepolitik*. Hrsg. Familie in der Hochschule e.V. Zugriff am 12. Oktober 2021 unter https://www.familie-in-der-hochschule.de/assets/media/01_Inhalte/Studien%20und%20Positionspapiere/Positionspapier-FidH-Pflegeverantwortung.pdf.
- Beckmann, Sabine. (2016). *Sorgearbeit (Care) und Gender. Expertise zum Siebten Altenbericht der Bundesregierung*. Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen.
- Beaufays, Sandra & Löther, Andrea. (2017). *Exzellente Hasardeurinnen? Beschäftigungsbedingungen und Geschlechterungleichheit auf dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt*. WSI-Mitteilungen, 69(5), 348–355.
- Berli, Oliver; Reuter, Julia & Hammann, Bernd. (2018). *Karrierewege und Karrierebedingungen in der Wissenschaft. Ergebnisse einer ProfessorInnenbefragung aus Natur-, Wirtschafts- und Geisteswissenschaften*. Universität zu Köln. Zugriff am 12. Oktober 2021 unter https://kups.uni-koeln.de/8429/1/Broschuere_Hochschullehrerbefragung_web.pdf.
- Bestmann, Beate; Wüstholtz, Elisabeth & Verheyen, Frank. (2014). *Pflegen – Belastung und sozialer Zusammenhalt. Eine Befragung zur Situation von pflegenden Angehörigen*. Wissenschaftliches Institut der TK für Nutzen und Effizienz im Gesundheitswesen. Zugriff am 12. Oktober 2021 unter <https://repository.publisso.de/resource/frl:6415322/data>.
- Binner, Kristina & Weber, Lena. (2019). *Zwischen Exzellenz und Existenz. Wissenschaftskarriere, Arbeits- und Geschlechterarrangements in Deutschland und Österreich*. Gender, 11(1), 31–46.
- Brandt, Martina; Garten, Claudius; Grates, Miriam; Kaschowitz, Judith; Quashie, Nekehia. (2021). *Veränderungen von Wohlbefinden und privater Unterstützung für Ältere: ein Blick auf die Auswirkungen der COVID-19-Pandemie im Frühsommer 2020*. Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 54(3), 240–246.

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ). (2016). Siebter Altenbericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland: Sorge und Mitverantwortung in der Kommune – Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften und Stellungnahme der Bundesregierung. (Drucksache/Deutscher Bundestag, 18/10210). Berlin. Zugriff am 12. Oktober 2021 unter <https://www.springermedizin.de/covid-19-veraenderung-von-wohlbefinden-und-pri-vater-unterstuetzung-fuer/18934634?fulltext-View=true>.
- Deutscher Gewerkschaftsbund (DGB). (2018). Berufstätige mit Pflegeverantwortung. Zur Vereinbarkeit von Arbeit und Pflege. Hrsg. von Institut DGV-Index Gute Arbeit. Berlin. Zugriff am 12. Oktober 2021 unter <https://index-gute-arbeit.dgb.de/++co++bf2674ba-0a6a-11e8-bcc4-52540088cada>.
- Engels, Anita; Beaufäys, Sandra; Kegen, Nadine & Zuber, Stephanie. (2015). Bestenauswahl und Ungleichheit. Eine soziologische Studie zu Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der Exzellenzinitiative. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Engler, Stefanie. (2000). Häusliche Pflege und räumliche Distanz. *Psychotherapie im Alter*, 17(1), 81–96.
- Esselborn, Dörte & Wolf, Christina. (2020). Auswirkungen der Corona-Virus-Pandemie auf Familien und die Gleichstellung der Geschlechter. Universität Potsdam. Zugriff am 12. Oktober 2021 unter https://www.uni-potsdam.de/fileadmin/projects/gleichstellung/Dokumente/Auswirkungen_Corona_Familien_Gleichstellung.pdf.
- Feichtner, Angelika. (2020). Häusliche Pflege und die Rolle(n) der Angehörigen. In Walter Schupp & Wolfgang Kröll (Hrsg.), *Spannungsfeld Pflege* (S. 91–108). Baden-Baden: Nomos.
- Fischer, Björn; Müller, Kai-Uwe. (2020). Bessere Vereinbarkeit von Beruf und Pflege kann Zielkonflikt zwischen Renten- und Pflegepolitik lösen. *DIW Wochenbericht*, 87 (46), 853–860.
- Flaherty, Colleen. (2020). No Room of One's Own. Early journal submission data suggest COVID-19 is tanking women's research productivity. Zugriff am 12. Oktober 2021 unter <https://www.insidehighered.com/news/2020/04/21/early-journal-submission-data-suggest-covid-19-tanking-womens-research-productivity>.
- Franke, Annette. (2020). Pflege aus der Distanz. *Psychotherapie im Alter*, 17(1), 177–196.
- Geyer, Johannes & Schulz, Erika. (2014). Who cares? Die Bedeutung der informellen Pflege durch Erwerbstätige in Deutschland, *DIW Wochenbericht*, ISSN 1860-8787, Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW), Berlin, Vol. 81, Iss. 14, pp. 294–30.
- Gräbel, Elmar & Behrndt, Elisa-Marie. (2016). Belastungen und Entlastungsangebote für pflegende Angehörige. In Klaus Jacobs; Adelheid Kuhlmeier; Stefan Greß; Jürgen Klauber & Antje Schwing (Hrsg.), *Die Pflegenden im Fokus* (S. 169–187). Stuttgart: Schattauer.
- Guy, Batsheva & Arthur, Brittany (2020). Academic motherhood during COVID-19: Navigating our dual roles as educators and mothers. *Gender Work Organ.* 2020; 27: 887–899.
- Hartmann, Anna. (2020). *Entsorgung der Sorge. Geschlechterhierarchie im Spätkapitalismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Herlofson, Katharina & Brandt, Marina. (2020). Helping older parents in Europe: the importance of grandparenthood, gender and care regime. *European Societies*, 22(3), 390–410.
- Hobler, Dietmar & Reuß, Stefan. (2020). DGB-Hochschulreport NRW. Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen an Hochschulen in Nordrhein-Westfalen. Hrsg. vom Deutschen Gewerkschaftsbund. Berlin, November 2020. Zugriff am 12. Oktober 2021 unter <https://nrw.dgb.de/++co++0b3fe4da-2971-11eb-9d85-001a4a16011f>.
- Jurczyk, Karin; Rerrich, Maria & Thiessen, Barbara. (2020). Caring Communities – Häusliche Versorgung gemeinschaftlich unterstützen. *Blätter der Wohlfahrtspflege*, 167(1), 3–6.
- Jordan, Judith (2017): Relational–Cultural Theory – The power of connection to transform our lives. *Journal of Humanistic Counseling*, 56, 228–243.
- Klammer, Ute; Altenstädter, Lara; Petrova-Stoyanov, Ralitsa & Wegrzyn, Eva. (2019). Gleichstellung an Hochschulen: Was wissen und wie handeln Professoren und Professorinnen als ‚Gatekeeper‘ wissenschaftlicher Karrieren? *Journal des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW*, 44, 36–47.
- Klinger, Cornelia (2014). Selbstsorge oder Selbsttechnologie? Das Subjekt zwischen liberaler Tradition und Neoliberalismus. In Erna Apelt; Brigitte Aulenbacher; Maria Dammayr (Hrsg.), *Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft*. Weinheim: Beltz, 31–40.
- Klinger, Cornelia (2012). Leibdienst – Liebesdienst – Dienstleistung. In Klaus Dörre, Dieter Sauer und Volker Wittke (Hrsg.), *Kapitalismustheorie und Arbeit. Neue Ansätze soziologischer Kritik*. Frankfurt a. M./New York, Campus 258–272.
- Knoblich, Aniela. (2020). Diversity und Pandemie. Lessons learnt. Zu Gender und Diversity an der Universität in Zeiten der Pandemie.

- Hg. v. Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Freiburg. Zugriff am 12. Oktober 2021 unter https://www.diversity.uni-freiburg.de/AK_DiversityundPandemie.pdf.
- Kreckel, Reinhard & Zimmermann, Karin. (2014). Hasard oder Laufbahn. Akademische Karrierestrukturen im internationalen Vergleich. Leipzig: Akademische Verlagsanstalt.
 - Kunadt, Susann; Schelling, Anna; Brodesser, David & Samjeske, Kathrin. (2014). Familienfreundlichkeit in der Praxis. „Ergebnisse aus dem Projekt Effektiv! – Für mehr Familienfreundlichkeit an deutschen Hochschulen“, cews.publik.no 18: Köln.
 - Langer, Markus F.; von Stuckrad, Thimo; Harde, Maria E.; Ries, Tammy & Ziegele, Frank. (2011). Verloren in Verantwortung? Zur sozialen Situation und zu beruflichen Perspektiven von Hochschulangehörigen mit Pflegeverantwortung. CHE-Arbeitspapier Nr. 146. Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) in Kooperation mit Familie in der Hochschule e. V. (Hrsg.); gefördert vom Bundesministerium des Innern und der Robert-Bosch-Stiftung.
 - Lind, Inken. (2013). Wissenschaft als ‚greedy occupation‘. Zum Verhältnis von Beruf und Privatleben, Freizeit und Familie. In Österreichische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), *Wissenschaft als Beruf* (S. 95–109). Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien.
 - Maier, Friederike & Schmidt, Dorothea. (2019). Das Gespenst der Care-Krise. Ein kritischer Blick auf eine aktuelle Debatte. *Prokla*, 49(195), 239–258.
 - Metz-Göckel, Sigrid; Selent, Petra; Schurmann, Ramona; Heusgen; Kirsten. (2016). Auf den Spuren des wissenschaftlichen Drop-Outs. In *Faszination Wissenschaft und passagere Beschäftigung. Eine Untersuchung zum Drop-Out aus der Universität*. Sigrid Metz-Göckel; Petra Selent; Ramona Schürmann; Kirsten Heusgen (Hrsg.). Verlag Barbara Budrich. Leverkusen-Opladen: Budrich Barbara, 159–200.
 - Middendorff, Elke; Apolinarski, Beate; Becker, Karsten; Bornkessel, Philipp; Brandt, Tasso; Heißenberg, Sonja; Poskowsky, Jonas (2017). Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2016. 21. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks – durchgeführt vom Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung Bd. 82, Bundesministerium für Bildung und Forschung BMBF. Berlin.
 - Miller, Jean Baker & Stiver, Irene Pierce (1997). *The healing connection: How women form relationships in therapy and in life*. Beacon Press.
 - Mordhorst, Lisa; Friedhoff, Caroline; Horstmann, Nina & Ziegele, Frank. (2020). *Der Weg zur familienorientierten Hochschule. Lessons Learnt aus der Corona-Pandemie*. Hrsg. von Centrum für Hochschulentwicklung CHE in Zusammenarbeit mit Familie in der Hochschule e. V. CHE Public Nr. 230. Zugriff am 12. Oktober 2021 unter <https://www.che.de/download/familienorientierte-hochschule/>.
 - Nowossadeck, Sonja; Engstler, Heribert & Klaus, Daniela. (2016). *Pflege und Unterstützung durch Angehörige*. (Report Altersdaten, 1/2016). Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-47091-5>.
 - Nowossadeck, Sonja. (2018). *Pflegebedürftige in Deutschland*. In Clemens Tesch-Römer; Christine Hagen (Hrsg.), *Ausgewählte Aspekte zur informellen häuslichen Pflege in Deutschland*. DZA-Fact Sheet. (S. 3–7). Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen.
 - Pearlin, Leonard I.; Mullan, Joseph T.; Semple, Shirley J.; Skaff, Marilyn M. (1990). *Caregiving and the stress process: An overview of concepts and their measures*. *The Gerontologist*, 30(5), 583–594.
 - Rerrich, Maria S. & Thiessen, Barbara. (2014). *Care-Krise*. *Sozial Extra*, 38(2), 20–22.
 - Riegraf, Birgit. (2019). *Care, Care-Arbeit und Geschlecht: gesellschaftliche Veränderungen und theoretische Auseinandersetzungen*. In Beate Kortendiek; Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 763–772). Wiesbaden: Springer VS.
 - Rothgang, Heinz; Müller, Rolf & Unger, Rainer. (o. J.). *Themenreport „Pflege 2030“*. Was ist zu erwarten – was ist zu tun? Hrsg. Bertelsmann-Stiftung. Zugriff am 12. Oktober 2021 unter https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BSSt/Publikationen/GrauePublikationen/GP_Themenreport_Pflege_2030.pdf.
 - Schwinger, Antja; Jürchott, Kathrin; Tsiasioti, Chrysanthi & Rehbei, Isabel. (2016). *Pflegebedürftigkeit in Deutschland*. In Klaus Jacobs; Adelheid Kuhlmeier; Stefan Greß; Jürgen Klauber & Antje Schwing (Hrsg.), *Die Pflegenden im Fokus* (S. 275–328). Stuttgart: Schattauer.
 - Thiessen, Barbara. (2020). *Impulse der Care-Theorien für die sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zum Zusammenhang von Lebenswelt, Care und Geschlecht*. In Lotte Rose & Elke Schimpf (Hrsg.), *Sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung: Methodologien, Konzepte, Forschungsfelder* (S. 57–73). Leverkusen-Opladen: Budrich.
 - Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben (BAFzA). (Hrsg.). (2019). *Ers-*

- ter Bericht des unabhängigen Beirats für die Vereinbarkeit von Pflege und Beruf. Zugriff am 12. Oktober 2021 unter <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/138138/1aac7b66ce0541ce2e48cb12fb962eef/erster-bericht-des-unabhaengigen-beirats-fuer-die-vereinbarkeit-von-pflege-und-beruf-data.pdf>.
- Wagner, Melanie & Brandt, Martina. (2018). Long-term Care Provision and the Well-Being of Spousal Caregivers: An Analysis of 138 European Regions. *Journal of Gerontology Series B: Psychological Sciences and Social Sciences*, 74(4), 24–34.
 - Wetzstein, Matthias; Rommel, Alexander & Lange, Cornelia. (2015). Pflegende Angehörige Deutschlands größter Pflegedienst (Robert Koch-Institut, Hrsg.), GBE kompakt, 6(3).
 - Winker, Gabriele (2015). Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld: Transcript.
 - Wilz, Gabriele & Pfeiffer, Klaus. (2019). Pflegende Angehörige. Göttingen: Hogrefe.
 - Zentgraf, Amelie; Jann, Pirkko Marit; Myrczik, Janina & von Holten, Karin. (2019). Pflegen auf Distanz? Eine qualitative Interviewstudie mit „distance caregivers“. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 52(6), 539–545.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Inken Lind
Cologne University of Applied
Sciences
Ubierring 48
50678 Köln
inken.lind@fh-koeln.de

<https://doi.org/10.17185/duerpublico/75201>

Tagungsberichte

Oxana Eremin, Annalisa Mattei

Corona und Krise – Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung

Bericht zur Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft am 04., 12. und 26. März 2021 an der Europa-Universität Flensburg

Im März 2020 wurden Kitas und Schulen von heute auf morgen in ganz Deutschland und den meisten europäischen Ländern geschlossen, um die Gefahr einer Ansteckung mit COVID-19 zu regulieren. Das Betreuungssystem, das berufstätige Erziehungsberechtigte und Personen mit Verantwortung für junge Menschen unterstützt, kollabierte. Die Abrufung von Betreuungsnetzwerken über Freund*innen, Nachbar*innen und Verwandte war nicht länger möglich, weil im Umgang mit der Pandemie eine strenge Kontaktregulierung erforderlich wurde. Während viele Menschen vor der neuen Situation standen, dass sie vom Homeoffice aus der Erwerbstätigkeit nachgingen, trat die erforderliche physische Präsenz anderer Berufsgruppen, beispielsweise in Teilen des Einzelhandels, in medizinisch-pflegerischen Bereichen oder von Reinigungskräften, offen zu Tage. Sowohl das Arbeiten aus dem Homeoffice als auch die Lohnarbeit außerhalb

des eigenen Haushalts waren dabei durch spezifische Herausforderungen gekennzeichnet: auf der einen Seite beengte Raumverhältnisse, mangelhafte technische Ausstattung bei unverändert hohen Leistungsansprüchen und gleichzeitiger Kinderbetreuung und Familienarbeit, auf der anderen Seite prekäre Beschäftigungsverhältnisse mit zahlreichen Überstunden, unzureichende Kinderbetreuung und der Gefährdung der eigenen Gesundheit und derer, die sich den Wohnraum teilen. Im März 2021, ein Jahr nach der anhaltenden Pandemie, diskutierte unter dem Titel *Corona und Krise – Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung* die Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) auf ihrer diesjährigen Jahrestagung Fragen und Entwicklungen, wie sie durch die Corona-Pandemie als gesellschaftliche Zäsur aufgeworfen wurden.

An insgesamt drei Veranstaltungstagen wurde anhand der Schlagworte „Systemrelevanz“, „Normalität“ und „Homeschooling“ die Krisensituation aus dem Blickwinkel erziehungswissenschaftlicher sowie geschlechtertheoretischer und feministischer Fragestellungen analysiert. Ausgerichtet wurde die Jahrestagung durch den Arbeitsbereich Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung der Europa-Universität Flensburg (EUF) in Zusammenarbeit mit dem Zentrum für Bildungs-, Unterrichts-, Schul- und Sozialforschung (ZeBUSS) der EUF, dem Gender Netzwerk der EUF sowie dem Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies der Universität Paderborn. Dieser Tagungsbericht möchte eine Zusammenfassung der Inhalte und Diskussionsverläufe liefern, um sich anschließende Fragestellungen in Kontinuität oder Widerspruch formulieren zu können. Am 04.03.2021 wurde die Jahrestagung der Sektion mit einer Auftaktveranstaltung zum Thema „Systemrelevanz und Sorge“ eröffnet. Mit den Sprecher*innen Margrit Brückner (Frankfurt University of Applied Science, i. R.) als Vertreterin der Wissenschaftler*innen Initiative Care.Macht.Mehr und Anna Hartmann (Bergische Universität Wuppertal) wurden zwei Forscher*innen zur Diskussion geladen, die für unterschiedliche Generationen stehen und das übergeordnete Thema zwischen Corona und Krise sowie Systemrelevanz und Sorge beleuchteten. Jeanette Windheuser (Humboldt-Universität zu Berlin) moderierte den Tagungstag und formulierte grundlegende Gedanken zur Begriffsbestimmung des Wortpaares Systemrelevanz und Sorge im Spannungsfeld von Ökonomie und neoliberalen Politiken.

Als Vertreterin von Care.Macht.Mehr stellte Brückner ein Manifest von 2013 vor, das im Jahr 2020 eine Neuauflage erfahren hat. Anhand von vier aus dem umfangreichen Manifest der Initiative von Wissenschaftler*innen ausgewählten Punkten beschrieb Brückner einen notwendigen Paradigmenwechsel: 1. Abkehr von individueller Pflegeverantwortung; 2. Berücksichtigung spezifischer Logiken des Sorgens; 3. Neuorganisation von Arbeit bei gleichzeitiger Abkehr von Profitmaximierung; 4. Internationale Perspektive in der globalisierten Welt. Es wurde deutlich, dass die Systemrelevanz des Sorgens mit ihren neoliberalistischen Selbstoptimierungstendenzen in der Pflege nicht erst seit der Pandemie präsent ist. 2020 wurde Anna Hartmanns Dissertation mit dem Titel *Entsorgung der Sorge: Geschlechterhierarchien im Spätkapitalismus* publiziert, in der sie eine feministisch-ökonomische Sorge-Theorie entwickelte, was die Diskussion um entsprechende Punkte konstruktiv erweiterte. Die sogenannte Systemrelevanz ist seit Jahrzehnten

in feministischen Debatten sichtbar. Eine relevante Conclusio war, dass die aktuelle Krise zu einer problematischen Kombination aus Erwerbsarbeit und Homeoffice führt, die sich in einem Aufgabekonglomerat von Bildung, Kinderbetreuung und Arbeit im Sinne von Erwerbstätigkeit und Sorgearbeit niederschlägt.

Am zweiten Tagungstag wurde der Themenblock „Homeschooling“, „Notbetreuung“, „Hybridunterricht“. Vergeschlechtlichte Bildungs- und Beziehungsarbeit zwischen Retraditionalisierung und Professionalisierung“ fokussiert. Hier diskutierten Meike Sophia Baader (Universität Hildesheim), Robert Baar (Universität Bremen) und Elke Kleinau (Universität zu Köln) gemeinsam mit Florian Cristóbal Klenk (Technische Universität Darmstadt) als Moderator dieses Panels Fragen von Geschlecht, (De)Professionalisierung pädagogischer Tätigkeiten sowie zur Differenzierung von Sorge-, Bildungs- und Erziehungsaufgaben. Zu Beginn unterzog Kleinau den gegenwärtig prominenten Begriff der „Retraditionalisierung“ einer kritischen Begutachtung, indem sie zur Diskussion stellte, ob sich während der Corona-Krise ein Retraditionalisierungsschub bemerkbar machte oder ob Kontinuitätslinien sichtbar wurden. Eine fortwährende Geschlechterdichotomie käme weiterhin anhand vergeschlechtlichter Arbeitsteilungsmuster in Familien zum Vorschein. Es bleibt allerdings offen, ob sich während der Pandemie gezeigt hat, dass sich Elternrollen lediglich rhetorisch modernisiert hätten. Daran knüpften auch Baar und Baader an und warfen die Frage auf, ob es sich um pandemiebedingte Umstände handelt oder um konservierte gesellschaftliche Voraussetzungen, die Geschlechterasymmetrien in der Krise begünstigten. Die Corona-Pandemie verweist zwar deutlich auf eine Geschlechterdimension, doch in der gegenwärtigen Diskussion würden Interdependenzen von Differenzlinien vielfach übersehen. Eine grundsätzliche Schwierigkeit besteht weiterhin darin, Geschlecht als eine interdependente Differenzkategorie empirisch zu erforschen und dabei der Verflochtenheit von Ungleichheitsverhältnissen und der Komplexität dieser Verflechtungsmechanismen analytisch gerecht zu werden. Kritische Einwände wurden auch gegenüber der medialen und öffentlich diskutierten Sichtbarkeit von Geschlechterasymmetrien im Kontext von Bewältigungsstrategien wie Homeschooling, Notbetreuung und Hybridunterricht erhoben, da die gegenwärtig thematisierten Ungleichsverhältnisse in der feministischen Frauen- und Geschlechterforschung nicht erst durch die Pandemie an Gewicht gewonnen haben.

Der letzte Tagungstag warf mit dem Panel „Zurück zu welcher Normalität?“ eine große Frage

auf. Mit Frauke Grenz (EUF) als Moderatorin diskutierten die Tagungsteilnehmer*innen gemeinsam mit Mai-Anh Boger (Universität Bielefeld), Bettina Kleiner (Goethe Universität Frankfurt am Main) und Sandra Glammeier (Hochschule Niederrhein) die Implikationen und Effekte, die mit der allgemeinen Forderung, zur ‚alten Normalität‘ zurückzukehren, einhergehen. Denn gemeinhin gesprochen ignorieren ‚Normalitäten‘ den Umstand, dass gesellschaftliche Ungleichverhältnisse vielfach und alltäglich präsent sind. Mit einem Blick auf Bewältigungsstrategien, mit denen auf die Krise reagiert wurde, stellte Kleiner heraus, dass die Corona-Krise sichtbar gemacht hat, was im Hinblick auf gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse unverändert geblieben ist. Der Begriff der Retraditionalisierung im Kontext der pandemiebedingten Situation sei unzutreffend. Kleiner betonte zudem, dass die gegenwärtige Situation längst von einer ‚neuen‘ Normalität zeugt, in der konservative Lebensformen über das Leitbild des Familismus bestärkt werden, wohingegen alternative oder queere Lebensformen, die von einer heteronormativen Struktur abweichen, medial unsichtbar gemacht werden. Die Stärkung von Familismus in der Corona-Krise kann mitunter erklären, weshalb Frauen von der Krise doppelt betroffen sind. Vergeschlechtliche Arbeitsteilungsmuster sind nie in Gänze verschwunden, wurden nun aber in Bezug auf Sorgeverantwortungen verstärkt reaktiviert. An die Frage von (Un)Sichtbarkeiten während der Pandemie knüpfte auch Glammeiers Statement an. Während der Corona-Krise wurden zwar Formen von Gewalt gegen Frauen und Mädchen wieder stärker thematisiert und die erhöhte Gefahr, während des Lockdowns häusliche Gewalt zu erleben, wurde medial nahezu skandalisiert. Jedoch ist in der medialen Diskussion übersehen worden, dass auch vor der Pandemie gewaltvolle vergeschlechtliche und vergeschlechtlichende Interaktionen zur gesellschaftlichen Normalität gehörten. Mit Bezug auf Carol Hageman-White, dass Gesellschaft sich mit Gewalt eingerichtet habe, fragte Glammeier danach, wie wir mit Gewalt als Normalität weiterhin umgehen wollen und wie „die Grammatik von Gewaltkonstruktionen“ umgeschrieben werden kann. Zu überdenken sei, auf welcher Basis Frauen und Mädchen zu Opfern von Gewalt würden. Eine Prävention von Gewalt müsste sich viel mehr

auf die Verwobenheiten von Geschlechterverhältnissen und die ihnen zugrunde liegenden heteronormativen Machtstrukturen beziehen. Neben der thematischen Fokussierung auf häusliche Gewalt während des pandemiebedingten Lockdowns fand in den Medien ebenfalls eine Debatte um eine mögliche Entschleunigung des (Arbeits-)Alltags während der Corona-Krise statt. Boger bemerkte, dass im Zuge dieser Diskussion allerdings keine die Ordnung störende Entschleunigung von Alltagszwängen stattgefunden hat. Stattdessen wurde versucht, eine „Fassaden-normalität“ aufrechtzuerhalten. Mittels einer psychoanalytischen Perspektive untersuchte Boger das Verlangen und die Funktion, an einer gewohnten Normalität festhalten zu wollen. Als stabil und beständig geglaubte gesellschaftliche Gefüge erweckten konstruierte Normalitäten, beispielsweise in Form von Kleinfamilien, in Krisenzeiten den Eindruck verlässlicher Konstanten, die Sicherheit innerhalb einer symbolischen Gesellschaftsordnung bieten. Im Zusammenspiel mit Konfliktverdrängung und dem Phantasma, in herausfordernden Momenten nicht nur resilient zu sein, sondern auch sein zu müssen, führe dies bei Individuen zu einem „Resilienz Wettbewerb“, mit der Folge von Unterdrückungsverhältnissen zu Lasten derer, die nicht im Besitz machtvollen Kapitals sind.

Aus den Diskussionen, die an den drei Veranstaltungstagen geführt wurden, ist deutlich geworden, dass es unzutreffend ist, Geschlechterungleichheiten, wie sie unter den Pandemiebedingungen sichtbar wurden, lediglich als einen unangenehmen Effekt der Corona-Krise zu verhandeln. Spezifische Geschlechterungleichheiten, so beispielsweise im Hinblick auf asymmetrische Sorgeverhältnisse, traten unter den Pandemiebedingungen zwar besonders scharf hervor. Zugleich sind subtile Mechanismen, die Geschlechterungleichheiten fördern, weiterhin unsichtbar geblieben. Die Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft endete mit einem Aufruf, sich in den gegenwärtigen Debatten und Vorgängen im Zuge der Pandemie weiter einzumischen. Gleichzeitig wurde die Frage nach den (Un)Möglichkeiten erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung sowie einer geschlechterreflektierten Sorge-, Erziehungs- und Bildungsarbeit aufgeworfen.

Kontakt und Information

Annalisa Mattei, M. A.
 Universität Paderborn
 Fakultät für
 Kulturwissenschaften
 Institut für Erziehungswissenschaften
 AG Schulpädagogik mit dem
 Schwerpunkt Geschlechterforschung und Zentrum für
 Geschlechterstudien/Gender
 Studies
 Warburger Straße 100
 33098 Paderborn
 annalisa.mattei@uni-
 paderborn.de



Preisträgerinnen mit Stifterin, Stiftungsvorstand und Veranstalterinnen. Reihe v. l. n. r.: Sigrid Metz-Göckel, Monika Salzer, Stefanie Lohaus, Sonja Eismann, Mithu Sanyal, Shaima Ghafury; 2. Reihe v. l. n. r.: Sigrid Rahmann-Peters, Karola Pohlhausen, Christel Schürmann, Maresa Feldmann, Ute Zimmermann, Felizitas Sagebiel, Ilse Kamski. Foto: Kathryn Baingo.

Uta C. Schmidt

Preisverleihungsfeier der Stiftung Aufmüpfige Frauen

Bericht zur Preisverleihung in der Ev. Stadtkirche St. Petri in Dortmund am 8. Oktober 2021

Am 8. Oktober 2021 erhielten Monika Salzer, Sonja Eismann und Stefanie Lohaus den Preis der Stiftung „Aufmüpfige Frauen“ 2021. Die drei Preisträgerinnen stehen für die Bewegung „Omas gegen Rechts“ und für das Missy Magazine als Medium des popkulturellen Feminismus. Diese Bandbreite an ausgezeichneten Feminismen unter dem Label „Aufmüpfige Frauen“ lässt aufhorchen und verlangt aus mehreren Gründen nach einer eingehenderen Betrachtung – nicht zuletzt, weil sich ein Preis mit der Anrufung „Frauen“ heute gerade durch Feminismen oft pauschal der Kritik des Essentialismus ausgesetzt sieht (Metz-Göckel 2021). Die „Aufmüpfigkeit“ führt als irritierender Begriff historisch hinein in das Spannungsverhältnis von Erfahrung und Erwartung, das auch feministische Praxis antreibt, um gesellschaftlichen Wandel voranzubringen – eine interessante Konstellation. Der Preis geht auf die Soziologin und Wissenschaftspolitikerin Sigrid Metz-Göckel zurück, die im Jahre 2004 aus angespartem Privatkapital und Spenden die „Stiftung Aufmüpfige Frauen“

gründete. Sie wollte – nach Selbstaussage – mit ihrer Stiftung etwas zurückgeben, denn sie hatte als Flüchtlingskind und später in ihrem Berufsleben viel Unterstützung und Solidarität von der Gesellschaft und speziell von Frauen erfahren. 1976 kam sie nach einem Studium der Soziologie in Frankfurt a. M. bei Helge Pross, einer der ersten Soziologieprofessorinnen, an die Universität Dortmund. Sie trat dort eine Professur als Aufbaubeauftragte des Hochschuldidaktischen Zentrums an. Zu dieser Zeit in dieser Funktion noch (fast) allein unter Männern initiierte Sigrid Metz-Göckel 1979 ein erstes Treffen von Frauen, die Wissenschaft und Forschung an der Universität für sich als Lebensperspektive sahen. Aus dem Treffen entstand eine hochschulpolitische Frauenbewegung, die 1980 als „Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen NRW“ mit politischen Forderungen an die Öffentlichkeit trat. Der Arbeitskreis mischte sich bereits 1980 u. a. mit der unglaublichen Forderung nach einer „50-prozentigen Frauenquote für qualifizierte Arbeitsplätze“ an Hochschulen in die Bildungs- und

Wissenschaftspolitik ein und forderte den Auf- und Ausbau von Frauenforschung und Frauenbeauftragten. Dies war im bundesrepublikanischen Denk- und Vorstellungshorizont der 1980er-Jahre eine zutiefst unerhörte Forderung von Frauen, die sich nicht mehr mit den Platzzuteilungen der Gesellschaft zufriedengeben wollten (Schmidt 2012).

Aufmüpfigkeit als politische Kategorie

Diese biografischen frauenpolitischen Erfahrungen mit Unangepasstheit, mit Solidarität, Vergemeinschaftung, Grenzüberschreitung und Raumbesetzung führten zum Namen der Stiftung: „Aufmüpfige Frauen“. Das Wort „aufmüpfig“ wird im Wörterbuch der Gebrüder Grimm mit „aufsässig, widersetzlich“ angegeben und leitet sich aus „mupfig, müpfig“ her, was so viel heißt wie „durch gebärden oder worte seine verachtung oder seine unzufriedenheit ausdrücken, murren“ (DWG Grimm/2). Wortgeschichtlich hat „aufmüpfig“ eine „Schallwurzel“, das heißt, es geht ums Lautsein und die entsprechenden Bewegungen der Mundpartie samt dazugehörendem Gesichtsausdruck. Damit steht Aufmüpfigkeit weiblicher Anmut – mit gesenktem Blick beim stillen Wirken im häuslichen Kreise – grundsätzlich entgegen. Aufgehoben sind in „aufmüpfig“ auch das Niederländische „moppen“ als maulen, und mehr noch: das englische „Mob“ als Bezeichnung für den Pöbel, für eine aufgebraute, gewaltbereite, ungeordnete Menschenmenge, die gesellschaftliche Herrschaftsordnungen bedroht. Aufmüpfigkeit durchkreuzt in diesem Wort- als Bildhorizont gleich mehrfach Repräsentationen, mit denen Weiblichkeit imaginiert, somit hervorgebracht wird und zeigt öffentliche Widersetzlichkeit an. Sie setzt sich über gesellschaftliche Rollenerwartungen an „Züchtigkeit“ hinweg. Damit wird Aufmüpfigkeit als Eigenschaft, Haltung und Praxis zu einer politischen Kategorie.

Und so sind im Verständnis der Stiftung jene Frauen „aufmüpfig“, die über ein feministisches Selbstverständnis verfügen, die Grenzen des Denkens überschreiten und gegen den Strom schwimmen können, die in gesellschaftliche Verhältnisse intervenieren und die sich kreativ für eine Verbesserung der Situation von Frauen* im Interesse des Gemeinwohls einsetzen. Aufmüpfigkeit ist im Verständnis der Stiftung eine grundlegende Eigenschaft, ist Haltung und Praxis des Feminismus. Dieser artikuliert sich in vielen Facetten und zeigt sich eher im Plural als Feminismen, ist unabgeschlossen und in Bewegung, denn er reagiert immer wach auf ge-

gesellschaftliche Herausforderungen. Die Stifterin Sigrid Metz-Göckel hat 2021 ihr Selbstverständnis für die Stiftungsarbeit aktualisiert: „Kurzgefasst ist das Feminismusverständnis der Stiftung Aufmüpfige Frauen personenzentriert und gemeinwohlorientiert; patriarchatskritisch, doch nicht männerfeindlich; egalitär, aber nicht elitär; vielfältig und nicht dogmatisch“ (Metz-Göckel 2021, 6). Als Wissenschaftlerin hat sie die Auseinandersetzungen der letzten Dekaden um die Universalität eines feministischen Subjekts, die Konstruktionen von Geschlechteridentitäten, die Kritiken an Einschluss- und Ausschlussmechanismen von Feminismus aufgegriffen, um ihre Stiftung in der Jetztzeit und für die Zukunft zu positionieren. Sie konzeptionalisiert einen breit gefassten, inklusiven Feminismus, der auch über die Stiftungsarbeit hinaus als Richtschnur für andere feministische Aktivitäten gelten kann. Damit begegnet sie konstruktiv all jenen Einwänden, die Stiftung inauguriere ein universelles feministisches Subjekt „Frau“.

Die Preisträgerinnen 2021 Monika Salzer, Sonja Eismann und Stefanie Lohaus stehen für das breite Spektrum an aktuellen Feminismen. Berzerten Schrittes hat sich die Stiftung mit ihrer Auszeichnung in das Zeitalter des Popfeminismus aufgemacht, denn die Preisträgerinnen wissen das Spiel der Zeichen und Diskurse ebenso zu spielen wie mit lauten Stimmen Widerstand gegen faschistische Tendenzen, Frauenfeindlichkeit, Rassismus, Antisemitismus und Sozialabbau auf die Straße zu bringen.

Omas gegen Rechts

Monika Salzer, geboren 1948 in Wien, ist Psychotherapeutin, evangelische Theologin und Autorin. Im November 2017 gründete sie angesichts der schwarz-blauen Regierungsübernahme die Facebook-Gruppe „Omas gegen Rechts“, um sich gegen den sich in Österreich ausbreitenden Rechtspopulismus und Neofaschismus zu stellen – O-Ton bei der Preisverleihung: „Aufstehen und sagen: es reicht!“ In Österreich droht(e) konkret massiver Sozialabbau und die Gefährdung der Demokratie mit einer Aushöhlung der Menschen- und damit auch der Frauen*rechte. Da wollte Monika Salzer nicht tatenlos zusehen. Es entwickelte sich eine Ländergrenzen überwindende Bewegung von Frauen, die einen generationenübergreifenden integrierenden Feminismus vertritt. Salzer begründet ihre politische Motivation historisch mit Erfahrungen ihrer Generation, die in Zeiten des Wohlstands und des Friedens aufwuchs, die sich bilden konnte und in sozialstaatliche Grundsicherheiten hineinwuchs.



Bei der Preisverleihung, die Stifterin Sigrid Metz-Göckel (ohne Maske) und Maresa Feldmann (mit Maske), Leiterin des Gleichstellungsbüros der Stadt Dortmund, als Veranstalterin und Ausrichterin der Preisverleihung. Foto: Kathryn Baingo.

Nun befürchtet sie, das dies nachkommenden Generationen nicht mehr vergönnt sein wird. Und sie will auf die Frage von Kindern und Enkelkindern „Was habt ihr getan“ gegen die Bedrohung der Demokratie durch Neofaschismus, Antisemitismus, Rassismus, Sexismus und Sozialabbau? – konstruktive Antworten geben können. Darüber wird auch „Generation“ zu einer politischen Kategorie. Im Alter von mehr als 70 Jahren, von Lohnarbeit und Sorgeverpflichtungen gegenüber Kindern und Familienangehörigen entlastet, will sie nicht eigene Interessen durchsetzen, sondern sich für die Lebensbedingungen von zukünftigen Generationen – für „Kinder“ und „Enkelkinder“ – einsetzen. In diesem gegenseitigen Bezug aufeinander sieht sie einen besonderen Generationenvertrag, fordert sie doch die Älteren auf, den Jüngeren von ihren historischen Erfahrungen und Kämpfen zu erzählen, während sie den Jüngeren rät, sich von der Stärke vieler Frauen aus der Großmuttergeneration anregen zu lassen. Omas gegen Rechts engagieren sich für den Erhalt der Demokratie angesichts antisemitischer, autoritärer und offen faschistischer Tendenzen. Sie gehen gegen Fremdenfeindlichkeit und gegen die Ausgrenzung alter und als behindert kategorisierter Menschen auf die Straße. Sie stehen ein für die Rechte von Menschen, die vor Krieg und Not geflüchtet sind (Salzer 2019).

Pussys mit Gehstöcken und Wortbildmarke

Zugleich widersetzen sie sich, offensiv den Begriff „Oma“ umdeutend, den Geschlechterstereotypisierungen älterer Frauen, denen man – in Österreich – nur noch das Apfelstrudelbacken und das Strümpfstricken zubilligen mag. Stattdessen verstehen sie sich als politische Kraft, machen – als Spiel mit Zuschreibungen – mit pinken, selbst-

gestrickten „Pussyhats“ (www.pussyhatproject.com) oder Gehstöcken auf sich aufmerksam und tragen auf Demonstrationen immer wieder optisch anspringend weiße Transparente mit klarer schwarzer Schrift vor sich her, auf denen nichts anderes als „Omas gegen Rechts“ steht. Sie veranstalten Menschenketten, Demos, Mahnwachen, Fensterdemos und schreiben Offene Briefe. Die Bewegung ist unterschiedlich organisiert, mittlerweile gibt es auch in der Bundesrepublik Regionalgruppen. Mit Monika Salzer hat die Stiftung eine feministische Akteurin und eine Bewegung ausgezeichnet, die die Kriterien der Preiswürdigkeit gleich in mehrfacher Hinsicht erfüllt: Sie ist kreativ, schwimmt gegen den Strom, ist gemeinwohlorientiert und patriarchatskritisch, aber nicht männerfeindlich, schließlich gesellen sich zu den Omas mittlerweile auch „Opas“ gegen Rechts, wobei „Opa“ auch hier kein Kinderwort für ein familiäres Verhältnis ist, gar eine Blutsbande indiziert, sondern eine politische Selbstbezeichnung darstellt. Omas gegen Rechts vertreten einen inkludierenden, undogmatischen und aufmüpfigen Feminismus.

Missy Magazine

Mit Sonja Eismann (*1973) und Stefanie Lohaus (*1978) wurden zwei Frauen ausgezeichnet, die im Jahre 2008 das „Missy Magazine“ gründeten, heute das deutschsprachige Medium für „Pop, Politik und Feminismus“. „Missy“ ist die verniedlichende Form von „Miss“ – auch diese Preisträgerinnen eigneten sich also in einem Akt der Selbstautorisierung Sprache an, die Frauen vor- und darstellt, um eigensinnig Deutungen vorzunehmen. Die Gründung des Missy Magazines leitete eine neue „Ära des Feminismus“ ein (Mithu Sanyal): 2008 trauerte ein Teil der Frauenbewegung noch der „Courage“ als Frauenzeitung nach, während ein anderer sich in den Themen, die „EMMA“ bearbeitete, wirklich nicht mehr wiederfinden konnte. Nun bildete sich auch in der Medienlandschaft die Vielstimmigkeit von Feminismus ab, der Achselhaare und Katzen ebenso zum Thema machen konnte wie den Kampf für sichere Abtreibungen oder gegen Antifeminismus. Die Zeit verlangte danach, Pop, Politik und Feminismus zusammenzudenken, für die Bundesrepublik mit ihrer strikten Trennung in E und U – Ernst und Unterhaltung – ein geradezu revolutionäres Unterfangen. Wenn Pop die „kollektive Erzeugung von Bewegungs- und Generationenkultur“ (Diederichsen 2014, 265) ist, dann ist er unzweifelhaft das Medium, in dem sich zeitgenössische Feminismen tummeln und vernetzen. Dass Feminismus Politik sei, das war

2008 in feministischen Öffentlichkeiten durchaus Konsens, aber dass Feminismus sich auch poppig in Pop und als Pop artikulieren kann – da machen viele Feminist_innen nicht mit, die zudem die spielerische, leicht ironisierende bis zuweilen gar dadaeske Grundstimmung als Verrat an der Ernsthaftigkeit ihres Unterfangens werteten. Denn wenn das Missy Magazine „Gleichen Lohn für gleiche Arbeit!“ fordert, dann schließt es zugleich die Forderung nach überhaupt weniger Arbeit an. Lachen oder zumindest Schmunzeln bei einem so ernsten Thema musste erst noch gelernt werden. Auf den Punkt gebracht: Missy hat für den deutschsprachigen Feminismus, über den Alice Schwarzer die Deutungshoheit zu besitzen beansprucht, grundlegend die Generationen- und die Stilfrage gestellt.

Dafür wurden Sonja Eismann und Stefanie Lohaus ausgezeichnet. In der Begründung hieß es, die Texte des Magazines seien intelligent, selbstbewusst und in einem „fröhlich-aufmüpfigen Ton“ geschrieben. Sigrid Metz-Göckel ließ in ihrer wertschätzenden Laudatio anklingen, dass ihr so manche Themen, Debatten, Auseinandersetzungen fremd geblieben sind. Das mag an der Radikalität und Abgrenzungslogik manch queerfeministischer Position liegen und daran, dass sich Positionen immer mehr ausdifferenzieren. Das liegt aber auch an der mit Akronymen und Anglizismen gespickten Sprache, die zum einen inhaltlich die Vielfältigkeit von Genderidentitäten und die Auflösung eines feministischen Subjekts indiziert, die auch zeigt, dass feministische Debatten und Stile international migrieren, die zum anderen aber formal ganz einfach auch den Strukturbedingungen des modernen Medienzeitalters geschuldet ist: Social-Media-Posts mit ihren begrenzten Zeichenzahlen brauchen Abkürzungen wie SAB, da das Wort „Schwangerschaftsabbruch“ einfach zu viele Zeichen umfasst. Das Missy Magazine unterhält für diese Sprachfragen ein äußerst bildendes Glossar „Hä? Was heißt denn ...“, gegen die „Panik von Wörtern“ (<https://missy-magazine.de/hae-was-heisst-denn/>).

Wir verdanken dem Missy Magazine zudem interessante Buchbesprechungen, Rezensionen von Musik- und Theaterproduktionen rund um den Globus. Sie alle zeigen, aus welch vielfältigen Backgrounds, Herkunftsn, Traditionen und Positionen sich aktuelle Feminismen speisen. Bei aller Heterogenität von Themen und Stilen lässt sich doch ein feministischer „Markenkern“ destillieren: Es geht „Missy“ um sexuelle Selbstbestimmung und reproduktive Rechte für alle, es geht um gleichen Lohn für gleiche Arbeit, es geht um Empowerment, Politisierung gegen Antifeminismus und darum: „dass es total egal ist,



Die Preisträgerinnen, v. l. n. r.: Monika Salzer (Omas gegen Rechts), Sonja Eismann und Stefanie Lohaus (Missy Magazine). Foto: Kathryn Baingo.

was du anziehst und für wen: Ob Glitzerfummel, Hijab oder Jesuslatschen.“ Eigentlich sind dies ganz grundständige feministische Forderungen, die auf ein großes Ziel hinauslaufen: „Wir wollen nichts weniger als das gute Leben. Für alle.“ (http://www.stiftung-aufmuepfige-frauen.de/wp-content/uploads/2021/11/2021_Aufmuepfige_Heft_Missy_Preistraegerinnen.pdf).

Grundlagen radikaler Feminismen

Als Festrednerin hatte die Stiftung die Kulturwissenschaftlerin Mithu Sanyal (*1971) eingeladen und damit eine prominente Stimme des zeitgenössischen Feminismus. Ihr gerade erschienener Roman „Identitti“ (Sanyal 2021) dreht sich um Fragen von Identitäten in heutigen Zeiten und wurde in den Feuilletons teils euphorisch besprochen. Mithu Sanyal hat zugleich auch für Missy geschrieben und als Kolumnistin zu großen feministischen Fragen Stellung bezogen. Nun erklärte sie in einer Tour de Force dem Publikum die Grundlagen aktueller radikaler Feminismen. So gilt es zuerst, die Narrative zu verändern, die Frauenbewegungen exklusiv als Bewegung von und für Frauen vor- und darstellen. Sie erklärte den Mechanismus, auf dem dieses Denken beruht – so lassen sich Rechte nur einklagen, wenn sich Entrechtete, Diskriminierte als politisches Subjekt formieren, um dann daraus Gleichstellungsforderungen abzuleiten. Doch ist dieser Konstituierung stets eine Essentialisierung eingeschrieben. Dies lässt sich vielleicht am besten mit den Strategien der Frauenbewegungen im Kaiserreich illustrieren, die sich Bildung, Beruf und Öffentlichkeit nur erkämpfen konnten, indem sie sich als wesenhaft anders definierten und daraus ableiteten, besonders geeignet für Berufe zu sein, die etwas mit Kindern und Mäd-

chen, mit Pflege und Fürsorge zu tun haben – mit dramatischer Langzeitwirkung bis heute. Auch heute benötigen wir eine politische Identität als Frauen, um Rechte geltend machen zu können, doch eine Naturalisierung kann damit nicht einhergehen. So müssen feministische Bewegungen auch sensibel sein gegenüber eigenen Ausgrenzungen, um nicht das zu wiederholen, was jahrhundertlang eben mit Frauen geschah, nämlich dass ihnen das Recht als Mensch abgesprochen wurde. Mithu Sanyal warnte davor, Patriarchat und Kapitalismus gleichzusetzen, und positionierte sich dezidiert gegen einen elitären Lean-In-Feminismus: Es geht nicht um Frauen in DAX-Vorständen, sondern darum, DAX-Vorstände abzuschaffen. Und sie forderte eine neue Solidarität ein, die über die Grenzen der Spezies hinausgeht – nämlich dort, wo es um uns und die Natur geht. Sie appellierte, dieses „Verhältnis“ gänzlich anders zu leben, nicht als hierarchische Subjekt-Objekt-Beziehung, in der sich der Mensch die passive Natur untertan macht, um sie dann in heutiger Rhetorik zu „retten“ – wer denkt da nicht an ein Geschlechterverhältnis?, sondern als Solidarität mit der belebten und unbelebten Natur. Wenn wir uns als abgespalten von Natur begreifen, dann können wir – so Mithu Sanyal – auch nicht bedeutungsvoll mit ihr interagieren. Sie erzählte von der amerikanischen First-Nation-Umweltbiologin Robin Wall Kimmerer (Kimmerer 2021) und ihrem indigenen Wissen um die Verflechtungen von Mensch und Natur, an dem wir unser Bewusstsein und Handeln schulen sollten. Es fängt schon mit unserer Sprache an, die im Deutschen von Substantiven geprägt ist, während die Sprache vieler indigener Völker, so auch der Citizen Potawomi Nation, zu der Robin Wall Kimmerer gehört, über Verben funktioniert, die zu allem und jedem Beziehungen stiften – eine reizvolle Vorstellung in Zeiten, in denen Abgrenzungen und Ausschlüsse das Zusammenleben bestimmen.

Gut, dass Mithu Sanyal auf dem Video-Stream der Preisverleihung noch einmal nachzuhören ist, denn ihren drängend, unbedingt, schnell, pointiert vorgetragenen Positionen war in der halligen St. Petri Kirche in Dortmund akustisch schwer zu folgen (<https://www.youtube.com/watch?v=QVd90AG6vv0>). Gleichwohl war der Ort mit dem monumentalen Antwerpener Altarretabel, dem „Goldenen Wunder“ von 1521, dem Anlass entsprechend gut gewählt. In den letzten Jahren hatte Maresa Feldmann, Leiterin

des Gleichstellungsbüros der Stadt Dortmund, als Kooperationspartnerin der Stiftung stets das Rathaus als angemessenen Ort für frauenpolitische Öffentlichkeit und feministische Traditionsbildung reserviert. Doch war ihr dies wegen Renovierungsarbeiten in 2021 nicht möglich. So fand das historische Ereignis in der Evangelischen Stadtkirche St. Petri statt. Ein Ereignis mit Strahlkraft über Dortmund hinaus – machten sich Stifterin und Stiftungsvorstand mit der Wahl der Preisträgerinnen und der Auswahl der Festrednerin doch auf den Weg hin zu aktuellen, zeitgenössischen, popkulturellen und radikalen Feminismen: Aufmüpfige Frauen sind eben grundsätzlich in Bewegung.

Literatur und Ressourcen

- Artikel Aufmüpfig in: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm/Neubearbeitung (A-F), digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/21, abgerufen am 02.12.2021 unter <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB2>.
- Diederichsen, Diederich (2014), Über Pop-Musik, Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Kimmerer, Robin Wall (2021), Geflochtenes Süßgras. Die Weisheit der Pflanzen, Berlin: Aufbau Verlag.
- Metz-Göckel, Sigrid (2021), Wie feministisch ist die Stiftung Aufmüpfige Frauen? Selbstverständnis der Stiftung Aufmüpfige Frauen, abgerufen am 02.12.2021 unter <https://www.stiftung-aufmuepfige-frauen.de/die-stiftung/>.
- Salzer, Monika (2019), Omas gegen Rechts. Warum wir für die Zukunft unserer Enkel kämpfen, München: Droemer.
- Sanyal, Mithu (2021), Identitti, München: Hansa Verlag.
- Schmidt, Uta (2012), Das Netzwerk Frauenforschung NRW. Geschichte und Gegenwart einer Wissenschaftsinstitution, Essen: Studien Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW.
- <https://missy-magazine.de/>
- <https://missy-magazine.de/hae-was-heisst-denn/>
- <https://www.stiftung-aufmuepfige-frauen.de/>
- <https://www.youtube.com/watch?v=QVd90AG6vv0>

Kontakt und Information

Dr. Uta C. Schmidt
 Koordinations- und
 Forschungsstelle
 Netzwerk Frauen- und
 Geschlechterforschung NRW
 Universität Duisburg-Essen
 Berliner Platz 6–8
 45127 Essen
uta.schmidt@uni-due.de

Buchbesprechungen

Jenny Bünnig rezensiert

K. Lee Chichester/Brigitte Sölch (Hrsg.), (2021): Kunsthistorikerinnen 1910–1980. Theorien, Methoden, Kritiken

438 Seiten, 29,95 €, ISBN 978-3-496-01636-6, Dietrich Reimer Verlag, Berlin

Lange Zeit galt die Kunst als (vor allem) männlich. Frauen¹ fand man *auf* den Bildern, nicht *davor*, sie waren Motiv, vielleicht Muse, aber selten Malerin. Wie in vielen anderen Bereichen mussten sich erst engagierte Frauen selbst auf die Suche machen, um zu zeigen, dass es Künstlerinnen sehr wohl gegeben hat, sie nur (bewusst, absichtlich) vergessen wurden. Doch nicht nur die Kunstwelt war (und ist in vielen Teilen) eine Männerwelt. Auch diejenigen, die uns Gemälde, Skulpturen, Performances und Co. erklär(t)en, sind überwiegend männlichen Geschlechts. Die bekannten Vornamen der deutschen Kunstgeschichte lauten deshalb Heinrich, Erwin und Otto und nicht Hedwig, Lotte und Katharina.

Mit ihrem Buch *Kunsthistorikerinnen 1910–1980. Theorien, Methoden, Kritiken* widmen sich K. Lee Chichester und Brigitte Sölch wichtigen, aber oftmals missachteten Frauen der Kunstgeschichte. Nach einer Einleitung, in der die Herausgeberinnen zurückgehen in die Zeit, in der Frauen erstmals zum Studium im Deutschen Kaiserreich zugelassen wurden, folgen – chronologisch nach den Jahrzehnten sortiert – Porträts einzelner Kunsthistorikerinnen, die Einblick in Leben und Werk der jeweiligen Person geben.

„Die schlicht chronologisch geordneten Texte spiegeln nur exemplarisch die irreduzible Vielfalt an Arbeitsweisen, Forschungsgebieten, Schreibstilen, Textgenres und Methodiken früher Fachvertreterinnen wider. Ebenso vielfältig wie ihre Werke sind die Kontexte, in denen sie entstanden sind. Manche Autorinnen galten als geschätzte Expertinnen ihrer Disziplin und hinterließen tiefe Spuren in der Geschichte der Kunstgeschichte wie auch der Künste. Andere blieben Stimmen am Rand“ (S. 34).

In ihrer Auswahl hätten sie sich auf im deutschsprachigen Raum akademisch sozialisierte Kunsthistorikerinnen konzentriert, „um eine größere Erschließungstiefe zu erreichen, aber auch, weil wissenschaftliche Institutionen und Bildungswege hier nochmals eigens verflochten und strukturiert waren“ (S. 35). Chichester und Sölch

verstehen ihre Sammlung als „offen-endig“ (S. 35) und sogar „zufällig“ (S. 35), da der Forschungsstand zu frühen Kunsthistorikerinnen noch so wenig erschlossen sei, „dass eine informierte Auswahl mit dem dafür notwendigen Überblick vorerst kaum getroffen werden kann“ (S. 35). Für eine Aufnahme in das Buch sei es entscheidend gewesen, ob die jeweilige Kunsthistorikerin eine eigene Stimme entwickelt habe, „die uns heute noch etwas zu sagen hat“ (S. 35). Vor diesem Hintergrund sehen die Herausgeberinnen selbst noch erheblichen Forschungsbedarf, z. B. in Bezug auf den Beitrag von Kunsthistorikerinnen aus dem nichteuropäischen Ausland, die in den deutschsprachigen Raum migriert sind (S. 35). Chichester und Sölch verbinden ihren Band *Kunsthistorikerinnen 1910–1980* jedoch mit der Hoffnung, dass die Texte der vorgestellten Kunsthistorikerinnen „wieder ins allgemeine Bewusstsein für die vielfältigen Theorien, Methoden und Kritiken der Disziplin und ihrer Geschichte(n) zurückgeholt werden können“ (S. 35). Und sie geben Ausblick auf ein zweites geplantes Buch mit anderen Schwerpunktsetzungen (S. 36).

Die Kunstgeschichte heute ist ein sogenanntes „Frauenfach“, mit einem Studentinnenanteil von über 80 Prozent (S. 35) und prekären Arbeitsbedingungen, niedrigen Löhnen und geringem Sozialprestige (S. 36). Bereits 1990 stellte Kathrin Hoffmann-Curtius in einem Vortrag zum Thema „Frauen in der deutschen Kunstgeschichte“ fest: „Frauen sind in der herrschenden kunstgeschichtlichen Lehre in der BRD hauptsächlich als zu belehrende oder in Bildern präsent. In diesen beiden Positionen allerdings erscheinen sie in einer gewaltigen Überzahl“ (Hoffmann-Curtius 1991: 6). Aber auch schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts sah die Situation nicht viel anders aus. So legt ein Zitat von Heinrich Wölfflin, das die Herausgeberinnen an den Anfang ihres Buches stellen, nahe, dass die Kunstgeschichte zu dieser Zeit einen besonders hohen Anteil an Studentinnen verzeichnen konnte (S. 9). Gleichzeitig wurde dieser Umstand offenbar von eini-

¹ Ich gehe davon aus, dass auch in der hier besprochenen Zeitspanne zwischen 1910 und 1980 zahlreiche Geschlechtsidentitäten jenseits der heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit unbenannt geblieben sind, und auch die in diesem Band vertretenen Kunsthistorikerinnen haben sich unterschiedlich zum „Frau-Sein“ positioniert, trotzdem folge ich den Herausgeberinnen, wenn sie schreiben: „Auch wenn diese Personen keineswegs eine einheitliche Gruppe bilden und zahlreiche weitere Identitätsmarker wie soziale Klasse, Religion und ethnische Zugehörigkeit gleichermaßen prägend waren, zeichnen sie sich durch tendenziell ähnliche Bildungswege, Karrieremöglichkeiten und Diskriminierungserfahrungen aus, die durch ihre Kategorisierung als ‚Frau‘ bestimmt und innerhalb eines patriarchalen Systems rechtlich sowie soziokulturell abgesichert waren“ (S. 34).

gen Dozenten als „Zumutung und Abwertung der Disziplin empfunden“ (S. 9), wie es in der Aussage von Wölfflin deutlich wird: „Schrecklich: ich werde, bei der völligen Öffentlichkeit der Universität, zum Mädchenprofessor erniedrigt“ (S. 9). Und auch die Berufsaussichten schienen vor über Hundert Jahren nicht viel besser, weshalb z. B. Julius Lessing, Direktor des Königlichen Kunstgewerbemuseums in Berlin, 1896 die Ansicht vertrat, Frauen hätten zwar „zweifelsohne gewisse ‚natürliche‘ Anlagen“ (S. 10) wie ihren „Sinn für Schönheit“ (S. 10), doch sollte man sie vor dem Kunstgeschichtsstudium „bewahren“ (S. 11), da sie damit „nicht einmal ihren Lebensunterhalt würden bestreiten können“ (S. 11). Zahlreichen Widerständen, Vorbehalten und fehlenden beruflichen Perspektiven zum Trotz konnten 472 Kunsthistorikerinnen recherchiert werden, die vor 1950 im Fach Kunstgeschichte promovierten, allein zwischen 1908 und 1933 waren es 382 (S. 12). Doch – so die Herausgeberinnen – „wussten ihre Vorgesetzten und Kollegen dennoch zu vermeiden, dass sich die ersten Generationen von Kunsthistorikerinnen nachhaltig in das Fach einschreiben und entsprechende Sichtbarkeit erlangen konnten“ (S. 12). Im Mittelpunkt des Bandes *Kunsthistorikerinnen 1910–1980* steht deshalb nicht nur die Frage, was junge Frauen um 1900 dazu bewog, Kunstgeschichte zu studieren, sondern auch:

„Welche Wirkungsfelder konnten die ersten Kunsthistorikerinnen für sich erschließen, welche Netzwerke haben sie geknüpft. Und vor allem: Welche Fragen und Sichtweisen haben sie an die Kunst herangetragen, welche Methoden, Theorien, Wissens- und Wissenschaftspraktiken haben sie entwickelt? Und warum haben sie keine Aufnahme in die Fachgeschichte gefunden?“ (S. 13).

Gegliedert in die verschiedenen Jahrzehnte widmen sich im Anschluss an die Einleitung verschiedene Autor*innen unterschiedlichen Kunsthistorikerinnen – von Gertrud Kantorowicz (1876–1945), Marie Luise Gothein (1863–1931), Hedwig Fechheimer (1871–1942) und Rosa Schapire (1874–1954) zwischen 1910 und 1920, Stella Kramrisch (1896–1993) und Lu Märten (1879–1970) zwischen 1920 und 1930 sowie Josepha Weitzmann-Fiedler (1904–2000), Gisèle Freund (1908–2000), Carola Giedion-Welcker (1893–1979) und Lucia Moholy (1894–1989) von 1930 bis 1940 über Hanna Levy-Deinhard (1912–1984), Helene Wieruszowski (1893–1978) und Anni Albers (1899–1994) 1940 bis 1950, Lotte H. Eisner (1896–1983) und Lottlisa Behling (1909–1989) zwischen 1950 und 1960 sowie Anneliese Bulling (1900–2004), Wilhelmina Lepik-Kopaczyńska (1915–1962), Katharina Otto-Dorn

(1908–1999), Eleanor von Erdberg-Consten (1907–2002), Anne Teut (1926–2018) und Sibyl Moholy-Nagy (1903–1971) 1960 bis 1970 bis zu Jutta Held (1933–2007) und Karin Hirdina (1941–2009) zwischen 1970 und 1980. Die Trennblätter zwischen den Jahrzehnten bestehen aus farbigen Collagen, die aus verschiedenen Bildern dieses Abschnitts gestaltet sind. Zu jeder der vorgestellten Kunsthistorikerinnen finden sich eine Vorstellung ihres Lebens und Werks, ein Foto und eine Auswahlbibliografie. Daran schließt sich ein Auszug aus einer zentralen Arbeit an (im Falle von Rosa Schapire auch zwei), die Kunsthistorikerinnen kommen gewissermaßen selbst zu Wort, sodass sich die Leser*innen einen Eindruck von Argumentation, Stil und Sprache der jeweiligen Kunsthistorikerin machen können. Es sind Texte über die „Geschichte der Gartenkunst“ (Marie Luise Gothein), über „Grundzüge der Indischen Kunst“ (Stella Kramrisch), „Die Aktdarstellung in der Malerei“ (Josepha Weitzmann-Fiedler) oder „Architektur im Dritten Reich, 1933–1945“ (Anna Teut). Einige Abbildungen, die in die Beschreibungstexte der Autor*innen integriert sind, zeigen die Buchebände der Werke, wie z. B. bei Lucia Moholy oder Hanna Levy-Deinhard, andere Doppelseiten aus den Büchern, wie z. B. bei Carola Giedion-Welcker, zentrale Kunstwerke, um die es geht, wie bei Hedwig Fechheimer, oder Skizzen, wie bei Josepha Weitzmann-Fiedler.

„Der Großteil der in diesem Band behandelten Kunsthistorikerinnen war lebenslang als Wissenschaftlerin tätig, allein Lucia Moholy und Gisèle Freund wechselten in die Kunst und wurden als Fotografinnen bekannt, während Anni Albers als am Bauhaus ausgebildete Textilkünstlerin designtheoretische Texte verfasste“ (S. 21).

Und so findet sich bei Gisèle Freund das Passbild ihres Studierendenausweises (S. 152), während die anderen Bilder Fotografien von ihr selbst sind. Die meisten Texte sind auf Deutsch; daneben gibt es aber auch Texte in englischer Sprache, wie z. B. den Vorstellungstext zu Anni Albers oder den Auszug aus Helene Wieruszowskis „Art and the Commune in the Time of Dante“. Abgerundet wird *Kunsthistorikerinnen 1910–1980* durch ein Autor*innenverzeichnis.

Besonders sichtbar wird in den Biografien und Tätigkeiten vieler Kunsthistorikerinnen der Bruch durch den Nationalsozialismus. So seien mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten unzählige jüdische Studentinnen gezwungen gewesen, ihr Studium abzubrechen oder im Exil fortzusetzen. Drei Kunsthistorikerinnen, die kurz vor ihrer Habilitation standen, hätten diese Vorhaben nicht beenden können, und viele Frauen, die sich in Museen, als Kunsthändlerinnen, Kura-

torinnen und Publizistinnen vor 1933 etabliert hatten, ihre Stellen verloren. „Bei ihrer Flucht wirkte sich als Nachteil aus, dass sie oft schlechter vernetzt waren als ihre männlichen Kommilitonen, seltener Stipendien im Ausland erhielten oder oft nicht von Förderern bei ihrer Ausreise unterstützt wurden“ (S. 25). Für einige hätten sich im Ausland neue Perspektiven eröffnet, wie z. B. das Unterrichten an Frauenuniversitäten, in Deutschland aber wurde die Arbeit der jüdischen und politisch verfolgten Kunsthistorikerinnen nicht mehr rezipiert. „So kam es, dass das zu Beginn des 20. Jahrhunderts so produktive und vielseitige wie erfolgreiche Wirken von Kunsthistorikerinnen im deutschsprachigen Raum nach 1945 weitgehend aus der Erinnerung ausgeradiert war“ (S. 26). Und einige der Wissenschaftlerinnen, wie Luise Straus-Ernst (S. 26), bezahlten die Machtergreifung der Nazis mit ihrem Leben: Gertrud Kantorowicz wurde 1942 verhaftet und in das KZ Theresienstadt deportiert. Hier starb sie im April 1945 wenige Wochen vor Kriegsende (S. 43). Hedwig Fechheimer wurde während des Nationalsozialismus verfolgt und „1942, angesichts der drohenden Deportation, mit einund-siebzig Jahren in den Selbstmord getrieben“ (S. 76f.).

So wie die einzelnen Kunsthistorikerinnen ihre eigenen Argumentationen und (Schreib-)Stile hatten, legen auch die einzelnen Texte über sie unterschiedliche Schwerpunkte. Natürlich ist es nicht möglich, ein Leben und wissenschaftliches Werk in weniger als zehn Seiten zusammenzufassen. Da bleiben nicht nur die von den Herausgeberinnen formulierten Fragen nicht selten unbeantwortet. Doch *Kunsthistorikerinnen 1910–1980* weckt Neugier – auf das Leben der Wissenschaftlerinnen, auf deren Arbeit, Gedanken, Ideen, auf die Frauen selbst.

„Bis heute tauchen Kunsthistorikerinnen in den einschlägigen Handbüchern zur Geschichte des

Fachs kaum auf“ (S. 29). Mal erschienen sie nur als Helferinnen bekannter Wissenschaftler, wie in Udo Kultermanns *Geschichte der Kunstgeschichte* von 1966, mal fehle neben den *Altmeistern moderner Kunstgeschichte* aus dem Jahr 1990 von Heinrich Dilly jede Altmeisterin und neben den *Klassikern der Kunstgeschichte* auch 2007 noch jede Klassikerin. Und sogar in die zweite Auflage von *Metzler Kunsthistoriker Lexikon* schafften es im selben Jahr nur drei Kunsthistorikerinnen – zwei mehr als bei der ersten Auflage (S. 30). „Offenbar hat sich seit Veröffentlichung der ersten Fachgeschichten zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Bild einer allein durch männliche Akteure folgenreich geprägten Disziplin verfestigt“ (S. 30). Für die Geschichte der Kunstgeschichte gelte damit ein Zitat von Griselda Pollock: „this shaping, the discursive formation of Art History, was not just passively forgetful“ (S. 31). Umso wichtiger sind Arbeitsgemeinschaften wie die *AG Kunsthistorikerinnen vor 1970: Wege – Methoden – Kritiken*, Initiativen wie die Tagung zu „Kunsthistorikerinnen. Ein Thema für die Wissenschaftsgeschichte“ 1994 in Kiel und Bücher wie dieses, um die Werke von Frauen, deren Wirken und Wirkung und nicht zuletzt die Frauen selbst sichtbar zu machen – so sichtbar, dass sie nicht wieder übersehen, nicht wieder vergessen werden, nicht länger ignoriert werden können.

Literatur

Hoffmann-Curtius, Kathrin (1991): Frauen in der deutschen Kunstgeschichte. Vortrag, gehalten anlässlich des Symposiums „Art History and Cultural Policy in the Federal Republic of Germany“ Northwestern University Evanston/Chicago, 9.–10. Nov. 1990. *Frauen Kunst Wissenschaft*, (11), 6–13.

Kontakt und Information

Dr. Jenny Bünnig
Koordinations- und
Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und
Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
jenny.buennig@uni-due.de

Renate Nestvogel rezensiert

**Henry Kam Kah, Bea Lundt (Hrsg.), (2020):
Polygamous Ways of Life Past and Present in Africa and in Europe.
Polygame Lebensweisen in Vergangenheit und Gegenwart in Afrika und Europa**

418 Seiten, 29,90 €, ISBN 978-3-643-91142-1, LIT, Wien, Zürich

In Europa gilt Polygamie als ein Exotikum, das Neugier erweckt, aber aufgrund seiner vermeintlichen Fremdheit oft auf Ignoranz oder Abwehr stößt. Vor dem Hintergrund der Einwanderung aus polygamen Kulturen nach Europa ist es das Ziel dieser Studie, an der 17 WissenschaftlerInnen europäischer und afrikanischer Herkunft mitgewirkt haben, Polygamie zu entmythologisieren und auf eine rationale Wissensbasis zu stellen. Polygamie (gr. poly = viel, gamos = Ehe) ist eine Eheform mit mehreren PartnerInnen, wobei unterschieden wird zwischen Polyandrie (eine Frau, mehrere Ehemänner), Polygynie (ein Mann, mehrere Ehefrauen) und Polygynandrie (Gruppen-ehe). Da Polygynie die verbreitetste Form ist, wird sie häufig mit Polygamie gleichgesetzt – auch in den hier präsentierten Fallstudien. Die Studie besteht aus zwei Teilen. Im 1. Teil gehen sechs AutorInnen chronologisch Aspekten von Polygamie in der Geschichte Europas nach. Für die Antike konstatiert Elke Hartmann, dass die Monogamie als favorisierte Form der Partnerschaft galt, Polygamie aber durchaus als soziale Praxis gängig war. Jan Rüdiger zeichnet die europäische Geschichte des „monogamen Paares“ nach, das vor allem seit der Christianisierung des Westens zum religiösen, legalen und sozialen Standard wurde – mit vielen praktizierten Abweichungen davon, die der Autor als mittelalterliche Polygamie bezeichnet. Claudia Opitz-Belakhal wirft die Frage auf, warum die heftige Religions- und Ehekritik in der Frühen Neuzeit und Aufklärung nur selten zur Tolerierung polygamer Lebensweisen geführt hat, die bis zum Konzil in Trient 1535 in halblegaler Form geduldet waren. Exemplarisch diskutiert sie Argumentationen aus dem Früh- und Spätwerk des einflussreichen französischen Rechtsgelehrten und Aufklärers Montesquieu. Jonas Bakoubayi Billy untersucht die Kolonialpolitik der Nationalsozialisten, die nach dem Verlust der deutschen Kolonien in Afrika nach dem Ersten Weltkrieg danach trachteten, ein neues Kolonialreich aufzubauen. Im Zentrum stand die Vermehrung der einheimischen Bevölkerung als Schlüssel zur wirtschaftlichen Erschließung, und in den Debatten darüber, ob dieses Ziel eher über Monogamie oder Polygamie erreicht wird, fanden

beide Eheformen Befürworter und Gegner. Karla Verlinden geht den polygamen Beziehungen der 68erInnen-Bewegung nach, die darin eine Befreiung aus repressiven und autoritären bürgerlichen Normen und Werten sahen und sich auf Theorien von Wilhelm Reich beriefen. Bea Lundt skizziert Traditionen nicht-monogamer Orientierungen in Europa und kontrastiert die gesetzlich legitimierte Monogamie mit dem tatsächlichen Verhalten in Europa wie auch von Europäern in Afrika, das Afrikaner, wenn ihre polygamen Traditionen abschätzig kritisiert werden, als arrogant, unehrlich und scheinheilig charakterisieren. D.W. geht sie auf postmoderne Kritik am Dualismus der Moderne sowie die Forderung nach Anerkennung von Vielfalt in Bezug auf Familien- und Ehekonzepte ein.

Der 2. Teil mit Beispielen aus Afrika ist in vier Blöcke unterteilt. Der erste Block befasst sich mit dem Einfluss von Mission und Kirche auf polygame Lebensweisen. Simon Kofi Appiah stellt klar, dass das vorkoloniale subsaharische Afrika sehr verschiedene flexible Eheformen kannte: Monogamie, Polygynie, Endogamie, Leviratsehe, Frauenehen und andere traditionelle Arrangements. Die christlichen europäischen Missionare verachteten praktisch alles, was sie nicht aus Europa kannten. Koffi Venunye Agbobli beschreibt anhand der Etablierung der Steyler Mission unter den Ewe in Togo, dass letztere zwar bereit waren, einen „Hochgott“ anzuerkennen, aber nicht einsehen, warum sie nicht mehrere Frauen heiraten sollten, wenn sie es sich leisten konnten (Brautpreis), was zahlreiche Vorteile mit sich brachte: Die landwirtschaftliche Lebensform benötigte viele Arbeitskräfte, und Polygamie konnte den Brauch kompensieren, der Geschlechtsverkehr während der Menstruation, der Schwangerschaft und bis mehrere Jahre nach der Geburt verbot, um das Überleben des Kindes zu sichern. Zudem ging sie mit größerem Ansehen und Wohlstand einher und bot die Möglichkeit, Allianzen mit mehreren Familien herzustellen, was Unterstützung und Schutz in Notfällen bedeutete. All dies zeugt von wohldurchdachten gesellschaftlichen Regelungen unter den damaligen Lebensbedingungen, die allerdings bis in die 1960er-Jahre von den meisten Missionaren unnachgiebig

abgewertet und bekämpft wurden. Walter Gam Nkwi beschreibt die Auseinandersetzungen der römisch-katholischen Kirche mit einheimischen Eheformen im Bamenda Grasland in Kamerun, wo sich feudale Strukturen herausgebildet hatten, die Polygamie in den herrschenden Schichten förderten. Dagegen hatte die Kirche unter Randgruppen ein relativ leichtes Spiel der Missionierung.

Der 2. Block enthält zwei Beiträge zur Darstellung von Polygamie in literarischen Werken. Uta Reuster-Jahn präsentiert Romane und Theaterstücke von AutorInnen aus Tansania und Kenia sowie Musik zum Thema und kommt zu dem Ergebnis, dass Polygamie in allen Werken eine Quelle von Konflikten, Aggression und Leiden ist und sich bis heute wenig daran geändert hat. Dagegen werden zwar auch in den Hausa-Romanen (Nordnigeria), die Umma Aliyu Musa untersucht, Probleme in polygamen Haushalten geschildert, nicht aber die Institution als solche oder das Verhalten des Ehemannes in Frage gestellt. Problematisch sind vielmehr charakter schwache Frauen, die durch Habgier, Egoismus und Eifersucht das Eheleben zerstören.

Im 3. Block wird Polygamie zwischen ökonomischer Entwicklung und Machtstrukturen verortet. In zwei Fallstudien (Samuel Aniegye Ntewusu zu dem traditionellen Königreich der Dagbon in Nordghana und Martin Sango Ndeh zum Grasland von Bamenda/Kamerun) wird die Geschichte des Zusammenhangs zwischen Herrschern, die über viel Land verfügten, und Polygamie untersucht. Die Investition in mehrere Ehefrauen (und den entsprechenden Nachwuchs) deckte den großen Bedarf an Arbeitskräften ab, sorgte für ein höheres Ansehen und erlaubte die Übernahme spiritueller Aufgaben für die Gemeinschaft sowie die Bildung von Allianzen mit einflussreichen Familien. Einen Sonderfall von Polygynie, die normalerweise mit patrilinearen Strukturen einhergeht, stellt Henry Kam Kah am Beispiel der matrilinearen Laimbwe in der Nord-West-Region Kameruns vor, wo die Verwandtschaftslinien immer auf die Mutter/Großmutter zurückgeführt werden. Aloysius Nyuymengka Ngalim analysiert eine auf traditioneller Kultur und Islam basierende Form der Polygamie in der (semi-)nomadischen Viehzüchter-Gesellschaft der Fulani in Nord-West-Kamerun über einen Zeitraum von 100 Jahren. Hierbei handelt es sich um eine hoch-

gradig gerontokratische und patriarchalische Lebensweise mit problematischen Auswirkungen auf die jüngere Generation, insbesondere die unterwürfige Stellung von Mädchen und Frauen. Der 4. Block wirft einen Blick auf derzeitige und zukünftige polygame Lebensstile. Bea Lundt und Justina Akansor präsentieren Ergebnisse aus 20 Interviews mit Lehrkräften und Studierenden (15m, 5w) einer Universität in Ghana. Die meisten hatten Erfahrungen mit polygamen Haushalten, die von den Älteren (sowie den Muslimen) eher wertgeschätzt wurden als von den Jüngeren (sowie den Christen). Die Studie schließt mit einem Beitrag von Mwangi J. Macharia zur seriellen, multiplen Monogamie in Kenia, die die Polygamie teilweise abgelöst hat und mittels einer Reihe von Scheidungen zustande kommt – bis hin zur „modernen Version“ der Monogamie mit parallel dazu bestehenden informellen Beziehungen zu „Nebenfrauen“.

Die facettenreiche Darstellung polygamer Eheformen in den diversen Fallstudien stellt klar, dass es sich v. a. in afrikanischen Ländern um ein komplexes „system of interrelated variables and interactions“ (NKW, 198) handelt/e, das eines vertieften und vorurteilsfreien Verständnisses des gesellschaftlichen Gesamtkontextes bedarf. Fast alle afrikanischen AutorInnen belegen, dass genau dieses Verständnis einem Großteil der westlich-europäischen Forschung aufgrund seines Ethnozentrismus fehlte, da dieser den eigenen Partikularismus als universell und den eigenen Entwicklungsstand als höchste Fortschrittsstufe deutete. D. W. wird erkennbar, dass Christentum, Kolonialismus, Migration sowie Globalisierung tiefgreifende ökonomische, soziale und kulturelle Veränderungen mit sich gebracht und zur Erosion von vormals gemeinschaftlich geregelten Eheformen geführt haben. Diese Veränderungen erklären u. a. eine gewisse Ambivalenz afrikanischer AutorInnen gegenüber der Polygamie. Ein besonderes Verdienst dieser Studie ist schließlich die Zusammenschau von Eheformen in Europa und Afrika, denn obgleich auf dem einen Kontinent die Monogamie und auf dem anderen die Polygamie Standard war, gibt es doch in der Praxis beider Kontinente viele Überschneidungen und Ähnlichkeiten in Bezug auf nicht- oder teillegalisierte Eheformen.

Kontakt und Information

Prof. (i. R.) Dr. Renate Nestvogel
renate.nestvogel@uni-due.de

Neuerscheinungen

Zeitschriften:

Linda Leskau, Anne Schlüter, Stephan Trinkaus, Susanne Völker (Hrsg.), (2021): Soziale Mobilität und Geschlecht – (Trans)nationale Dynamiken der Gegenwart

GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 2021, 13. Jahrgang – Vol. 13, Heft 3/21, 164 Seiten, ISSN 1868-7245, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Soziale Mobilität – die Möglichkeit, durch eigenes Engagement und durch das Nutzen institutioneller Pfade die soziale Position zu verändern – ist ein Dauerthema der sozial- und erziehungswissenschaftlichen und mittlerweile auch der kultur- und medienwissenschaftlichen Geschlechterforschung. Im Heftschwerpunkt werden damit verbundene aktuelle Herausforderungen an die Forschung zu sozialer Mobilität, Geschlecht, (trans)nationalen Räumen und intersektionalen Konstellationen aufgegriffen. Der Offene Teil bietet Analysen und Debattenbeiträge zu Misogynie in der INCEL-Community, Sexting auf Instagram, queer-feministische Soziale Arbeit und Prozesse der Schließung/Öffnung und Hierarchisierung in Karrieren von Informatik-Doktorandinnen. Das Heft wird durch Rezensionen von vier aktuellen Publikationen aus dem Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung abgerundet.

Kontakt und Information

Redaktion GENDER
redaktion@gender-zeitschrift.de

Elisabeth Holzleithner, Diana Lengersdorf (Hrsg.), (2021): Das gute Leben in der Krise – Geschlechterverhältnisse auf dem Prüfstand

GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 2021, 13. Jahrgang – Vol. 13, Heft 2/21, 171 Seiten, ISSN 1868-7245, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Die Frage des guten Lebens ist untrennbar verbunden mit Fragen der Gerechtigkeit in der Welt. Schon vor der Corona-Krise hat die Möglichkeit, ein gutes Leben zu leben, auch in privilegierten Teilen der Welt ihre unhinterfragte Gewissheit verloren. Im Zuge der Krise zeichnen sich gerade mit Blick auf das Geschlechterverhältnis zusätzlich höchst problematische Entwicklungen ab. Der Heftschwerpunkt dieser Ausgabe greift damit verbundene Themen auf und stellt sie in einen größeren Zusammenhang. Der Offene Teil des Heftes präsentiert eine vielfältige Palette an Forschungsbeiträgen. Gleich zwei ethnografische Studien sind darunter, die eine befasst sich mit den Geschlechteraspekten intergenerationaler familialer Gedenkkulturen auf Friedhöfen, die andere mit Essenspraktiken im inklusiven Schulsetting. Im Mittelpunkt eines weiteren Beitrags steht das Coming-out von schwulen Männern in der westlichen Gesellschaft als „Veränderung“, der vierte Aufsatz bietet eine qualitative Inhaltsanalyse von Handbüchern der Geschlechterforschung zur Kategorie ‚Behinderung‘. Vier Rezensionen zu aktuellen Publikationen der Geschlechterforschung runden das Heft wie immer ab.

Kontakt und Information

Redaktion GENDER
redaktion@gender-zeitschrift.de

IZGOnZeit. Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZG), Nr. 10 (2021)

Diese Ausgabe legt einen deutlichen Schwerpunkt auf Qualifikationsvorhaben, die im Umfeld der Universität Bielefeld entwickelt wurden. Patricia Bollsweiler beschäftigt sich am Beispiel von zwei ausgewählten literarischen Werken mit den narrativen Mitteln, die eingesetzt werden, um queere Geschlechteridentitäten zu konstruieren. Ihr Beitrag heißt „Queer(ness) erzählen. Wie Virginia Woolf und Honoré de Balzac queere Figuren ‚avant la lettre‘ erschufen“. Johanna Pangritz untersucht den Zusammenhang von fürsorgender und hegemonialer Männlichkeit bei männlichen Fachkräften in Erziehungs- und Bildungseinrichtungen. Der sich darauf begründende, hier veröffentlichte Aufsatz ist betitelt „Männlichkeit, Care und Gleich-

stellung. Fürsorgende Männlichkeiten als Chance für das Geschlechterverhältnis?". Greta Wienkamp analysiert, wie heranwachsende junge Frauen beziehungsweise Mädchen mit den widersprüchlichen Erwartungen an ihr Geschlecht umgehen und sich selbst in diesem Spannungsfeld verorten. Ihr Aufsatz trägt den Titel: „Zwischen Emanzipation und Tradition? Eine Untersuchung der Geschlechtervorstellungen aktuell heranwachsender junger Frauen mithilfe des Gruppendiskussionsverfahrens“. Weitere Einblicke in unterschiedliche Fragestellungen der Geschlechterforschung eröffnen – neben weiteren Beiträgen – die darauf folgenden Rubriken u. a. mit Berichten über wissenschaftliche Veranstaltungen und ausgewählte Neuveröffentlichungen.

Unter folgendem Link finden Sie die komplette Ausgabe sowie alle einzelnen Artikel: www.izgonzeit.de

Kontakt und Information

Dr. Birgitta Wrede
izg@uni-bielefeld.de

onlinejournal kultur & geschlecht, Nr. 27 (2021)

Die Sommerausgabe #27 des onlinejournal kultur&geschlecht knüpft an die vorangegangene Ausgabe und ihre Schwerpunkte an und befasst sich in andauernder Aktualität des Themas mit struktureller Gewalt, insbesondere mit differenten Erscheinungsformen von Rassismus und seiner intersektionalen, gendersensiblen Analyse und Kritik in literatur- und medienwissenschaftlichen sowie soziologischen Perspektiven: So leisten die Beiträge Analysen von zeitgenössischen Phänomenen wie Femonationalismus, Neofaschismus, Rechtsterrorismus, Rassismus und Misogynie und fragen je kritisch danach, inwiefern Darstellungen und Ästhetiken daran mitarbeiten, Gewaltstrukturen zu verstärken oder zu überwinden.

Das onlinejournal kultur & geschlecht ist ein transdisziplinäres Forum für Nachwuchswissenschaftler*innen der Ruhr-Universität Bochum, die zu Geschlechterfragen und ihren Kontexten forschen. Es wird am Lehrstuhl für Medienöffentlichkeit und Medienakteure mit besonderer Berücksichtigung von Gender des Instituts für Medienwissenschaft von Astrid Deuber-Mankowsky und Jasmin Degeling herausgegeben, gefördert von der Fakultät für Philologie und dem Rektorat der RUB.

Kontakt und Information

Dr. des. Jasmin Degeling
jasmin.degeling@ruhr-uni-bochum.de

LAG Mädchen*arbeit in NRW e. V. (Hrsg.), (2021): Rassismenkritik in der Mädchen*arbeit: intersektional weitergedacht!

Betrifft Mädchen, Heft 4, 10,00 Euro, ISSN 1438-5295, Beltz Juventa, Weinheim

Mit großer Freude haben wir, Sanata Nacro und Marthe Heidbreder, die Heftverantwortung für diese Ausgabe der Betrifft Mädchen übernommen. Freude darüber, dass wir eine Plattform gestalten konnten, die rassismuskritische Denkansätze und Praktiken aus intersektionalen Ausrichtungen in den Fokus nimmt. Seit der Veröffentlichung *Antirassistische Mädchenarbeit* von Maureen Maisha Auma 1999 ist einiges an rassismuskritischer Struktur- und Praxisentwicklung gelungen. Dennoch bewegen wir uns auch hier in einer Gleichzeitigkeit von Fortschritten, Rückschritten und Stillständen, so hat es Ines Pohlkamp in Bezug auf die Mädchen*arbeit einmal treffend ausgedrückt. Diese Gleichzeitigkeit wird von den Autor_innen in den multiperspektivischen Beiträgen aufgegriffen.

In diesem Heft richten wir unseren Blick auf die wachsende Anzahl von Mädchen*räumen und Fachkräften, die machtkritische Ausrichtungen und Reflexionen als Grundlage pädagogischen Handelns verstehen und mit der Ausrichtung ihre Praxis und ihre Strukturen reflektieren und weiterentwickeln. Wir freuen uns sehr, vornehmlich BI_PoC_positionierte Praktiker*innen und Wissenschaftler*innen abzubilden, die auf bestehende Leerstellen und Entwicklungen in der rassismuskritischen Mädchen*arbeit hinweisen und damit die Rassismenkritik in der Mädchen*arbeit intersektional weiterdenken. Unser ausdrücklicher Dank und Anerkennung gehen demnach an die Autor_innen, die sich bereit erklärt haben, ihre Erfahrungen, ihr Wissen, ihre positionierten Analysen und Praktiken, ihre Zeit, ihre Verwundbarkeiten, ihre Wut und ihre Visionen uns Lesenden (und Lernenden) zur Verfügung zu stellen, und zwar ohne sich darin leicht konsumierbar zu machen.

Mit Beiträgen von: Maureen Maisha Auma, Shivā Āmiri, Pasquale Virginie Rotter, Maja Bogojević, Tuğba Tanyilmaz, Miki Welde, Hanna Hoa Anh Mai, Sanata Nacro im Interview mit Emilia Roig, Gülay Türk, Linda Wünsch, Jasaman Behrouz

Kontakt und Information

LAGM*A NRW
lag@maedchenarbeit-nrw.de

Bücher

Astrid Libuda-Köster (2021): Geschlechtsspezifische Teilhabe

79 Seiten, 12,80 €, ISBN 978-3-89733-537-0, Projekt Verlag, Bochum, Freiburg

Unser Grundgesetz (GG) besagt in § 3 Absatz 3: „Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden“. Demnach darf auch Niemand wegen ihrer Behinderung benachteiligt werden, oder? Unsere demokratische Gesellschaft basiert auf dem Prinzip Chancengleichheit. Artikel 3 GG garantiert in Absatz 1: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“. Auch die UN BRK fordert die gleiche Teilhabe am gesellschaftlichen Leben für Frauen und Männer mit Behinderung. Auf der Suche nach ungleicher Teilhabe behinderter Männer und Frauen erweist sich die Variable Geschlecht als dominant. Im Verlauf eines Erwerbslebens sind die Chancen, die sich in zentralen Handlungsspielräumen für Männer und Frauen mit und ohne Behinderung bieten, geschlechtsspezifisch ungleich nutzbar. Mit dem sozialwissenschaftlichen Lebenslagenansatz nach Uta Enders-Drägässer und Brigitte Sellach wird ein theoretisches Gerüst zur Vergleichbarkeit von weiblichen und männlichen Lebenslagen in ihren drei Phasen Ausbildungsphase, Familienphase und prä-Rentenphase für zentrale Handlungsspielräume untersucht, um mit qualitativ- und quantitativ-empirischen Daten das oftmals heftig umstrittene Spannungsfeld von Chancengleichheit zu systematisieren und vergleichbar zu machen. Die Analyse von Handlungsspielräumen bzw. Chancen nach Behinderung und Geschlecht bringt ans Licht: Die Chancengleichheit im ökonomischen Handlungsspielraum ist für Frauen mit und ohne Behinderung ungleich. Männliche Lebensläufe sind von kontinuierlicher und linearer Erwerbsarbeit und damit durch relative ökonomische Sicherheit gekennzeichnet. Weibliche Lebensläufe sind diskontinuierlich, weil Frauen die Doppelbelastung Beruf und Mutterschaft, einschließlich unbezahlter Hausarbeit, bewältigen. Die Ungleichheiten im ökonomischen Sektor strahlen auf viele weitere Teilhabebereiche aus. In den wenigen Bereichen, wo gezielte staatliche Gleichstellungsmaßnahmen wirken, findet sich eine Ebenbürtigkeit männlicher und weiblicher Chancen.

Kontakt und Information

Dr. Astrid Libuda-Köster
info@jpse-nrw.de

Beate Kortendiek, Lisa Mense, Sandra Beaufäys, Jenny Bünnig, Ulla Hendrix, Jeremia Herrmann, Heike Mauer, Jennifer Niegel (2021): Gender Pay Gap und Geschlechter(un)gleichheit an Hochschulen

590 Seiten, 54,99 €, ISBN 978-3-658-32858-0, Springer Fachmedien, Wiesbaden

Dieses Jahrbuch beinhaltet auf der Grundlage empirischer Forschung eine umfassende Studie zum Gender Gap in der Wissenschaft und eröffnet eine Diskussion über die Geschlechtsneutralität der Wissenschaft. Im „Jahrbuch geschlechterbezogene Hochschulforschung“ werden regelmäßig Forschungsergebnisse zur Geschlechter(un)gleichheit an den Hochschulen in Nordrhein-Westfalen veröffentlicht. Die Forschungsgruppe Gender-Report der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW führt im Dreijahresrhythmus eine geschlechterdifferenzierte Untersuchung durch, die auf einem Methodenmix aus quantitativen und qualitativen Erhebungsverfahren basiert und die jeweils drei Teilstudien umfasst. Teil I bietet eine detaillierte Analyse und Fortschreibung hochschulstatistischer bundes- und landesweiter Daten im Quer- und Längsschnitt. In Teil II wird erforscht, welche Gleichstellungspraktiken an den Hochschulen mit jeweils aktuellen Schwerpunktsetzungen ein- und umgesetzt werden. Teil III ist reserviert für Fallstudien zu spezifischen Themenbereichen – von geschlechterbezogenen Forschungen zu Professuren und Berufungsverfahren, über Studien zum Gender Pay Gap in Hochschule und Wissenschaft bis hin zu fachkulturellen Unterschieden und den Arbeits- und Forschungsbedingungen im wissenschaftlichen Mittelbau. Die Untersuchungen und Analysen beziehen sich schwerpunktmäßig auf die Situation in Nordrhein-Westfalen. Aufgrund des Faktums, dass NRW als bevölkerungsreichstes Bundesland über die dichteste Hochschullandschaft in Deutschland verfügt, sind die Ergebnisse auch bundesweit von hoher Relevanz – ebenso wie für die Hochschulforschung im und über den deutschsprachigen Raum hinaus.

Kontakt und Information

Dr. Beate Kortendiek
beate.kortendiek@netzwerk-
fgf.nrw.de

Christine Wimbauer (2021): Co-Parenting und die Zukunft der Liebe. Über post-romantische Elternschaft

298 Seiten, 29,00 € (Print), kostenloser Download, ISBN 978-3-8376-5503-2, transcript, Bielefeld

„Co-Parenting“ gilt als neues Familienkonzept. Zwei oder mehr Menschen gründen eine Familie, sind aber kein Paar. Doch was bedeutet dessen Ausbreitung für die romantische Liebe? Wird sie zerstört oder transformiert und öffnet sie sich für neue Familien- und Beziehungsformen? Entfaltet sich in der post-romantischen Elternschaft gar ein utopisch-emanzipatives Potenzial, das Frauen und LGBTQ*^s aus patriarchalen, hetero- und paarnormativen Herrschaftsverhältnissen befreit? Neben Gegenwarts- und Zukunftsszenarien erkundet das Buch auch die gesellschaftspolitischen Herausforderungen dieser Entwicklungen.

Kostenloser Download unter: <https://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5503-2/co-parenting-und-die-zukunft-der-liebe/>

Kontakt und Information

Prof. Dr. Christine Wimbauer
christine.wimbauer@sowi.
hu-berlin.de

LAG Mädchenarbeit in NRW e. V. (2021): Rassismuskritische Mädchen*arbeit. Reflexionshandbuch und Arbeitstool

66 Seiten, 2,00 € Schutzgebühr, kostenloser Download, Wuppertal

Aus der intensiven Arbeit ist dieses Reflexionshandbuch und Arbeitstool entstanden und steht für die Weiterentwicklung einer rassismuskritischen und geschlechterreflektierenden Mädchen*arbeit. Es sind Ausarbeitungen aus der Praxis für die Praxis, von denen wir uns weitere Prozessanstöße wünschen. Dieses Handbuch kann sowohl als aktives Arbeitstool für die eigene Reflexion als auch für die eines Teams und/oder für die Organisationsreflexion genutzt werden. Zu jedem der einzelnen Bausteine findet ihr Literaturhinweise, Online-Quellen oder Videoempfehlungen für die weitere Auseinandersetzung in Eigenarbeit. Zum Schluss haben wir euch noch ein Glossar mit Begriffen und Konzepten rassismuskritischer Mädchen*arbeit angehängt.

Autor*innen: Linda Wunsch, Gülay Türk, Jasaman Behrouz, Sanata Nacro, Marthe Heidbreder

Kostenloser Download unter: <https://maedchenarbeit-nrw.de/wp-content/uploads/2021/11/Web-Reflexionshandbuch-lagm-a-fin-68-Seiter-20-9-21Text.pdf>

Kontakt und Information

LAGM*A NRW
lag@maedchenarbeit-nrw.de

Astrid Deuber-Mankowsky, Philipp Hanke (Hrsg.), (2021): Queeres Kino/ Queere Ästhetiken als Dokumentationen des Prekären

367 Seiten, 39,00 € (Print), Open Access, ISBN 978-3-96558-023-7, ICI Berlin Press, Berlin

Wenn queeres Kino und queere Ästhetiken das Prekäre dokumentieren, dann intendiert dies auch eine Revolution im Symbolischen. Oder anders formuliert: Ihr ästhetisches Unterfangen, Rahmungen zum Vorschein zu bringen, ohne sie zu wiederholen, erweist sich, wie die hier versammelten Beiträge namhafter Film-, Medien- und Queertheoretiker*innen zeigen, als prekäre Form der Dokumentation. Die Beiträge bieten dabei zugleich einen Einblick in den gegenwärtigen Stand des queeren Kinos – seiner Filme, Videos und visuellen Installationen.

Mit Beiträgen von Julia Bee, Astrid Deuber-Mankowsky, Maja Figge, Natascha Frankenberg, Henriette Gunkel, Philipp Hanke, Nanna Heidenreich, Marietta Kesting, Katrin Köppert, Isabell Lorey, Anja Sunhyun Michaelsen, Andrea Seier

Kontakt und Information

Prof. Dr. Astrid
Deuber-Mankowsky
astrid.deuber-mankowsky@
rub.de

Marianne Heimbach-Steins, Judith Könemann, Verena Suchhart-Kroll (Hrsg.), (2021): Gender (Studies) in der Theologie. Begründungen und Perspektiven

237 Seiten, 36,00 €, ISBN 978-3-402-12316-4, Aschendorff, Münster

Feministische Fragestellungen und Genderperspektiven haben sich in der theologischen Forschung zunehmend etabliert. Dennoch werden sie oftmals noch als ergänzender Spezialdiskurs in Abgrenzung zu ‚essentiellen‘ theologischen Themenfeldern verstanden. Theologische Genderforschung ist jedoch eine Querschnittsdisziplin, die Geschlecht in allen theologischen Disziplinen und in ökumenischer Kooperation zum Gegenstand macht. Dies zeigt der vorliegende Band: Er versammelt Beiträge theologischer Genderforschung aus dem deutschsprachigen, christlich-theologischen Wissenschaftsdiskurs, um sich über ihren Status quo zu vergewissern, Desiderate zu identifizieren sowie aufkommende Themen und Ansatzpunkte für weitergehende Forschung zu eruieren.

Die Beiträge suchen aus ihren jeweiligen fachlichen Perspektiven Annäherungen an die Fragen nach Begründungen und Perspektiven theologischer Genderforschung. Zunächst wird die Bedeutung der Genderforschung für Fächer wie Exegese, Kirchengeschichte, Liturgiewissenschaften u. v. m. anhand konkreter Gegenstände exemplifiziert. Daraufhin werden Wirkweisen gesellschaftlicher Geschlechternormen in Bezug auf Anerkennungsverhältnisse analysiert und Geschlechtsidentitäten in pädagogischen Kontexten reflektiert. Der Band schließt mit der Frage nach Entwicklungspotentialen theologischer Genderforschung durch Einbezug von kritischen Perspektiven feministischer Theologie, theologischen Ortserkundungen und bisher noch wenig rezipierten Diskursen wie z. B. britischen queer-theologischen Ansätzen oder der Intersektionalität.

Kontakt und Information

Verena Suchhart-Kroll
v.suchhart-kroll@uni-
muenster.de

Aufsätze/Berichte

Stephanie Spanu (2021): Gender und die Sozialpädagogik – Über die Diskurse in sozialpädagogischen Ausbildungsformaten

Kontakt und Information

Drⁿ phil. Stephanie Spanu
stephanie.spanu@tu-
dortmund.de

In: Julia von Dall’Armi, Schurt, Verena (Hrsg.): Von der Vielheit der Geschlechter, Springer VS, Wiesbaden, S. 41–51

Leoni Linek, Mona Motakef, Almut Peukert, Julia Teschlade, Christine Wimbauer: Soziale Elternschaft

Kontakt und Information

Prof. Dr. Mona Motakef
mona.motakef@tu-
dortmund.de

In: Lisa Yashodhara Haller, Alicia Schlender (Hrsg.): Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft. Verlag Barbara Budrich, Opladen

Marie-Theres Wacker (im Erscheinen): Ein neuer Mordechai und ein quellender Brunnen. Genderspezifische Beobachtungen zum Jüdischen Friedhof an der Einsteinstraße in Münster/Westfalen (1816–2016)

Kontakt und Information

Prof. Dr. Marie-Theres Wacker
wacker.mth@uni-muenster.de

In: Magdalene Frettlöh, Angela A. Berlis, Isabelle Noth, Silvia Schroer (Hrsg.): Geschlechter des Todes. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, S. 363–395

Journal

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 49/2021

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Universität Duisburg-Essen | 45127 Essen

www.netzwerk-fgf.nrw.de

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
D U I S B U R G
E S S E N

Offen im Denken

ub | universitäts
bibliothek

Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/75190

URN: urn:nbn:de:hbz:465-20220225-092921-7



Dieses Werk kann unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 Lizenz (CC BY 4.0) genutzt werden.